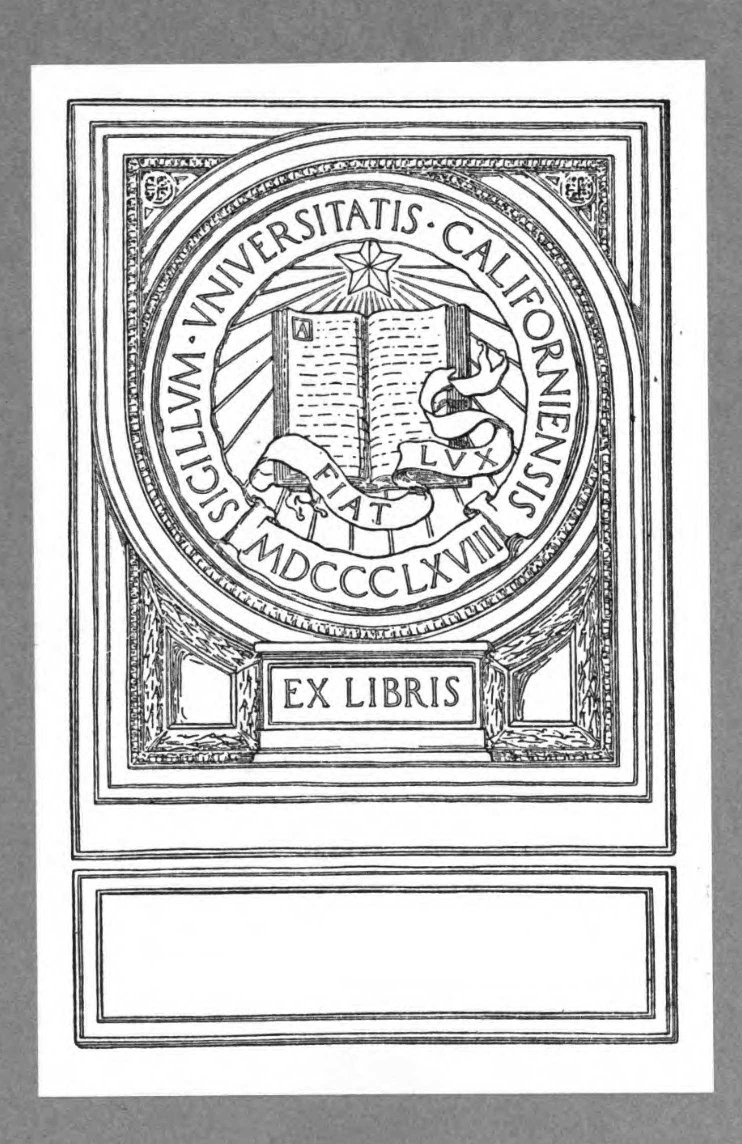



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Napoleon I.

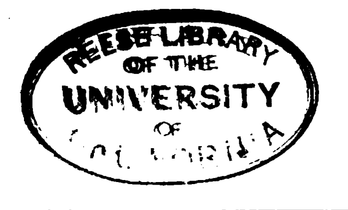
Eine Biographie

von

August Fournier.

Erster Band:
Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich.

Zweite, umgearbeitete Auflage.



WIEN.
Verlag von F. Tempsky.

LEIPZIG.
Verlag von G. Freytag.

1904.



— immer neue Schwächen und Fehler an dem berühmtesten Emporkömmling aller Zeiten zum Vorschein brachten, die historische Schätzung desselben beeinflußten und bewirkten, daß man heute nur zu sehr geneigt ist, über dem kleinen Menschen den großen Mann zu übersehen. Ein zweites ist, daß im Jahre 1870 das Regiment seines Neffen, Napoleons III., welches auf der Basis der noch unerschütterten bonapartistischen Tradition begründet worden war, von der Republik abgelöst wurde, d. i. von jener Form des Staatsorganismus, die ehedem der Oheim mit Gewalt und Willkür zerbrochen hatte. Indem sich Frankreich jetzt wieder für sie entschied, kamen ihre historischen Gegner gleichsam von Staatswegen in Mißkredit, indes die Werke und Taten der großen Revolution in ein unverdient günstiges Licht rückten. Erst in den letzten Jahren hat man in den ernsten, dem politischen Parteizwist abgewendeten Kreisen der französischen Gelehrten — vielleicht durch die Forschung der Deutschen angeregt — erkannt, daß es nicht bloß eine napoleonische, sondern auch eine revolutionäre Legende gebe, die, wie jene, beseitigt und durch die rückhaltlose Wahrheit ersetzt werden müsse. Dieses Bemühen ist noch nicht zu unbestreitbaren Ergebnissen gelangt und der Klärungsprozeß der letzten hundert Jahre französischer Geschichte noch nicht beendet. Aber schon jetzt kann man sehen, daß aus der giltigeren Auffassung der ersten Republik von 1792—1799 sich auch eine gesichertere Anschauung von der historischen Bedeutung Napoleons I. vorbereitet. Man braucht nur festzuhalten, daß er zugleich das Geschöpf und die Vollendung der Revolution gewesen ist und in ihren Bahnen auch dann noch gewandelt hat, als seine kühne Hand bereits nach dem Diadem von Frankreich griff. Von diesem Gesichtspunkte aus wird sein heutiger Biograph seine Aufgabe zu erfassen haben, und soweit es die durch äußere Umstände eng gesteckten Grenzen meiner Darstellung erlaubten, hab' auch ich im bescheidensten Maße zu ihrer Lösung beizutragen versucht. Von mehr als einem dürftigen Umriß wird allerdings nicht die Rede sein können. Wie viel ich dabei vorangegangenen Werken verdanke, kann ich im einzelnen nicht besonders verzeichnen; fachgeschulten Kennern wird dies von selbst in die Augen fallen. Ab und zu aber bin ich doch auch meinen eigenen Weg geschritten. Ich



hoffe, er hat mich zwischen politischer Befangenheit auf der einen und bloß moralisierendem Kritteln auf der anderen Seite hindurchgeführt zu einem, nicht vollständigen und nicht abgeschlossenen, aber doch vielleicht in seinen Konturen nicht unähnlichen Bilde von dem Wesen und Tun dieses Mannes, der, wie kein zweiter vor ihm, die Geschicke einer Welt beeinflußt hat.

Ich habe am Schlusse dieses Bandes litterarische Notizen mitgeteilt. Sie sind selbstverständlich von jeder Vollständigkeit auch nur des Wichtigsten weit entfernt und sollen ebensowenig, wie die unter dem Texte befindlichen Noten, meine Darstellung belegen. Sie sind vielmehr nur in der Absicht dargeboten, jene Leser, die mein Buch zu erweiterter Lektüre und tiefer gehender Beschäftigung mit dem Gegenstande anzuregen vermag, auf Werke zu verweisen, welche ihnen dabei am zuverlässigsten dienen werden. Nur wenn ihr solche Anregung gelingt, wird meine Erzählung den Erfolg haben, den ich ihr wünsche.

Wien, Ende Dezember 1885.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Vor etwas mehr als zehn Jahren wurde ich seitens der Verlagshandlung aufgefordert, eine neue Ausgabe dieses Buches vorzubereiten. Es hatte nachsichtigen Beifall gefunden, war gelesen und studiert und, was mich nicht wenig stolz machte, auch in die Sprache jenes Volkes übertragen worden, dessen Geschichte es entnommen war. Ich hätte dem Ansinnen gerne Folge geleistet, weil ich wußte, daß Manches darin unzulänglich dargestellt war, daß es an Mängeln und Verstößen im Einzelnen nicht fehlte und daß der Stoff hie und da tiefer gehende Arbeit heischte als ich ihm gewidmet hatte. Dennoch widerstand ich. Denn gerade dazumal hatte in Frankreich ein neues, aus politischen Stimmungen erwachsenes Interesse an dem Gegenstande eine mächtig an-



schwellende Flut litterarischer Darbietungen hervorgerufen, die wahllos, was nur immer mit Napoleon I. zusammenhing, Wichtiges und Unwichtiges — und das Unwichtige überwog, Historie und Legende — und die Legende überwog, in Menge herantrug, so daß Übersicht und Sichtung fast unmöglich schienen. Auch war es just damals, wo neue Fragen der Auffassung vom Charakter des Imperators und seiner Politik aufgeworfen wurden, zu denen Stellung zu nehmen demjenigen nicht leicht fiel, der ferne von den entscheidenden Quellen sein Urteil zu finden hatte. Ich mußte mich daher entschließen abzuwarten, in der Hoffnung, daß die wilde Strömung endlich auch die ernste Wissenschaft bei den Franzosen veranlassen werde, ihren Bestand zu schützen und durch neues Bauwerk auf tiefer gelegten Fundamenten zu sichern. Die Hoffnung hat mich nicht getäuscht. Das jüngste Jahrzehnt brachte Publikationen von unbestreitbarem Werte hervor. So traten z. B. in den letzten Jahren des vorigen und in den ersten dieses Jahrhunderts tausende bisher unbekannter Briefe Napoleons ans Licht. Aus den reichen Schätzen der Pariser Archive wurden immer neue Dokumente von hoher Geltung veröffentlicht. Die Forschung begann, indem sie den für die Geschichte jener Zeit überaus bedeutsamen ökonomischen Staatsfragen nähertrat, ein weites, bisher so gut wie brach gelegenes Feld zu bebauen. Die Kriegsgeschichte warf ihr chauvinistisches Kleid ab und offenbarte, von ruhiger Kritik diktiert, viel wesentlich neues. Endlich haben sich einige der hervorragendsten unter den Historiographen der Nation des Gegenstandes bemächtigt: die Sorel, Chuquet, Vandal, Aulard u. A. widmen heute ihre rühmlich erprobte Kraft dem Zeitalter des großen Bonaparte. Und da das Interesse an Diesem nicht in die Grenzen Frankreichs gebannt blieb, sondern weit darüber hinausreichte, hat auch an den Quellen der fremden Archive eine fruchtbare Tätigkeit begonnen. Den Deutschen war sie längst vertraut; nun ist sie auch in England, Italien, Rußland und jenseits des Weltmeeres wirksam geworden. Es ist bezeichnend, daß seit einiger Zeit in Rom, der idealen Welthauptstadt, eine „Revue napoléonienne“ erscheint, die in allen Kultursprachen und aus allen Erdteilen Beiträge sammelt zur Kunde von dem

merkwürdigen Manne und den merkwürdigen Dingen seiner Epoche.

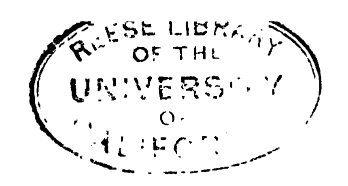
Jetzt durfte auch ich es wagen, mein Buch zum zweiten Mal erscheinen zu lassen. Ich ging mit redlichem Bemühen daran, es zu verbessern, an der Hand neuer Forschungsergebnisse zu bereichern und derart auszustatten, daß es in dem glänzenden Kreise wertvoller Geschichtswerke keine allzu schlechte Figur mache. Ich weiß, daß mir, diese Absicht durchzuführen, nur zum geringsten Teile gelungen ist. Wie viel mag mir von neuen Schriften entgangen sein! Wie viele treffliche Einzelstudien, bei denen ich gerne verweilt hätte, konnte ich nur gleichsam wie im Fluge berühren! Wie viele haben sich, unerreichbar, von mir ferngehalten! Und dazu kam ein anderes Bedenken. Das Buch hat an Umfang nicht unbedeutend zugenommen, und gerade in seiner Kürze hatte vielleicht sein Vorzug bestanden. Und daß ich mich bestimmt sah, die begleitenden Noten zu vermehren, wird das nicht seine Lesbarkeit beeinträchtigen? Am Schlusse wurden den reichlicher mitgeteilten „Litterarischen Anmerkungen" eine Anzahl von unedierten Briefen Napoleons beigefügt, was den „gelehrten Apparat" auch noch vergrößerte. Wird man mir das dort zugute halten, wo man gerade die Abwesenheit solchen Beiwerks gerühmt hatte? Es war mir nicht leicht, alle diese Erwägungen zum Schweigen zu bringen, und gelang schließlich nur durch die andere, ich dürfe nichts Wichtiges einer gefälligen Knappheit opfern, oder zu Kontroversen, welche die Forschung ganz besonders beschäftigen, mein Urteil abgeben, ohne es kurz zu begründen. Darum möge man dem kleinen Werke den Zuwachs an berichtender Erzählung und das bißchen Rüstzeug nicht übelnehmen. Hab' ich doch auch dabei mancher Lockung siegreich widerstanden.

Inwieferne neue Arbeit den Inhalt beeinflußt hat, will ich hier nicht auseinandersetzen. Nur Eins kann ich andeutungsweise sagen: es hat sich mir vieles ergeben, das eine Korrektur im Einzelnen nötig machte, im Ganzen genommen aber habe ich keine zwingende Veranlassung gefunden, meine Auffassung von Napoleon und seinem Wirken wesentlich zu ändern. Ich erachte sie heute noch, wie damals, als ich mich zum ersten Mal an den großen Stoff heranwagte, in der Mitte zwischen unbedingt verherrlichender Lobpreisung und ver-

nichtender Verurteilung am sichersten gegründet, ja es scheint mir fast, als ob neuestens die Schwankungen, in denen das historische Bild des Korsen noch vor nicht allzu langer Zeit sich bewegte, bereits weit kürzere Linien beschrieben. Völlig zur Ruhe kommen dürfte es freilich noch lange nicht.

Wien, Ende Dezember 1903.

Der Verfasser.



Inhalt.

Erstes Kapitel.

Napoleons Geburt und Lehrjahre.

„Es gibt in Europa noch ein Land, welches der Gesetzgebung fähig ist; das ist die Insel Korsika. Der Mut und die Standhaftigkeit, mit welchen dieses wackere Volk seine Freiheit wieder zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdienten wohl, daß es irgend ein Weiser lehrte, wie es sich dieselben sichern könne. Mir ahnt gewissermaßen, daß diese kleine Insel Europa eines Tages in Erstaunen setzen wird.“ So schrieb 1762 Jean Jacques Rousseau in seinem unvergänglichen Buche über den Gesellschaftsvertrag. Wenig Jahre später wurde auf der „kleinen Insel“ ein Mann geboren, der durch seine gewaltige weltumwälzende Genialität die Ahnung des Denkers zur Wahrheit machen sollte.

Jean Jacques Rousseau stand damals nicht allein mit seiner Sympathie für Korsika. Der Befreiungskrieg, den die kleine patriotische Nation seit 1729 gegen Genua führte, unter dessen Oberherrschaft sie seit Jahrhunderten geseufzt, hatte die Augen von ganz Europa auf sie gelenkt. Die besten Geister des Weltteils beschäftigten sich mit ihrem Schicksale: Friedrich der Große, Voltaire, Montesquieu reden in ihren Werken mit Achtung und Teilnahme von dem tatkräftigen Bergvolke und der imponierenden Persönlichkeit seines Führers Pasquale Paoli. Dieser hatte, von seinen Landsleuten zum Regenten des „Königreiches“ ausgerufen, die Insel bis auf die Küstenplätze den Genuesen entrissen, unter sorgsamer Wahrung der Volksfreiheiten ein weises und fördersames Regiment begründet und damit in engen Grenzen erreicht, was zu jener Zeit die Wortführer der politischen Aufklärung als Ideal hinzustellen nicht müde wurden. Und sicher wäre es ihm gelungen, den Feind auch noch aus den letzten Positionen zu vertreiben, sein Vaterland gänzlich frei und unabhängig zu machen, hätte sich nicht eine Macht ins Mittel gelegt, deren überlegene Kräfte schließlich beide Kämpfer aus dem Wege drängten: Frankreich. Das war während des sieben-

jährigen Krieges, als Genua sich auf die französische Seite schlug, wofür König Ludwig XV. die Republik gegen Korsika zu unterstützen versprach. Damals hielten die Franzosen drei Jahre lang (1756 bis 1759) die Häfen von San Fiorenzo, Calvi und Ajaccio besetzt und suchten zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Bald aber griffen sie selbst nach dem wichtigen Eiland im Mittelmeer. Unterhandlungen mit dem Dogen von Genua führten zunächst im Jahre 1764 einen Vertrag herbei, welcher den König von Frankreich gegen den Nachlaß einer Schuldsumme verpflichtete, vier Jahre hindurch fünf korsische Küstenplätze für die Republik zu okkupieren. Als dann dieser Pakt im Jahre 1768 ablief, verständigten sich die beiden Mächte aufs neue dahin, daß Genua für die Bezahlung jener Schuld und eine jährliche Subvention Frankreich die Souveränität über Korsika „pfandweise“ einräumte. Trotz der einschränkenden Klausel erkannte doch alle Welt, daß es sich hier um eine definitive Annexion handelte. Wer sollte sie auch hindern? Die Politik der maßgebenden Mächte ging damals andere Wege, und so hatte Ludwig XV. nur mit einem einzigen Gegner zu tun, mit den Korsen selbst. Ihre Unabhängigkeit an Frankreich zu verlieren, galt ihnen keineswegs erträglicher als die genuesische Herrschaft, und Paoli wagte den ungleichen Kampf. Er unterlag. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde er im Mai 1769 in einer entscheidenden Schlacht am Goloflusse besiegt und zur Flucht genötigt. Im Juni verließ er die Insel, um in England ein gerne gewährtes Asyl zu finden. Nur wenige der getreuesten Kampfgenossen begleiteten ihn. Andere waren auf den Monte Rotondo geflohen und boten, von den Franzosen dazu aufgefordert, ihre Unterwerfung an. Desgleichen taten die Seestädte. Frankreich war im Besitze der Insel.

Unter den Wortführern der Deputationen, die dem Sieger huldigten, nennt man auch Carlo Buonaparte, den Vater Napoleons. In den Reihen der vornehmen Korsen durfte er als einer von Paoli's Vertrauten und bei dem Ansehen, in welchem seine Familie in der Stadt Ajaccio stand, nicht fehlen. Es hat späterhin, als aus dem kleinen Korsen der große Mann geworden war, an Virtuosen schmeichlerischer Erfindung nicht gemangelt, die seinen Stammbaum weit hinauf und bis auf einen byzantinischen Kaiser des Mittelalters zurückzuführen

wußten. Mit Sicherheit jedoch läßt er sich nur bis nach San Miniato und Sarzana im Toskanischen verfolgen, wo der Name Bona Parte schon im 13. Jahrhundert als der einer florentinischen Patrizierfamilie nachgewiesen wird und von wannen ein Franz Bonaparte im sechzehnten Jahrhundert nach Korsika übersiedelte. Es war ein adliges Geschlecht, ein dreigeteilter Schild mit zwei Sternen und den Buchstaben B. P. sein Wappen. Zum mindesten säumte der Großherzog von Toskana, Leopold von Österreich, nicht, dem Großvater Napoleons im Jahre 1757 die Nobilität zu bestätigen. Das Gleiche geschah 1759 seitens des Florentiner Stammhauses und 1779 durch das französische Heroldsamt. Die Buonaparte — so schrieben sie sich und so schrieb sich auch Napoleon bis ins Jahr 1796 — hatten, wie die meisten Bewohner der Küstenstädte, lange zu Genua gehalten, bis auch sie sich dem patriotischen Aufschwunge nicht mehr zu entziehen vermochten. Carlo stellte sich, als es zum Kampfe mit Frankreich kam, unter das nationale Banner, führte seine Zinsbauern aus Bastelica und Bocognano gegen den Feind und ward dafür von Paoli besonders ausgezeichnet. Nach dem Siege der Franzosen aber wurde er bald ein eifriger Anhänger des neuen Regiments. Sein Haus in Ajaccio, wo seine schöne jugendliche Gattin Lätitia (aus der Familie Ramolino, die gleichfalls italienischen Ursprungs war) die liebenswürdige Wirtin machte, stand den Fremden jederzeit offen, und der französische Kommandant Graf Marbeuf verkehrte darin mit Vorliebe. Carlo war ein Mann von Kenntnissen, jedoch ohne überraschende Geistesgaben, ehrgeizig, leichten Sinnes und vergnügungssüchtig, zuweilen sogar verschwenderisch, nicht frei von Großsprecherei, die sich in eine natürliche Beredsamkeit kleidete, stets den Kopf voll mit Entwürfen und immer beschäftigt mit allerlei Gesuchen, für die er bei den Pariser Ämtern eifrig um Gewährung warb. Er war Advokat seines Berufes und zugleich sein eigener Klient: keines seiner Geschäfte lag ihm mehr am Herzen als ein Prozeß um ein einträgliches Besitzstück, welches von einem frommen Anverwandten den Jesuiten legiert worden war. Die Letzteren waren ihm darum verhaßt, wie er denn überhaupt nicht zu den treugläubigsten Katholiken zählte. Der bei den französischen Behörden, als Besitznachfolgern der vertriebenen Mönche, anhängige Rechtsstreit verschlang Geld und Mühe

und führte ihn wiederholt nach Versailles. Dorthin rief ihn auch sein Mandat als Abgeordneter des korsischen Adelsstandes, eine Würde, zu der ihm seine Kenntnis des Französischen und die Gunst des Gouverneurs verhalfen, für den er einmal gegen den gerechten Vorwurf der Mißwirtschaft in die Schranken getreten war. Als Carlo auf einer solchen Fahrt im Februar 1785 — erst achtunddreißigjährig — in Montpellier starb, hinterließ er den Seinigen, außer der unentschiedenen Rechtsfehde, nur knappe Mittel zu einer notdürftigen Existenz.

Marie Lätitia hatte ihrem Gemahl dreizehn Kinder geboren. Von diesen waren beim Tode des Vaters noch acht, fünf Söhne und drei Töchter, am Leben, das Jüngste (Jérôme) drei Monate alt. Keine leichte Aufgabe für die Witwe, ihr Hauswesen und eine so zahlreiche Familie in den engen Verhältnissen mit Anstand weiterzuführen. Aber Lätitia löste sie. Das war eine Frau von scharfer Klugheit, rascher Einsicht und jener zähen Energie, welche die Sorge überwindet, lebhaft und sinnend, unerschrocken und berechnend zugleich, eine ganze Korsin. Güter höherer geistiger Anlage und Bildung waren ihr versagt geblieben, doch hatte sie viel praktischen Verstand und war nicht ohne eine gewisse hochsinnige Art des Empfindens. Als zur Zeit des Franzosenkrieges Carlo zu Paoli hielt, war sie ihrem Gatten mit der Ergebenheit der korsischen Frau in den Willen des Mannes in die Berge gefolgt und hatte mutig, ein Kind unter dem Herzen, alle Mühsal des Feldzuges ertragen. Jetzt regierte sie mit fester Hand ihr Haus und hielt den geringen Besitz mit Umsicht und Sparsamkeit zu Rate. Freilich hatten die rückhaltlose Parteinahme Carlos für Frankreich und die Freundschaft des Gouverneurs längst auch schon ihre Wirkung getan. Von den Kindern waren zwei, Napoleon und Marianne, in französischen Erziehungsanstalten auf Kosten des Königs untergebracht worden, während der älteste Sohn, Joseph, durch einen Verwandten Marbeufs, den Bischof von Autun, einen Stiftplatz an der Schule dieser Stadt erhalten hatte. Beim Tode des Vaters kehrte Joseph heim und blieb der Mutter zur Seite. Ebenso verließ auch der nächstjüngere, Napoleon, noch im Jahre 1785 die Pariser Militärschule als Leutnant, nicht minder bereit, den Seinigen nach Kräften zu helfen. Wer

ahnte wohl damals, daß in dem bergenden Schatten dieses kleinen Offiziers dereinst die ganze Familie zu Hoheit, Macht und Ansehen gelangen sollte?

Napoleon war am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren worden, ein Datum, dessen Richtigkeit zwar schon zu seinen Lebzeiten und späterhin, aber immer ohne zureichende Gründe, angefochten wurde. Heute steht es unbedingt fest.*) Als Kind soll er seiner Mutter ähnlich gesehen haben, wie er denn auch in seinem Wesen das Meiste von Lätitias durchgreifender Art hatte, während die Brüder sich mehr nach dem Vater bildeten. Eigensinnig und starrköpfig, machte der Knabe seiner Umgebung viel zu schaffen. „Ich war", erzählte er selbst in seinen letzten Tagen, „eigenwillig und starrsinnig, nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung, ich hatte vor niemandem Furcht. Den einen schlug ich, den andern kratzte ich, alle fürchteten mich. Mein Bruder Joseph war es, mit dem ich zumeist zu tun hatte; er ward geschlagen, gebissen, gescholten, und kaum, daß er sich erholt hatte, hatte ich ihn auch schon verklagt." Die Mutter allein vermochte den übermütigen Jungen mit Strenge zu bändigen, während der Vater ihn häufig in Schutz nahm.**) Die erste Erziehung mag also, wie man sieht, nicht die sorgfältigste gewesen sein. Mit vier Jahren kam er in die Stadtschule,

---

*) Marcaggi, La genèse de Napoléon, p. 78 zitiert aus einem von Karl Bonaparte geführten Ausgaben-Verzeichnis: „Mein Sohn Napoleon, der in Frankreich in der Militärschule sich befindet, wurde in Ajaccio am 15. August 1769 geboren." S. im Anhang die Litterarischen Anmerkungen. Wenn Masson, Napoléon inconnu I. 17 mein Buch unter anderen als ein solches anführt, in welchem 1768 als Geburtsjahr festgehalten wurde, so hat er meinen an einer späteren Stelle (I. 236 der deutschen, I. 280 der französischen Ausgabe) begründeten Widerspruch dagegen übersehen.

**) Masson, a. a. O. I. 37 legt großes Gewicht auf eine Erzählung Napoleons, er habe einmal, weil er und Schwester Pauline die Großmutter verspotteten, von seiner Mutter Schläge bekommen, und folgert aus dem Umstande, daß Pauline erst nach des Bruders Abgang nach Frankreich geboren wurde, dieser habe die mütterlichen Prügel erhalten, als er bereits Offizier war (!). Das ist doch wohl, bei allem Respekt vor Lätitias Energie, zu weit gegangen. Auf einen Artillerieoffizier, der nebenbei ein frühreifer Mensch ist, macht eine alte Frau nicht mehr den Eindruck „d'une vieille fée", „die ihm Bonbons bringt", und er ist wohl auch nicht „besonders stolz, mit den Offizieren zu speisen". Will man die Erzählung überhaupt ver-

wo Mädchen und Knaben das Notdürftigste aus ihrer Muttersprache, dem Italienischen, beigebracht wurde. Später lernte er mit Joseph und Onkel Fesch, einem Halbbruder Lätitias, bei einem Abbé Recco lesen, schreiben und rechnen, wobei er, nach dem Zeugnisse der Mutter, namentlich für das letztere große Vorliebe hegte. Mit nicht weniger Aufmerksamkeit aber wird er den vielfachen Erzählungen von Paoli und den Freiheitskämpfen der Korsen gelauscht und begierig die Ideale in sich eingesogen haben, die hier in nächster Nähe vor ihm lagen. Als im J. 1774 die Franzosen ein hartes Strafgericht an über hundert aufständischen Bauern und Banditen vollzogen, mögen die Berichte darüber jenen Haß gegen die Fremden in ihm zum Keimen gebracht haben, den er später mit nach Frankreich nahm.

In dem unbändigen Wesen des Jungen wird der Vater eine gewisse Anlage für den militärischen Beruf entdeckt haben. Er bat um einen Freiplatz für ihn in einer der königlichen Anstalten, in welchen die Söhne des französischen Adels für die Offiziers-Karriere vorgebildet wurden, und dem Ersuchen ward willfahrt. Mitte Dezember 1778 verließ er mit seinen beiden Ältesten die Heimat, um sie zunächst in das Kollegium von Autun zu bringen, wo Napoleon das nötige Französisch erlernen und dann in die Militärschule nach Brienne übersiedeln, Joseph aber seine lateinischen Studien absolvieren sollte, um Priester zu werden. Nach drei Monaten hatte Jener in der Tat sich einigermaßen in der fremden Sprache ausdrücken gelernt, und am 25. April 1779 ward Napoleone de Buonaparte in die Liste der Zöglinge von Brienne eingetragen. Es war nun entschieden, er wurde Soldat.

Die ersten der fünf Jahre, die er hier zubrachte — es gab keine Ferien — waren keine freudvolle Zeit für den jungen Korsen. Aus dem ewig lachenden Süden in den trüben Norden der Champagne versetzt zu sein, vom Meer weg in das eintönigste Binnenland, aus freier Ungebundenheit in die

werten, so muß man bei Napoleon, der sie 1814 auf Elba vortrug, als die Gräfin Walewska mit ihrem sechsjährigen Söhnchen bei ihm zu Tische war, einen Gedächtnisfehler und an Stelle Paulinens die zweite Schwester Marianne (geb. 1771, gest. 1776) annehmen, von der Masson selbst (Napoléon et sa famille, I. 25) zu sagen weiß, daß sie des kleinen Knaben liebster Umgang gewesen sei.

strenge klösterliche Zucht der von Mönchen geleiteten Anstalt, die keine einzige der kleinen süßen Freuden des Elternhauses kannte, was Wunder, wenn das empfängliche Gemüt des Knaben sich verdüsterte? Und dazu kam vor allem, daß er nicht geartet war, sich an Genossen anzuschließen. Von den Neckereien, die in solchen Schulen keinem neuen Ankömmling erspart bleiben, fühlte er sich in allem Ernste verletzt und erwiderte sie mit kränkender Verachtung. Sein herrisches, trotziges Wesen fand nur zu bald entschiedene Gegner an den Söhnen der vornehmen französischen Adelswelt, die ihm auch ihrerseits hochmütig begegneten und seine korsische Herkunft geringschätzten, was ihn nur noch fester an sein kleines Vaterland knüpfte.*) Er war unbeliebt und mußte es erfahren, daß seine Mitschüler, als ihm gelegentlich vom Prinzipal die Führung einer Kompagnie derselben übertragen wurde, ihn dessen feierlich für unwürdig erklärten. Darauf zog er sich im Groll von Allen zurück. Einige der Zöglinge haben hinterher über seinen Aufenthalt in der Militärschule und sein ungeselliges Benehmen glaubwürdige Aufzeichnungen gemacht. „Finster, ja sogar wild", erzählt der Eine, „fast immer verschlossen, war er, als wenn er eben aus der Wildnis gekommen wäre und erstaunt und mißtrauisch die ersten Eindrücke von seinen Mitmenschen empfinge. Stets allein für sich, war er ein Feind aller Spiele, überhaupt jedes kindlichen Vergnügens... In einem ihm zugewiesenen Teile des Gartens, den er möglichst unzugänglich machte, studierte und brütete er unausgesetzt, und wehe dem, der ungerufen herantrat... Eines Abends explodierte bei Gelegenheit eines Feuerwerkes, welches die übrigen Knaben angelockt hatte, ein Pulverkästchen. Bestürzt stob die Schar auseinander, und Einzelne flüchteten über Napoleons Zaun und zerstörten dabei seine Gartenkunst. Da lief er im Zorne herbei und hieb mit einer Hacke auf die Fliehenden ein." Nur während des Winters wurde er notgedrungen geselliger. Dann konnte er wohl auch die Anderen

*) Napoleon war damals nicht der einzige Korse in den königlichen Militärschulen. Durch Chuquet's fleißige Forschungen (La jeunesse de Napoléon, I.) sind deren eine ganze Anzahl nachgewiesen worden. Doch erfahren wir nichts von Konflikten mit ihren französischen Mitschülern, in die wir den jungen Bonaparte alsbald verwickelt sehen. Sie wurzelten wohl in dessen unverträglicher Eigenart.

lehren, im tiefen Schnee Festungswerke anzulegen, sie anzugreifen und zu verteidigen. Der erste Frühlingstag aber sah ihn schon wieder ernst und einsam in seiner Gartenecke. Natürlich fand er so leicht keinen Freund unter seinen Schulgenossen — er hat im Leben wenige besessen.*) Ja, man ist versucht zu fragen, ob er überhaupt eine Jugend gehabt; denn es will scheinen, als sei niemals ein Strahl des goldenen Lebenslenzes, der so vielen Glücklichen lacht, auf den Weg dieses früh verbitterten Gemütes gefallen. Und doch hat er späterhin der letzten Jahre des Brienner Aufenthaltes, wo er etwas zugänglicher geworden war, gerne sich erinnert, und mannigfaltig sind die Gnadenakte, die der Kaiser seinen Lehrern und manchen seiner Mitschüler zuteil werden ließ.

Napoleon war kein durch Übereifer oder Kenntnisse besonders hervorstechender Schüler. Er hat nach fünf Jahren die Schule verlassen, und seine französische Orthographie war herzlich mangelhaft. Ein völlig tadelloses Französisch hat er übrigens auch später nicht geschrieben, und auch seine Aussprache hat immer einen fremden Ton behalten. Dagegen bildete sich sein Stil an der Hand einer reichlichen Lektüre, der er sich in seiner Vereinsamung mit Eifer hingab, nachdem ihn die Schule mit Werken Boileaus, Racines und jenes Corneille bekannt gemacht hatte, der sein Lieblingsdichter für's ganze Leben bleiben sollte. Im Lateinischen hinwieder — Griechisch wurde nicht gelehrt — machte er so wenig Fortschritte, daß er in den späteren Jahrgängen gar nicht mehr daraus geprüft wurde. Er las dann die Klassiker nur noch in Übersetzungen. Vor allem Plutarch mit der Begeisterung, die damals die junge Welt dem großen Biographen entgegen-

*) Nur mit Laugier de Bellecour scheint er in Brienne in näherer kameradschaftlicher Beziehung gestanden zu haben, die er übrigens selbst später in der Pariser Schule löste. Von Laugier mögen jene Aufzeichnungen herstammen, die in der „Histoire de Bonaparte“ (Paris, 1802) I. 15 ff. zitiert werden. Sie erzählen manches über das Verhältnis der beiden Knaben zu einander. Einen Brief an seinen Vater aus dem April 1781, worin Napoleon über seine Zurücksetzung Klage führte und den Jung (Bonaparte et son temps I. 84) im Pariser Kriegsarchiv benützt haben will, wo er nicht zu finden ist, hat die Forschung, an der Hand genauerer Kunde über die Verhältnisse in Brienne, in seiner Echtheit angezweifelt. S. Chuquet, La jeunesse de Napoléon I. 114.

brachte. Oft hat er in der Folge die Bilder verwertet, mit denen der Grieche seine Phantasie gefangen genommen. Gerne studierte er Geschichte und Geographie und mit besonderer Vorliebe Mathematik, „diese erste der Wissenschaften“, wie er sie im Jahre 1812, in einem Briefe an Laplace, genannt hat. „Alle Welt sagte damals“, erzählte er später selbst, „der Junge ist nur für die Geometrie geschaffen“. Gerade dieser auffallenden Tüchtigkeit in den mathematischen Fächern wegen wurde er gegen das Ende der Brienner Schulzeit den besseren Schülern zugezählt, was seine Auswahl mit nur vier anderen für die Pariser Ecole militaire erkennen läßt.

Alles in Allem genommen war er ein früh gereifter Kopf. Die Briefe, die er schrieb, sind durchaus ernst, klar und logisch. Er wußte zu vergleichen, zu unterscheiden und scharf zu urteilen. Man höre, wie der vierzehnjährige Knabe seinen älteren Bruder charakterisiert, der plötzlich Lust bekam, statt des geistlichen den militärischen Beruf zu wählen. „Hierin“, schreibt Napoleon im Juni 1784 an seinen Oheim Paravicini in Ajaccio, „hat er aus mehreren Gründen Unrecht. 1. Wie mein Vater meint, fehlt es ihm an der erforderlichen Kühnheit, um den Gefahren einer Schlacht zu trotzen. Seine schwache Gesundheit verstattet ihm nicht, die Mühsalen eines Feldzuges zu ertragen. Mein Bruder sieht überhaupt den militärischen Beruf nur vom Standpunkte der Garnison an. Gewiß wird er ein guter Garnisonsoffizier sein. Regelrecht gewachsen, mit leichtem Witz begabt und infolgedessen für frivole Komplimente geeignet, wird er mit diesen Talenten in einer Gesellschaft sehr gut seinen Mann stellen. Aber in der Schlacht? Das ist, was der Vater bezweifelt.

„Was nützt dem Krieger all das lock're Gut,
was alles Gold, entbehret er den Mut!
Und wäret Ihr Adonis gleich an Schöne
und hättet eines Gottes Wort und Töne,
s'ist Alles eitel ohne tapfres Blut“.*)

2. Er ist zum Geistlichen vorgebildet worden; zum Umsatteln ist es nun sehr spät. Der Herr Bischof von Autun hätte ihm

*) Die eingelernten Verse sind in äußerst mangelhafter Orthographie wiedergegeben: Er schreibt: „guerrié“, „fucier“ (statt „fussiez“), „élocance“, „l'avallance“ (statt „la vaillance“) u. A.

eine reiche Pfründe gegeben, und er wäre gewiß auch Bischof geworden. Welche Vorteile für die Familie! Der Bischof von Autun hat sein Möglichstes getan, ihn zum Ausharren zu bewegen, und ihm versprochen, daß es ihn nicht gereuen würde. Umsonst, er bleibt unerschütterlich. Ich würde ihn loben, wenn es eine ausgesprochene Neigung wäre für einen Beruf, der unter allen der schönste ist, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge ihm, wie mir, bei seiner Erschaffung eine entschiedene Eignung fürs Militär mitgegeben hätte. 3. Er will, daß man ihn im Soldatenstande unterbringe. Das ist recht schön, aber in welcher Waffe? Er will gewiß unter die Infanterie. Gut, ich begreife, er will den ganzen Tag müßig sein, den ganzen Tag das Pflaster treten. Und dann, was ist ein winziger Infanterieoffizier? Während dreiviertel der Zeit ein Taugenichts. Und das ist, was weder mein Vater, noch Sie, noch die Mutter, noch der Oheim-Archidiakon wollen, da er schon kleine Züge von Leichtsinn und Verschwendung verraten hat u. s. w.".

Die Muße, die ihm die Studien übrig ließen, füllte er mit den Träumen seiner lebhaften Phantasie aus. Sie führten ihn zurück nach dem vaterländischen Eilande mit seinen hohen Bergen und dem ewig klaren Himmel darüber, seiner malerischen Küste und dem tiefblauen Meer, zurück in die vergangene glücklichere Zeit seiner Kindheit. In ihnen allein fand er Erholung und Erquickung, an ihnen wuchs in der trostlosen Einsamkeit der Fremde sein Heimatsgefühl zum flammenden Patriotismus auf. Sind nicht, die ihn hier höhnen und herabsetzen, zugleich auch die feindlichen Bezwinger seines Vaterlandes? Vor ihm taucht in vollem Glanze die Heldengestalt Paolis auf, und er erklärt, er wünsche zu werden wie dieser. „Paoli wird wiederkommen", versicherte er, „und wenn er unsere Ketten nicht zerbrechen kann, will ich ihm zu Hilfe eilen, sobald ich nur Kraft genug habe; vielleicht können wir beide dann Korsika von dem schmählichen Joche befreien, das auf ihm lastet." Ein ander Mal will er sogar das Werk allein auf seine Schultern nehmen. „Ich hoffe," rief er aus, „einst in der Lage zu sein, Korsika seine Freiheit wiederzugeben. Wer weiß? Das Schicksal eines Landes hängt oft an einem einzigen Manne." Daß er sich dazu auf Frankreichs Rechnung vorbereitete, kümmerte ihn

wenig. Zunächst drängte es ihn, die Geschichte seines Volkes ganz zu kennen, und er bittet die Seinigen, ihm Boswell und andere Bücher darüber zu leihen. Vielleicht faßt er schon jetzt den Plan, selbst einmal die Historie seiner Heimat zu erzählen. Kurz, er war durch und durch Korse und den Franzosen von ganzer Seele abgeneigt. Vor allem aber haßte er diejenigen unter ihnen, die dünkelhaft auf die Vorrechte ihrer Geburt und ihres ererbten Reichtums pochten und geringschätzig von denen dachten, die nicht ihres Standes waren. Und so entwickelte sich in diesem einsam grübelnden Kopfe, getragen von einer starken subjektiven Empfindung, dieselbe revolutionäre Anschauung, wie sie in jenen Tagen ganz Frankreich zu erfüllen begann. Wird er ihr draußen begegnen, so ist sie ihm nichts Fremdes mehr.*)

Napoleon war auf den Rat Marbeuf's von seinem Vater, und durch eigene Neigung, für die Marine bestimmt worden, und auch der Generalinspektor der Schulen, Keralio, hatte ihn rasch in diese Karrière zu befördern gedacht. Als Dieser aber von seinem Amte zurücktrat und dessen Nachfolger darauf bestand, daß Napoleon, seiner Jugend wegen, noch ein Jahr in Brienne blieb, und als dann auch Lätitia ihre Einwendungen gegen den doppelt gefährlichen Beruf erhob, da entschied man sich kurzweg für die Artillerie, eine der größeren Arbeit wegen von den Junkern meist gemiedene Waffe. Nach diesem Entschlusse und einer im September 1784 glänzend bestandenen Prüfung, ward der junge Buonaparte in die adelige Kadetten-Kompagnie zu Paris aufgenommen, wohin er im Oktober übersiedelte. An seiner inneren Entwicklung hat dieser Wechsel nur wenig geändert. Hier wie dort derselbe Abstand zwischen den Söhnen der vornehmen Geschlechter und den auf Königs Kosten ernährten Kindern der armen Edelleute. Dieselbe unausfüllbare Kluft, die ihn dort von den Cominges und Castries getrennt hatte, schied ihn hier von den Rohan, Montmorency und Puységur und empörte sein maßloses Selbst-

---

*) In der oben zitierten „Histoire de Bonaparte", I., 15, werden Laugier die Worte in den Mund gelegt: „Ich möchte wissen, was aus einem meiner Mitschüler, namens Bonaparte, geworden ist. Er wird wohl von ganzem Herzen der Revolution zugetan sein." („Il doit être attaché de coeur à la révolution.")

gefühl von neuem. An den Balgereien zwischen den beiden sozialen Gruppen nahm er mit Leidenschaft und mit gänzlicher Verachtung körperlichen Schmerzes teil, so daß man ihn den „Spartaner“ nannte. Die Anstalt war überreich ausgestattet und mehr eine Schule für höfische Sitte, die man jenerzeit vom Offizier verlangte, als für den militärischen Beruf.*) Der Lehrplan umfaßte fast ganz dieselben Gegenstände, die in den Provinzschulen gelehrt wurden, nur daß das Latein wegfiel und dafür Befestigungskunde und ein Kurs über Staatsrecht dazu kamen; Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft wurden nicht vorgetragen. Wer, wie Napoleon, das Examen für die Artillerie zu machen hatte, fand gute Lehrer — Louis Monge war darunter — und in dem vierbändigen Lehrbuch Bezouts über angewandte Mathematik ein vortreffliches Bildungsmittel. Im übrigen herrschte strenge Zucht, die ebensowenig, wie in Brienne, den Schülern auch nur den geringsten Urlaub gewährte, und viel äußerliche Religionsübung, die aber den modernen skeptischen Zug der Zeit auch hier nicht fernzuhalten vermochte. Napoleon stand von jetzt ab — und sein Leben hindurch — in dessen Bann. Als ihm einmal ein Beichtvater Vorstellungen wegen seines offen geäußerten Widerwillens gegen die französische Herrschaft auf Korsika machte, wies er den Priester mit kurzen Worten in seine Schranken und entlief dem Beichtstuhl. Er war jetzt übrigens nicht mehr so unnahbar, wie ehemals in Brienne, wenn er auch noch immer gelegentlich, eine Erkrankung vorschützend, sich zwei bis drei Tage lang in sein Zimmer einschließen und darin lesen und träumen konnte. An Alexander des Mazis und Peter von Champeaux gewann er sogar Freunde für längere Zeit. Mit wahrer Liebe aber hing er vor allem an den Seinigen daheim und beklagte sicher den Verlust des Vaters, der jetzt starb, auf's innigste. Für ihn lag in diesem Ereignis ein neuer Sporn zu unermüdlicher Tätigkeit. Er hegt nun keinen anderen Gedanken als den der möglichst raschen Beförderung zum Offizier, worauf er mit seinen sechzehn Jahren, wenn er sonst entsprach,

*) Daß Napoleon als Zögling hierüber eine tadelnde Denkschrift verfaßt und an einen seiner Brienner Lehrer geschickt habe, wird neuerdings mit Recht bezweifelt; dagegen steht fest, daß er später die damaligen Zustände an der Schule mißbilligt hat.

Anspruch erheben durfte. Nach nur einem Jahre der Vorbereitung, während zwei bis drei die Regel waren, bestand er vor keinem Geringeren als Laplace im September 1785 sein Examen und wurde zum Sekondeleutnant beim Artillerieregiment La Fère in Valence ernannt. Ende Oktober reiste er mit dem gleichfalls ausgemusterten Des Mazis dahin ab.

Der Lehrer der Geschichte an der Ecole, L'Esguille, gab über den geschiedenen Zögling das folgende Urteil ab: „Er ist Korse von Nation und Charakter und wird es weit bringen, wenn ihn die Umstände begünstigen."*) Das Urteil war richtig. Er war auch in der Pariser Schule leidenschaftlicher Korse geblieben. Hier, wie in Brienne, beseelte ihn dieselbe fanatische Anhänglichkeit an sein Vaterland, derselbe begeisterte Drang, sich in seinem Dienste berühmt zu machen, derselbe Haß gegen die Eroberer, derselbe Enthusiasmus für Paoli, alles nur noch ernster, entschiedener, zu festen Ideen und Absichten geordnet. Es ist nicht immer richtig, daß jeder Charakter der Welt bedürfe, um erst an ihrem Einfluß reif zu werden. Hier bildete sich einer schon in der Stille, aus sich selbst heraus, und war fertig, sobald er in das Leben eintrat. Allerdings tat bei Napoleon die Naturanlage mehr als bei manchem anderen, und die ererbten Eigenschaften seines Volkes bildeten ein solides Fundament seines Wesens. Wenn auf Korsika, wo es weder großen Reichtum noch schroffen Unterschied der Stände, sondern eher republikanisches Wesen gab, der Kleinste sich nicht geringer dünkte als irgend Einer und ein starkes Selbstgefühl allen zu eigen war, so hat Napoleon schon als Knabe Proben davon abgelegt, daß er sich durch Name, Rang und Stand nicht im mindesten imponieren ließ. Waren die Korsen mißtrauisch und verschlagen, immer auf sich bedacht, ihre Zwecke oft auf gewundenen Wegen verfolgend und doch mit einem starken Gerechtigkeitssinn begabt, der weder erfahrenes Recht, noch erlittenes Unrecht vergessen konnte, trotzig und selten liebenswürdig, mehr melancholisch als lebensfroh, allzu leicht in ihrem Stolze verletzt, so war er im Grunde ebenso geartet.

*) Die Äußerung wird von Las Cases, Mémorial de St. Hélène, I., 134 und Ségur, Histoire et Mémoires, I., 74 bezeugt. Offizielle Noten über Napoleon fehlen in den Registern der 1787 aufgehobenen Pariser Militärschule. Vgl. Masson, I., 100.

Machte ein starkes Interesse an den öffentlichen Dingen die Korsen zu geborenen Politikern mit beredten Zungen, so erschien auch dem jungen Napoleon eine Rolle im öffentlichen Leben, die ihn möglichst hoch im Ansehen der Welt emporhob, als das wünschenswerteste. Und hatte nicht die ganze Welt auf Korsika geblickt und das um seine Freiheit kämpfende Volk mit ihrer Sympathie begleitet? Die Verquickung eines starken Ehrgeizes mit einer glühenden Phantasie, wie sie zu der natürlichen Mitgift der meisten Korsen gehörte, ließ auch ihn das höchste für sich nicht als unerreichbar denken. Es kam nur darauf an, daß „die Umstände ihn begünstigten“.

„Als ich meinen Dienst antrat“ — erzählte Napoleon einmal der Frau von Rémusat — „langweilte ich mich in den Garnisonen. Ich fing an Romane zu lesen, eine Lektüre, die mich höchlich interessierte. Ich selbst versuchte, welche zu schreiben, und diese Beschäftigung ließ meiner Einbildungskraft freien Spielraum. Sie kreuzte sich mit den positiven Kenntnissen, die ich mir erworben hatte, und es unterhielt mich oft, zu träumen und dann sofort meinen Traum am Maßstabe meiner Vernunft zu messen. Ich versetzte mich in Gedanken in eine ideale Welt und untersuchte, worin sich dieselbe von derjenigen unterschied, die mich umgab.“ Also immer noch der alte Träumer! Nicht nur innerhalb der Klausur der Schule, auch draußen in voller Freiheit und steter Berührung mit dem Tagesleben dieselbe Lust an der Zurückgezogenheit und an einsamem Hinbrüten.*) Nur eins scheint in der Mitteilung Napoleons nicht zuzutreffen. Zu den Menschen, die sich langweilen können, hat er nicht gehört. „Selbst dann,“ sagte er später über diese Epoche seines Lebens, „wenn ich nichts zu tun hatte, hatte ich doch immer das unbestimmte Gefühl, als hätte ich keine Zeit zu verlieren.“ Ein Gefühl also, das sonst erst alternde Männer zu erfassen pflegt, nahm hier Besitz von einem Jüngling und spornte ihn früh zu geistiger Zucht seiner selbst. Im übrigen gab es auch für ihn anfänglich der Berufsgeschäfte genug. In Valence angekommen, muß er vorerst das Handwerk seines Standes erlernen und drei Monate lang, so will es die Vor-

*) Rémusat, Mémoires, I., 267.

schrift, von der Pike auf dienen, ehe er am 10. Januar 1786 als fertiger Offizier in das königliche Korps der Artillerie aufgenommen wird. Dann beschäftigen ihn der theoretische Kurs der Geschützlehre und die Arbeiten am Polygon. Übermäßig angestrengt freilich waren die Offiziere des alten Regimes nicht. Von schwierigem Exerzieren, von Lagerübungen und Manövern war wenig die Rede. Wohl hatten nach der Schlappe von Roßbach, im Jahre 1757, einige Reformfreunde danach gerufen, doch wurde nicht viel Zulängliches geleistet. An Muße also fehlte es nicht. Wer aber von den jungen Militärs sie dazu benützen wollte, seine Zukunft zu überdenken, der mußte aus sehr vornehmer Familie sein, wenn sich ihm ein glänzendes Bild zeigen sollte. Denn nur solchen waren die Stellen der Stabschargen und Generale zugänglich, während der arme und geringe Adel sich zeitlebens mit subalternen Positionen zu begnügen hatte. Und nun denke man sich den Feuerkopf Napoleon mit seinem fieberhaften Durst nach Geltung vor die dürre Perspektive gestellt, ein halbes Dutzend Jahre lang auf sein Vorrücken zum Premier-Leutnant warten zu müssen, mindestens ebenso lange, bis er Hauptmann wurde, um schließlich als solcher im Ruhestande seine Tage zu endigen, auf dem ganzen Wege treulich geleitet von Mangel und Einschränkung: wen wundert es da, daß seine Gedanken andere Bahnen wandelten?

Er hält die Idee der Befreiung seines Vaterlandes, dessen Geschichte er eifrig studiert, unverrückt fest; ja er sucht sie sogar rechtlich zu begründen. Es war die Zeit, wo er bereits im Banne der großen Geister Frankreichs stand, die als Lehrer und Führer der Nation hervorgetreten waren, um jene Theorien der Aufklärung zu verbreiten, welche die herrschenden Zustände verurteilten und an ihrer Stelle einen neuen Staat und eine neue Gesellschaft forderten. Die Schriften Voltaires und Montesquieus, d'Alemberts und Rousseaus befanden sich in allen Händen. Namentlich zu dem Letzteren fühlte sich — schon wegen dessen guter Meinung über Korsika — Napoleon hingezogen, und die Lehren Jean Jacques' sind selten auf fruchtbareren Boden gefallen. Zunächst begrüßt der junge Zweifler die antichristliche Richtung des Genfer Philosophen und verteidigt sie gegen eine Schrift des Abbé Roustan in einer Abhandlung,

in der er die Kirche als schlechte Patriotin und als ein „die Einheit der Staaten zersetzendes Element“ darstellt. Deshalb dürfe man die Priester nur als Diener des Staates und nur von diesem abhängig gelten lassen.*) Vorzugsweise aber fesselt ihn Rousseau's „Contrat social“, und namentlich dort, wo er dessen Sätze auf sein Lieblingsthema anwenden kann. Am 26. April 1786 — es war der Geburtstag Paolis — schreibt er einen Aufsatz in ein Heft, mit dem dargetan werden soll, daß die Korsen das Recht gehabt hatten, das Joch Genuas abzuwerfen. „Da hören wir den Schrei des Vorurteils: die Völker haben Unrecht, sich gegen ihre Herrscher zu empören, die göttlichen Gesetze verbieten es. Was haben denn aber die göttlichen Gesetze mit einer rein menschlichen Sache zu tun? Begreift Ihr nicht die Absurdität dieses allgemeinen Verbotes seitens der göttlichen Gesetze, niemals das Joch eines Usurpators abzuschütteln? Danach wäre also irgend ein Mörder, der sich nur geschickt genug benähme, um sich, nachdem er den legitimen Fürsten getötet, auf dessen Thron zu schwingen, sofort durch das göttliche Gesetz geschützt, während er beim Mißlingen der Tat sein verbrecherisches Haupt auf den Block legen müßte . . . Der Pakt, mit welchem ein Volk die souveräne Autorität in andere Hände legt, ist kein bindender Vertrag, d. h. das Volk kann die übertragene Souveränität stets wieder zurücknehmen . . . Wenn es nun durch diese Natur des „Gesellschaftsvertrags“ erwiesen ist, daß, selbst ohne zureichenden Grund, ein Volkskörper seinen eigenen Fürsten absetzen kann, um wie viel mehr einen fremden (privé), der, alle Naturgesetze verletzend, sich gegen die Regierungseinrichtungen vergeht. Spricht dies nicht für die Korsen, da die Herrschaft der Genuesen doch nur eine vertragsmäßige war? Deshalb konnten sie das genuesische Joch abschütteln, und deshalb können sie auch mit dem der Franzosen dasselbe tun. Amen“.**) Eine etwas weitgehende Erwägung für einen französischen Offizier, der eben aus der Schule kam, in der er auf Königs Kosten erzogen worden war. Zu ihr trat jedoch noch eine andere, mehr materieller Art. Die 800 Franken des Leutnantgehalts, die sich bei dem absolvierten Zögling der könig-

*) Abgedruckt bei Masson, a. a. O., I., 147 ff.
**) Masson, I., 141 ff.

lichen Schulen um 200 vermehrten und mit einer dürftigen Wohnungszulage kaum zwölfhundert ausmachten, bedeuteten für den jungen Mann in der Fremde eine kärgliche Existenz; er wohnte bei Mademoiselle Bou für acht Livres zur Miete und aß zeitweilig nur einmal des Tages. Daheim auf Korsika konnte er damit dem engen Haushalte seiner Angehörigen zu Hilfe kommen. Und dazu war Aussicht vorhanden, denn eine längst eingebürgerte Norm sicherte jedem Offizier nach dem ersten Dienstjahre, und darauf in jedem zweitfolgenden, einen halbjährigen Urlaub zu, den das Kriegsministerium in der Regel noch verlängerte. Davon will er Gebrauch machen, sobald er darf.

Bis dahin tat er in Valence die ersten Schritte ins gesellige Leben. Durch den Bischof von Autun, Marbeuf, war er an Herrn von Tardivon, den quieszierten Generalabt von Saint-Ruf empfohlen worden, und dieser brachte ihn in den Gesellschaftskreis der Frau von Colombier, welcher den Adel der Umgebung vereinigte. Frau von Colombier selbst war eine Frau von Geist, die in dem scheuen und linkischen Korsen, der jetzt — mit ebenso wenig Erfolg wie in der Pariser Anstalt — Tanzunterricht nahm, eine ungewöhnliche geistige Begabung erkannte. An ihre Tochter Karoline knüpfte den blutjungen Leutnant bald eine flüchtig zarte, reine Neigung, deren er sich noch in späten Jahren gerne entsann.*) Sein Verhältnis zu den Kameraden war jetzt ein gutes. Er war bald ein sehr tüchtiger und geachteter Offizier geworden, dem sie späterhin gelegentlich einmal die Ausarbeitung des Statuts eines Ehrenrates (Calotte) übertrugen. Dazu kam die Jugend mit ihren Hoffnungen und ihrem starken Selbstbewußtsein: man hätte meinen sollen, Napoleon habe sich da nicht gerade unglücklich fühlen dürfen. Und doch war er kein froher Mann, wenn wir jenen melancholischen Gefühlserguß in Betracht ziehen wollen, den er im Mai 1786 aufs Papier warf: „Immer allein, selbst mitten unter den Menschen, komme ich nach Hause, um mich meinen einsamen Träumen und meiner Schwermut hinzugeben. Nach welcher Seite hat sie sich heute gewendet? Sie

*) Siehe Correspondance, IX., 7948, das verbindliche Schreiben an Karoline von Bressieux, geb. Colombier. Sie wurde später Ehrendame der Kaiserin-Mutter Lätitia.

sinnt den Tod. Und ich stehe doch erst im Morgenrot meiner Tage und kann hoffen, noch lange zu leben! Seit sechs bis sieben Jahren bin ich von meinem Vaterlande abwesend. Welche Freude werde ich empfinden, wenn ich meine Landsleute und Angehörigen wiedersehe! Kann ich nicht aus dem süßen Gefühle, das die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit stets in mir weckt, schließen, daß mein Glück vollkommen sein werde? Welche Raserei treibt mich nun an, meine Zerstörung zu wollen? Aber, fürwahr! was soll ich in der Welt? Da ich doch einmal sterben muß, wär's nicht gleich so gut, mich jetzt zu töten? Wär' ich ein Sechziger, so würde ich die Vorurteile meiner Zeitgenossen respektieren und geduldig abwarten, bis die Natur ihren Lauf vollendet hätte. Da ich aber mein Leben damit beginne, Unglück zu erfahren, da nichts mir Freude bereitet, weshalb ein solches Leben ertragen? Wie entfernt sind doch die Menschen von der Natur! Wie feige, niedrig, kriecherisch sind sie! Was werde ich in meinem Vaterlande für ein Schauspiel sehen! Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küssen zitternd die Hand, die sie unterjocht. Das sind nicht mehr die tapferen Korsen, die ein Held mit seinen Tugenden beseelte, nicht mehr, wie ehedem, die Feinde der Tyrannen, der Genußsucht, der niedrigen Höflinge . . . Franzosen! Nicht zufrieden damit, uns entwendet zu haben, was uns das Liebste war, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben. Dieser Zustand meines Vaterlandes und das Unvermögen, ihn zu ändern, ist nur ein neuer Grund für mich, die Erde zu verlassen, wo ich aus Pflicht diejenigen loben muß, die ich aus Tugend hassen müßte. Was für eine Figur werd' ich in der Heimat spielen? Welche Sprache soll ich reden? Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein guter Patriot sterben! Gäb' es nur einen Menschen zu zerstören, um meine Landsleute zu befreien, ich eilte sofort, dem Tyrannen den Stahl in die Brust zu bohren, der das Vaterland und die geschändeten Gesetze rächen soll. Mein Dasein ist mir zur Last, da ich keinerlei Freude genieße und alles mir nur Schmerz verursacht; es ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und voraussichtlich immer leben werde, so ganz anders geartet sind als ich, ungefähr wie der Glanz des Mondes sich von dem der Sonne unterscheidet. Ich kann daher nicht die Lebensweise führen,

die allein mir das Dasein erträglich machen könnte, und daraus folgt ein unendlicher Widerwille gegen Alles."*)

Nichts bezeichnender, als dieser Erguß einer verstimmten Seele. Man sieht, wie Goethes Werther, den Napoleon fünfmal gelesen haben will, und Rousseaus schwärmerische Schriften auf ihn ihre Wirkung geübt haben; an mehr als einer Stelle erkennt man ihren Einfluß. Daneben aber steht, fast unvermittelt, ein kräftiger, höchst selbstbewußter Sinn, und man hat sofort die Überzeugung, daß der Schreiber des Tagebuches, dem die Todesgedanken so leicht aus der Feder fließen, ebensowenig die ernste Absicht hat, dieselben wahr zu machen, als achtundzwanzig Jahre später in Fontainebleau der entthronte Kaiser daran dachte, sich zu töten. Es ist eben immer dieselbe Doppelnatur, die Napoleon in dem angeführten Gespräche mit Frau von Rémusat selbst bezeugt, dieselbe Träumerei, die aber doch stets wieder am Maßstab einer kühlen und methodischen Überlegung gemessen wird, ein Idealismus, den ein hoch ausgebildetes realistisches Verständnis bändigt, berichtigt, beherrscht. Das ist der Grundzug seines Wesens und zugleich der Schlüssel zu dessen Verständnis.

Auch jetzt hat er rasch einen praktischen Entschluß gefaßt. Einmal in Korsika, wird er sich den gewährten Urlaub „aus Gesundheitsrücksichten" verlängern lassen, soweit die Langmut des Kriegsministers nur immer reichen mag. Auf diese Weise kommen nicht nur seine Bezüge den Seinigen zugute, er selbst gewinnt Gelegenheit, seine Kenntnis der heimatlichen Verhältnisse an Ort und Stelle reichlicher zu fördern. Mit dem August 1786 lief sein erstes Dienstjahr ab, und schon Mitte September kam er in Ajaccio an, voll Freude des Wiedersehens und voll neuer Zuversicht.

Es war übrigens hohe Zeit, daß er kam. Die Mutter hatte mehr als sonst mit Sorgen zu kämpfen. Die Pension für den jüngeren Bruder Lucian mußte bezahlt werden. Joseph, der sich neuestens juridischen Studien widmete, um rascher ins Brot zu kommen, war damit noch nicht zu Rande. Manche der Einkünfte, auf die man gerechnet hatte, blieben

*) Wiederholt abgedruckt; zuletzt bei Masson, a. a. O., I., 145, mit einem Facsimile.

aus, und wenn auch der endlich entschiedene Erbschaftsprozeß das kleine Gut Milleli im Werte von 13.000 Franken einbrachte, so bedurfte man, um es erst nutzbar zu machen, größerer Barmittel. Zwar half der Großoheim, Archidiacon Lucian, zuweilen nach, aber diese Hilfe war nicht unversieglich. Unter den Unternehmungen des Vaters war auch eine Maulbeerbaumschule gewesen, und die königliche Verwaltung hatte sich, auf Marbeufs Fürsprache, vertragsmäßig zu deren Unterstützung verpflichtet; dieser Vertrag wurde jetzt gekündigt, und Marbeuf war seit kurzem tot. Eine Saline in der Nähe Ajaccios, für deren Betrieb Carló, gleichfalls in der Hoffnung auf Staatssubvention, manches Stück Geld geopfert hatte, konnte nicht weiter unterhalten werden. All das gab Stoff zu Bittgesuchen und Vorstellungen, die unberücksichtigt blieben, und Napoleon mußte sich sogar entschließen nach Paris zu gehen, um dort selbst nach dem Rechten zu sehen. Er bringt in der Tat den Herbst 1787 in der Hauptstadt zu, nachdem ihm sein Urlaub verlängert worden war. Daß aber auch hier seine Bemühungen um die benötigten Unterstützungen und Aushilfen vergebens waren, erbitterte ihn aufs Neue gegen die französische Herrschaft, und voll tiefer Abneigung gegen sie kehrte er heim, wo die Mutter jetzt sogar ohne dienende Hilfe das Haus bestellen mußte. Er bleibt, bis endlich kein weiterer Aufschub seiner Rückkehr zum Regiment mehr erreichbar ist, das er im Juni 1788 in Auxonne wiederfindet, wohin es verlegt worden war.

Auxonne war keine günstige Station, das Klima ungesund, die Gesellschaft null, der Offizier auf den Lehrgang der Artillerieschule, auf seinen Dienst und den Verkehr mit den Kameraden angewiesen. Aber gerade diese Umstände wurden für Napoleon bedeutungsvoll. Sie schufen ihm die Muße, um sich nicht nur in der Wissenschaft seiner Waffe zu vervollkommnen, in Taktik und Strategie das Nötigste zu erlernen, sondern namentlich um sich an der Hand einer langen Reihe von Schriftwerken ernsten Gehaltes Kenntnisse aller Art zu erwerben, die sein starkes Gedächtnis dauernd festhielt. Schon nach Korsika hatte ihn eine Kiste mit Büchern begleitet, die er teils sich für erspartes Geld gekauft,

*) Bei Masson, a. a. O., I., 181.

teils entlehnt hatte. Montesquieus „Geist der Gesetze“, Filangieris „Gesetzgebungskunde“, Adam Smith's „Nationalwohlstand“ waren darunter, die er dort gemeinsam mit seinem Freunde Pozzo di Borgo — seinem späteren Todfeinde — eifrig studierte, daneben die großen französischen Tragödiendichter, deren Werke er teilweise auswendig wußte. Jetzt, in der neuen Garnison, wo ihn eine Krankheit mit intermittierenden Fiebern Wochen lang an seine kleine Stube in der Kaserne fesselte, las er noch eifriger und notierte sorgfältig den wesentlichen Inhalt des Gelesenen. Zwischendurch übte er seine Feder an eigenen Konzeptionen: es entsteht eine kleine Novelle: „Graf Essex“, eine Erzählung: „Die Maske des Propheten“ in Voltairescher Manier, ein Romankapitel, dessen Handlung auf Korsika spielt, und der Anfang einer, zumeist dem Werke Filippinis entlehnten, Geschichte der Insel unter dem Titel „Briefe über Korsika“, die er dem Minister Necker widmen will und die er vorher an einen seiner ehemaligen Lehrer nach Brienne sendet, damit er sie etwas zurechtfeile. Auch Plutarch wird wieder vorgenommen, schon weil Rousseau versicherte, daß er an ihm seinen Sinn für den Staat gebildet habe. Denn vor allem wichtig erschien es Napoleon, sich politische Bildung anzueignen, die er später im Dienste seines Volkes zu verwerten gedachte. An der Hand eines Werkes von Barrow studiert er die Geschichte der Engländer, denen seine volle Sympathie gehört; sind sie doch die mächtigen Feinde der Eroberer Korsikas, hat doch einer von ihnen, Boswell, die Geschichte der Insel erzählt, findet doch Paoli bei ihnen Gastfreundschaft. Er ist „Anglomane“, wie ihn die französischen Offiziere auf Korsika bezeichnen. Aber Frankreich wird darüber nicht vernachlässigt. Aus Mablys „Betrachtungen über die französische Geschichte“ schöpfte er seine Kenntnis von der Zeit der Merovinger und jenes Karls des Großen, den er später so oft als sein Vorbild zitieren wird. Daneben vermitteln ihm Bücher von Marigny und Amelot die Geschichte der Araber und der Republik Venedig, Rollin die der alten Völker; die Memoiren des Baron Tott belehren ihn über Egypten und über den ptolemäischen Kanal durch den Isthmus von Suez, „den man mit leichter Mühe schiffbar

machen könnte". Alle diese Geschichtswerke studiert er unter dem Gesichtspunkte, aus ihnen möglichst viel über Organisation und Regierung der Staaten zu erfahren, und ist ungehalten, wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht. So notiert er einmal bei der Lektüre Rollins: „Ich finde bei den Geschichtsschreibern keinerlei Mitteilung im besonderen über die Gattung der Steuer, die der Souverän einhob, über die Art sie einzuheben und über das Land zu verteilen. Sie gehen auch nicht ins einzelne darüber ein, wie der Herrscher den Untertanen seinen Willen kundtat." Dachte er sich jetzt schon in die Rolle eines Regenten hinein, wenn auch nur eines kleinen Insellandes? „Auch ich werde Paoli sein", rief er gelegentlich aus. Die Geographie der Zeit lehrt ihn Lacroix; seine Kenntnis des modernen Frankreich schöpft er aus Neckers Bericht über die Lage der Staatsfinanzen, aus dem „Espion anglais", aus einem Pamphlet über die Finanzwirtschaft des Abbé Terray, aus Mirabeaus Schrift über die „Lettres de cachet" u. a.; über die preußischen Verhältnisse unter dem großen König unterrichtet ihn die „Vie de Frédéric II" eines Professors Laveaux, die 1787 in Straßburg erschienen war und von Irrtümern wimmelte.

Mehr jedoch als alle diese Werke, und so viele andere, über die uns seine Notizen nicht genauer berichten, scheint Raynal seine nächste Entwicklung beeinflußt zu haben, dessen „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien" zu den gelesensten Büchern der achtziger Jahre gehörte. Wie Rousseau hatte auch Raynal ehrende Worte über den Freiheitskampf der Korsen gefunden und damit Napoleons Herz gewonnen. Was ihn sonst in dem Werke fesselte, war die revolutionäre Tendenz. Denn das Buch bot mehr als sein Titel voraussetzen ließ. Es berichtete z. B. nicht allein von den Verfassungszuständen Chinas, sondern verglich dieselben auch mit den französischen, und Frankreich hielt den Vergleich nicht aus. Mit pathetischer Beredtsamkeit schilderte es die Verhältnisse im eigenen Lande, die unsinnigen Vorrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich und die Rechtlosigkeit des mittleren Standes, die entsittlichende

Käuflichkeit der Ämter, die schlechte Finanzwirtschaft, und weissagte den nahen Zusammenbruch, ja noch mehr, es forderte geradezu auf zur Empörung, denn sie werde unter solchen Umständen zur Pflicht. All das machte auf Napoleon tiefen Eindruck, weil es seinen eigenen Wünschen entsprach, fast noch tieferen als zuvor die Lehren Rousseaus, denen bald sein kritischer Geist mit Zweifeln entgegentreten und die er in späteren Jahren als „Ideologengeschwätz“ verwerfen wird. Kurz, Raynal war durchaus sein Mann; aus ihm sog sein Drang nach Unabhängigkeit neue Nahrung, Unabhängigkeit namentlich von dem französischen Regiment, das seine Verträge mit den Korsen nicht einhält, seine Versprechungen unerfüllt läßt — der kleine Bruder Louis hatte trotz wiederholten Zusagen doch keinen Freiplatz bekommen — und für die Bedrängnis einer Witwe mit acht lebendigen Kindern kein Herz hat.*) Unabhängigkeit auch von der königlichen Gewalt, welche die Korsen, die nie in monarchischen Regierungsformen gelebt hatten, nach den Vorstellungen Napoleons unerträglich finden. Er will eine „Dissertation über das Königtum“ schreiben und bringt am 23. Oktober 1788 deren Grundidee zu Papier: „Dieses Werk wird mit allgemeinen Gedanken über die Bezeichnung „König“, deren Ursprung und Erstarken im Geiste der Menschen beginnen. Das militärische System ist dieser Entwicklung günstig. Dann wird in das Einzelne der usurpierten Autorität eingegangen, deren sich die Könige in den zwölf Reichen Europas erfreuen. Es gibt nur sehr wenig Könige, die nicht schon verdient hätten, entthront zu werden.“ Er preist jetzt Algernon Sidney, in dem er „einen Feind der Monarchien, der Fürsten und der Großen“ erblickt, und fühlt sich ganz und gar nicht als Untertan Ludwigs XVI. In der Widmung an Necker, die er seinen „Korsischen Briefen“ vorausschickt, heißt es: „Im Namen Ihres Königs“, was ihm sein Brienner Kritiker verweist. Im Jahre 1787 hatte er in Paris den Satz niedergeschrieben: „Teure Landsleute! wir waren immer unglücklich. Heute

*) Der Kommandant von Korsika, La Férandière, war anderer Meinung, als er am 26. Dezember 1789 an den Kriegsminister über Napoleon berichtete: „Dieser junge Offizier war in der Militärschule, seine Schwester in St. Cyr erzogen, seine Mutter von der Regierung mit Wohltaten überhäuft worden.“ (Chuquet, II., 306.)

gehören wir zwar einer großen Monarchie an, aber wir empfinden davon bloß die Gebrechen ihrer Verfassung und gewahren eine Erleichterung unserer Leiden nur in der Folge der Zeiten." Und da steht er nun selbst in dem Dienste dieser Monarchie, im Dienste dieser Franzosen, die er schon in seiner Kindheit hassen gelernt hatte, vor deren Türen sein Stolz sich demütigen mußte, um für die Familie Buonaparte Benefizien und Aushilfen zu erbetteln, und obendrein ohne Erfolg, der Franzosen, die sein Vaterland bezwungen hatten, in dessen Befreiung er die kühnsten Träume seiner Muße verwirklicht sah. Er, dessen leuchtende Vorbilder die heimischen Helden Sampiero und Paoli waren, hatte ihren siegreichen Feinden Treue zugeschworen und sich selbst damit Fesseln angelegt, die seine Ehrsucht lähmten und sein Dasein zur Geringfügigkeit verdammten! Ein Held seines Volkes hatte er werden wollen, und nur bis zu dessen Gendarm hat er es bringen können! Es war unerträglich! Und doch kaum zu ändern. Denn unerhörte Dinge mußten geschehen, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich vor dem fieberhaft drängenden Willen dieses Ehrgeizigen türmten. Die Ordnung einer Welt mußte sich verkehren, um dem Fluge dieses eigenartigen Genius Raum zu geben.

Und sieh', das Unerhörte geschah, die Weltordnung trat in eine neue Phase.

Zweites Kapitel.

Die Revolution. Napoleons korsische Abenteuer.

Es kann hier nicht unternommen werden, all' die Ursachen und Veranlassungen darzulegen, die in Frankreich die umwälzende Bewegung herbeigeführt haben, von der ein großer Teil unserer modernen Zustände in Staat und Gesellschaft datiert. Tatsache ist, daß die Notwendigkeit derselben lange vor dem entscheidenden Jahre 1789 empfun-

den worden war. Schon um die Mitte des Jahrhunderts, als noch König Ludwig XV. lebte, dem seine Maitressen und Niederlagen den Ruf verschafft haben, dessen er in der Geschichte genießt, hatte das Wort „Revolution“ einen messianischen Klang gewonnen und wußte sich mit Zähigkeit zu erhalten. Als auf Jenen dann sein Enkel Ludwig XVI. folgte und den besten Willen zeigte, zu bessern und Ungehöriges — unbeschadet seiner persönlichen Machtstellung allerdings — zu beseitigen, da stellte sich heraus, daß mit gutgemeinten Reformen gar nicht mehr zu helfen war und das Übel viel tiefer lag, als daß es die Wirksamkeit auch des vortrefflichsten Ministers zu heben vermocht hätte. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hatte sich in Frankreich eine despotisch-zentralistische Staatsform ausgebildet, die des Landes Geschicke einzig der Willkür seines Königs und dem Ermessen einer alle Verhältnisse dominierenden Büreaukratie anheimgab. Alte Grundrechte des Volkes waren beiseite geschoben, die Generalstände, d. h. die Vertreter der nach den drei ständischen Klassen der Geistlichkeit, des Adels und des Bürgertums geschiedenen Bevölkerung, seit Langem nicht mehr zur Teilnahme an der Gesetzgebung einberufen worden, und mit den obersten ständischen Gerichtshöfen, den Parlamenten, lag die Regierung in steter Fehde. Klerus und Adel hatten sich in das neue System ihrer politischen Bedeutungslosigkeit gefunden, und der König hatte mit freigebiger Hand ihre Loyalität gelohnt: ihnen blieb ihre Steuerfreiheit und allerlei sonstiges Vorrecht gewahrt, womit ehedem der Staat ihre guten Dienste als Richter und Beschützer ihrer Untertanen bezahlt hatte. Der dritte Stand dagegen, der keiner derartigen Privilegien teilhaftig geworden war, mußte, aller öffentlichen Rechte bar, fast allein das ganze Gewicht der Staatslasten auf sich nehmen. Vom Landbesitz lagen zwei Drittel in den Händen der zwei bevorrechteten Stände und waren demgemäß lastenfrei, während in das dritte Drittel sich eine sehr große Zahl kleiner Eigentümer teilte, die keineswegs, wie Jene, befugt waren Frohnen, Weggelder und Brückenzölle einzufordern, dafür aber mit ihrem dürftigen Grundstück selbst zu allerlei Abgaben herangezogen wurden. Die Bauern vollends auf den Gütern der privilegierten Klassen hatten dem Staate, der Kirche und dem Beamten

des Grundherrn zu steuern und fristeten vom Rest ihres Erwerbes ein allzu kümmerliches Dasein. In den Städten stand wenigen wohlhabenden und bevorzugten Kreisen eine besitzlose Menge gegenüber, die, ferngehalten von Zünften, Innungen und jedem Gemeindeamte, im Interesse Jener von Tag zu Tag ihr Leben neu verdienen mußte. So war der arme Mann in Frankreich der gedrückteste zugleich, indes die Vornehmen in Paris oder am verschwenderischen Königshofe zu Versailles in dem Luxus eines glänzenden Salonlebens die Frucht fremder Mühe vergeudeten.

Die Unnatur dieser Verhältnisse hatten die besten Geister des Landes längst erkannt. In unvergänglichen Werken voll Glanz und großartiger Einfachheit der Sprache bekämpften sie die Intoleranz der Kirche, die noch in den sechziger Jahren die willigen Behörden zu harten Maßregeln gegen die Reformierten bewog, bewiesen sie die Unhaltbarkeit der bestehenden sozialen Verhältnisse, suchten sie — auf verschiedenen Wegen — nach dem Ideal des besten Staates, den man an die Stelle des gegenwärtigen setzen wollte, wenn dieser zusammenbrach, wie er es verdiente. Und der Zusammenbruch erfolgte bald genug. Schlechte Finanzwirtschaft auf der einen, Mißernten und Not auf der anderen Seite beschleunigten die Krisis. Nachdem zu Beginn der achtziger Jahre der Finanzminister Necker die verzweifelte Lage des Staatsschatzes aller Welt kundgetan, nachdem ein zweiter, der frivole Calonne, selbst schließlich vergebens daran gearbeitet hatte, den Reichtum der zwei privilegierten Stände für die Landesbedürfnisse heranzuziehen, nachdem immer neue Anlehen den Kredit erschöpft hatten und der Bankrott unvermeidlich schien, da entschloß sich der König, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben und die Generalständekammern für den Anfang Mai 1789 nach Versailles einzuberufen.

Die Generalstände des alten Frankreich, wie sie im Jahre 1614 zum letztenmale versammelt worden waren, hatten keinen einheitlichen Beratungskörper, etwa im Sinne des englischen Parlamentes, gebildet. Die Abgeordneten der drei Stände berieten und stimmten gesondert, und die Mehrheit unter diesen drei Standesstimmen — zwei gegen eine — ent-

schied über Annahme oder Ablehnung eines Gesetzes. Unter solchen Umständen hatten die Bürgerlichen, gegenüber dem Klerus und dem Adel, notwendig den Kürzeren ziehen müssen und sich schon damals bitter beklagt. Nun war aber der dritte Stand von 1789 nicht mehr der von 1614. Das Beispiel zweier großer siegreicher Revolutionen, der englischen im siebzehnten und namentlich der amerikanischen im achtzehnten Jahrhundert, war auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben. Die Doktrinen der Philosophen und Politiker waren auch in seine Kreise gedrungen, die Überzeugung vom Unrecht des Bestehenden war vorzugsweise die seinige, und der Wunsch, ihr durch die Tat Ausdruck zu geben, ließ ihn jetzt den ersten revolutionären Schritt tun. Entgegen dem verfassungsmäßigen Herkommen und dem Willen Ludwig XVI., gingen die Abgeordneten des dritten Standes — an Zahl denen des Adels und der Geistlichkeit zusammen gleich — von dem bisherigen Verhandlungsmodus ab, erklärten sich selbst als Nationalvertretung und forderten die Deputierten der beiden ersten Stände auf, mit ihnen in gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen zusammenzuwirken. (17. Juni 1789.) Der Entschluß fand bei freisinnigen Aristokraten und im niederen Klerus vielfach Anklang, er wurde durchgeführt, und so entstand an Stelle der alten feudalen Ständekammern ein modernes Abgeordnetenhaus, welches sich nicht damit begnügte, der willfährige Garant für die Kreditgeschäfte der Regierung zu sein, sondern sich berufen fühlte, das ganze alte Regime zu beseitigen und an seiner Stelle ein neues Frankreich zu konstituieren. Noch im Jahre 1789 wurde der erste Teil der Aufgabe gelöst. In der Nachtsitzung des 4. August sind im Taumel allgemeiner Begeisterung jene denkwürdigen Beschlüsse gefaßt worden, die jedes Standesvorrecht für beseitigt, alle Feudallast des Bauern und den geistlichen Zehent für ablösbar, den bisher gepflogenen Verkauf der Staatsämter für unzulässig erklärten, und kurz nachher ward in den „allgemeinen Menschenrechten“ der Grundsatz aufgestellt, daß jedes Amt und jede Stelle im Zivil- und Militärdienste jedem Staatsbürger gleich erreichbar sein solle. Damit war — allzu hastig allerdings — der morsche Bau des alten Frankreich abgerissen und der Grund freigelegt zu einem neuen wohnlicheren Haus.

Das war aber keineswegs das Werk ruhiger, ungestörter Erwägung und Entschließung gewesen. Während die Gesetzgeber zu Versailles den Kodex der neuen Freiheit entwarfen, tobte in der nahen Hauptstadt der helle Aufruhr. Seit Jahrzehnten hatte es in Paris nicht mehr an Aufläufen gefehlt. Jetzt war es, als habe sich dort die Revolte in Permanenz erklärt. Kurz bevor die Nationalversammlung die erwähnten Beschlüsse faßte, hatte das „souverän" gewordene Volk von Paris den königlichen Soldaten, die sich nicht als unerschütterlich bewährten, auf dem Vendôme-Platz ein glückliches Gefecht geliefert, den Invalidenpalast gestürmt und am 14. Juli die Bastille der Erde gleich gemacht; nur mit Mühe vermochten die neugegründete Nationalgarde und eine neue Gemeindebehörde der ausschreitenden Menge zu gebieten, bis der König auf dem Stadthause die geänderte Ordnung der Dinge guthieß. Es war eine eigentümlich zusammengesetzte Gesellschaft, dieses „Volk von Paris": leidlich gebildete, ehrliche Freiheitsenthusiasten neben vertierten Vagabunden, die das Elend des flachen Landes zu vielen Tausenden nach der Stadt getrieben hatte; gedrückte Arbeiter, die um ihr gutes Recht einer menschenwürdigen Existenz kämpften, neben schamlosen Glücksrittern und fingerfertigem Gesindel, das ohne Scheu jeder mobilen Habe den Krieg erklärte; methodische Köpfe, entschlossen, aus ihren erklügelten Grundsätzen die letzte Konsequenz zu ziehen, neben Legionen von Unwissenden, die sich unter dem Druck einer auf der Straße erlauschten Phrase willenlos fortbewegten — eine imposante Armee der Anarchie, die bald eine schreckliche Bedeutung gewinnen sollte. Im Oktober 1789 nötigte sie den König und die Nationalversammlung aus Versailles in die Hauptstadt.

Auf diese allein blieb aber der Aufruhr nicht beschränkt. Auch die Provinz war bald nach Beginn der politischen Aktion von der Strömung erfaßt worden: in den Städten mußten, wie in Paris, die königlichen Behörden autonomen Verwaltungskörpern weichen, und auf dem Lande erklärten die Grundsassen der Gutsherrschaft den Krieg. Hier usurpierte der Hunger die exekutive Gewalt. Hunderte von Getreideaufläufen sind nur die Einleitung zu weiteren Exzessen. Die Ernte ist im Süden schlecht ausgefallen. In

Mittel- und Nordfrankreich, wo das Ergebnis ausreicht, hat niemand den Mut, Korn auf den Markt zu bringen. Die hohen Preise bleiben fest und veranlassen neue Ausschreitungen. Die Grundbesitzer werden unter Todesdrohungen gezwungen, ihre Vorräte auszuliefern. Die Bauern ziehen vor die Schlösser der Adeligen und nötigen sie, ihre Feudalrechte nicht nur, sondern oft auch ihr Eigentum aufzugeben. Wer sich widersetzt, verliert das Leben. In der östlichen Hälfte von Frankreich, vom äußersten Norden bis zur Provence herab, sind Bauernaufstände und Besitzstörungen allgemein, Mord und Todschlag nichts Seltenes. Keine Autorität vermag dem Unwesen zu steuern.

Auch die Stadt Auxonne an der Saône blieb von der Revolution nicht unberührt. Im Juli 1789 war auch hier die Sturmglocke geläutet, waren auch hier die Zollschranken zerbrochen und die Einnehmerbureaus zerstört worden. Eine Abteilung Kanoniere, welche die Ordnung herstellen sollte, weigerte zunächst den Dienst und sah, die Waffe im Arm, dem Auflauf zu. Mehrere Wochen zuvor hatte sich in dem nahen Seurre das Volk empört und zwei Getreidehändler mißhandelt. Damals war Sekondeleutnant Buonaparte als Befehlshaber seiner Kompanie dahin abgerückt. Es wird erzählt, er habe der Menge zugerufen, die anständigen Leute möchten sich zurückziehen, da er nur Befehl habe, auf die Kanaille zu schießen, worauf alle sich zerstreut hätten. Mag sein. Doch ebenso erzählt man auch, daß der Rummel in Seurre schon beendet gewesen sei, als das Militär ankam.*) Mitte August meuterten in Auxonne die Kanoniere selbst und zwangen den Oberst, ihnen die Reservegelder auszuliefern. Napoleon hat später zugegeben, daß ihm diese Zeichen der Disziplinlosigkeit der Truppen einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht hätten. Und doch waren sie nur die Begleiterscheinung einer Bewegung, die er selbst herbeigewünscht hatte.

Am 23. August haben die Offiziere der französischen Armee den von der Nationalversammlung beschlossenen Eid geschworen: Treue der Nation, dem Könige und

*) Vergl. bei Chuquet, La jeunesse de Napoléon, I., p. 356 mit p. 359.

dem Gesetz; niemals Verwendung der untergebenen Mannschaft außer auf Verlangen der Behörden. Auch Napoleon schwor. Aber er war darum noch lange nicht Franzose und sein Geist hielt unverrückt die Richtung auf Korsika fest. Er hat seine „Briefe über korsische Geschichte" umgearbeitet und will sie jetzt dem verbannten Paoli widmen. Ein Schreiben vom Juni 1789, mit welchem er sich Diesem zu nähern sucht, manifestiert seinen Haß gegen die französischen Unterdrücker aufs Neue. Und bald hat er nur noch den einen Gedanken, die Revolution zu benützen, um in seinem Vaterlande Macht und Ansehen zu gewinnen und mit seiner eigenen Unabhängigkeit zugleich auch die seines Volkes zu erkämpfen. Das ist nicht mehr die Zeit des geschriebenen Wortes. Die „korsischen Briefe", deren Widmung Paoli abgelehnt hat, bleiben Fragment. Ihr Verfasser sucht sich selbst einen Platz in der Geschichte seiner Heimat.

Auf Korsika gab es seit der französischen Eroberung zwei Parteien: die der Fremdenfreunde, die sich mit den neuen Zuständen versöhnt hatten und sie zu ihrem Vorteile benützten, und die der Nationalen, die nur mit dem größten Widerwillen den Druck der neuen Herrschaft erduldeten. Zu Jenen, den Konservativen, gehörte der geringe Adel und die Geistlichkeit mit ihrem blinden Anhang, desgleichen ein Teil der Bürgerschaft der Küstenstädte, wie denn überhaupt die Küstenbewohner, der Gunst oder Ungunst jeder Fregatte preisgegeben, frühzeitig gelernt hatten, sich der Gewalt fremder Herren zu fügen, während die Leute in den Bergen des innern Landes — den Söhnen Montenegros nicht unähnlich — ihren unbändigen Freiheitssinn leichter zu bewahren vermochten. Von der Gegnerschaft eines überlasteten, politisch rechtlosen Bürger- und Bauernstandes wider übermächtige, durch Privilegien wirtschaftlich bevorzugte Stände, wie sie Frankreich in Flammen setzte, war auf der Insel, wo man diese Gegensätze kaum kannte, wenig zu finden. Die Nationalen unterschieden sich ihrerseits nach zwei Richtungen: die Einen hofften von einem Zusammengehen mit den Revolutionären in Frankreich die Sicherung ihrer bürger-

lichen Freiheit, die Andern wollten von den Franzosen und einem Paktieren mit ihnen überhaupt nicht wissen. Die Konservativen wählten in die Generalständekammern die offiziellen Kandidaten: General Buttafoco für den Adel und Abbé Peretti für die Geistlichkeit, die Nationalliberalen in den dritten Stand Männer der Opposition: den Advokaten Saliceti und den Kapitän Colonna de Cesari Rocca. Diese beiden Letzteren wissen die Wünsche ihrer Auftraggeber in der Nationalversammlung geltend zu machen: an Stelle der dem Gouverneur der Insel zur Seite stehenden Adelskommission einen freigewählten Administrationsrat, korsische Beamte und eine aus Söhnen des Landes gebildete besoldete Miliz. Entsprang der Gedanke einer neuen Nationalverwaltung dem Ehrgeiz einer Anzahl junger Korsen, der Pozzo di Borgo, Peraldi, Cuneo u. A., die sich bereits als Regenten träumten, so war jene Volksmiliz ganz nach dem Geschmack des Leutnants Bonaparte in Auxonne, der mit seinem Oheim Fesch über die Vorgänge auf der Insel in lebhaftem Briefwechsel stand und dessen Familie sich seit Marbeufs Tode und ihren Mißerfolgen bei den französischen Behörden der Opposition angeschlossen hatte. Auch er strebte wohl nach der ersten Stelle in der Heimat. Aber sein Ehrgeiz baute sich nicht auf Wahlen und Debatten und dem schwankenden Boden der Volksgesinnung auf. Er rechnete darauf, daß ihm, dem militärisch Geschulten, ein hervorragender Posten im Kommando der korsischen Miliz nicht leicht entgehen konnte, und daß er, einmal im Besitz einiger Machtmittel — —. Doch dergleichen verfolgt man nicht aus der Ferne. Er erbittet neuerdings längeren Urlaub, den er erhält. Im September 1789 ist er wieder in Ajaccio.

Gleich bei seiner Ankunft erheben sich Schwierigkeiten. Der konservative Deputierte Buttafoco hat die Absicht der Nationalen bei der königlichen Regierung zu hintertreiben gewußt. Die adelige Zwölferkommission widerriet den Plan eines Nationalkomitees und einer Nationalgarde für Korsika als schädlich und zu kostspielig, und von beiden war fürs erste nicht mehr die Rede. Darob große Verstimmung. Als Napoleon daheim anlangte, war die Stadt noch in voller Gärung. Auch er hat seine Schule in dem revolutionären Sommer nicht ohne Erfolg durchgemacht. Er hat in den

französischen Städten Nationalgarden sich bilden sehen und den Zauber der Kokarde kennen gelernt; jetzt verwertet er seine Erfahrungen und entfaltet einen fieberhaften Eifer. Er will die reaktionäre Behörde stürzen, sich der Bastille von Ajaccio bemächtigen, die Franzosen verjagen, und die „Patrioten“ der Stadt, denen er seine Absichten vorträgt, sind Feuer und Flamme dafür; es entsteht eine Bürgergarde. Ein Biograph erzählt von ihm: „Seine unermüdliche Tätigkeit brachte alles in Bewegung und elektrisierte ganz Ajaccio.“*) Da rückte der Schwiegervater Buttafocos, Gaffori, der im August mit dem zweiten Oberbefehl über die militärischen Kräfte Korsikas betraut worden war — der Oberkommandant war Barrin — mit Verstärkung in die Stadt, und ein Teil der Bevölkerung erklärte sich für ihn; die Bürgergarde wird aufgelöst, und die Revolutionäre müssen sich mit einem von Napoleon verfaßten Protest an die Pariser Nationalversammlung begnügen, von der sie Schutz ihrer Freiheit und „die Wiedereinsetzung der Korsen in jene Rechte, welche die Natur jedem Menschen in seinem Lande verliehen hat“, erbitten. (Ende Oktober 1789.)**) Unterdessen aber war, auf den Mahnruf Salicetis, der Aufruhr in der Stadt Bastia, am Sitze des Gouverneurs und der königlichen Behörden, in Fluß geraten. Sofort eilte Napoleon dahin. Er vermied jetzt sorgfältig, mit den Offizieren der Garnison zusammenzutreffen, dagegen soll er auch dort die Seele des Putsches gewesen sein, der damit endete, daß General Barrin der neuerrichteten Nationalgarde tatsächlich einige hundert Gewehre auslieferte. Triumphierend berichtet Napoleon nach Ajaccio: „Die Brüder in Bastia haben ihre Ketten in tausend Stücke zerbrochen“. Infolge dieses Ereignisses, und gestützt auf ein Schreiben aus Bastia, stellte Saliceti Ende November in der Pariser Nationalversammlung einen Antrag, der, von enthusiastischen Reden begleitet, zum Beschluß erhoben wurde: Korsika, das

*) Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon, I., 75.

**) Veröffentlicht bei Coston, Biographie des premières années de Napoléon, II., 94 und Masson, II., 92, mit den Unterschriften Napoleons, des Podestà der Stadt, der Pozzo di Borgo, Peraldi, Paravicini und mehrerer Geistlichen des Kapitels, die Archidiakone Lucian Bonaparte und Fesch darunter.

bisher nur als erobertes Land gegolten hat, wird als ein integrierender Bestandteil Frankreichs erklärt und seine Bewohner werden nach der französischen Konstitution und den Dekreten der Nationalversammlung regiert. Jener Vertrag mit Genua vom Jahre 1768, der das Eiland nur „pfandweise" der Souveränität Frankreichs überantwortet hatte, ward dabei nicht weiter beachtet. Zu Ende des Jahres feierte die Insel mit einem Tedeum das große Ereignis.

Am Hause der Bonaparte las man damals: „Es lebe die Nation, es lebe Paoli, es lebe Mirabeau". Es klang wie eine Verbrüderung mit dem revolutionären Frankreich, von der die Royalisten, Offiziere und Beamte, in deren Händen noch die Gewalt lag, ausgeschlossen blieben. Im Juni 1790 setzt der neugewählte Gemeinderat, in dem auch Bruder Joseph eine Stelle gefunden hat, einige dieser royalistischen Beamten gefangen, und Napoleon verfaßt das Manifest, mit dem das Vorgehen der Munizipalität gerechtfertigt werden sollte. Dann wendet er, der Offizier, sich gegen die bewaffnete Macht. Nur die Wachsamkeit des Stadtkommandanten, La Férandière, hat seine und seiner Freunde Absicht vereitelt, sich der Zitadelle zu bemächtigen, in die man einige Kompanien der neuerstandenen Bürgergarde hineinschmuggeln wollte. Die verhaßten Franzosen blieben, aber nur um Zeugen der Anarchie zu sein, die nunmehr auf der Insel das königliche Regiment ablöste.

Niemandem fiel sie mehr ins Auge als Paoli, der jetzt heimkehrte. Im April (1790) hatte er in der Pariser Nationalversammlung dem französischen Volke Treue und Gehorsam geschworen und war dann, wie im Triumphe, durch den Süden Frankreichs gereist; Mitte Juli landete er in Bastia. Die zu seinen Ehren herbeigeeilten Tausende empfingen ihn mit frenetischen Ausbrüchen der Freude. Alle Städte hatten Deputationen gesendet. Der Diktator von ehedem, um dessen ruhmreiche Gestalt die Erinnerung an die Zeiten des Freiheitskampfes und das Märtyrertum seines Exils einen hehren Schimmer gewoben hatten, genoß unbedingte Verehrung. Als es im September 1790 zur Wahl der öffentlichen Beamten kam, wie sie die neuorganisierte Verwaltung Frankreichs in jedem Departement vorschrieb, wurde er einstimmig zum Präsidenten des Gouvernementrates ausgerufen. Die Konservativen

waren mundtot, während die Gegnerschaft gegen das verflossene Regime und die Anerkennung der neuen Verfassungsgesetze, zu denen sich Paoli hielt, alle „Patrioten“ um ihn vereinigten. Auch die beiden Bonaparte, Joseph und Napoleon, warben um seine Gunst. Der Erste erreichte, daß er, ohne volljährig zu sein, zum Präsidenten der Distriktsverwaltung von Ajaccio gewählt wurde. Der Zweite, dessen Urlaub bereits wieder zweimal „aus Gesundheitsrücksichten“ verlängert worden war — obgleich La Férandière schon Ende 1789 über ihn berichtet hatte: „es wäre besser, er wäre bei seinem Korps, denn er wühlt hier ohne Unterlaß“ — verfaßte, um sich Paoli besonders zu empfehlen, zu Anfang des Jahres 1791 einen „Brief“ an Buttafoco, der die Nationalversammlung offen vor Paolis Ehrgeiz gewarnt hatte. Dieses Sendschreiben war überflüssig, denn vom Gouvernementsrat waren bereits zwei Delegierte beordert worden, um in Paris gegen die Äußerungen des adeligen Deputierten zu protestieren. Gleichwohl ließ sich Napoleon die Gelegenheit nicht entgehen, für Paoli öffentlich einzutreten, Buttafoco als Volksverräter zu brandmarken — was er nicht war — und in so starkem Pathos die Ereignisse seit 1769 zu rekapitulieren, daß Paoli selbst in einem Briefe an Joseph wünschte, die Schrift wäre kürzer und unparteiischer gehalten gewesen. Aber der neugegründete patriotische Klub in Ajaccio, der dem Pariser Jakobinerklub affiliiert war und die Bonaparte — auch den sechzehnjährigen Lucian — zu Mitgliedern zählte, war anderer Ansicht, er fand das Pamphlet vortrefflich und beschloß dessen Drucklegung.*) Die Absicht des jungen Offiziers war klar: er wollte an der Seite Paolis, den die Wahlmännerversammlung des Departements illegal zum Oberkommandanten aller Bürgergarden der Insel erwählt hatte und der im Grunde kein geschulter Soldat war, eine hervorragende Rolle spielen — und Paoli war ein alter Mann.

Zunächst freilich — es war unabwendbar — mußte er zurück nach Frankreich. Er hätte schon im Oktober 1790 bei seinem Regiment eintreffen sollen. Er entschuldigte sich mit Attesten des Gemeinderates von Ajaccio, daß seine

*) Das „Aus meinem Kabinett von Milleli, den 23. Januar des Jahres Zwei“ datierte Sendschreiben, welches wiederholt gedruckt wurde, s. auch bei Masson, II., 180—193.

Abfahrt unmöglich gewesen sei, und langte erst im Februar 1791 wieder in Auxonne an. Es war die Zeit, in welcher eine große Anzahl royalistischer Offiziere emigrierten. Auch Napoleon suchten sie dafür zu gewinnen. Aber aus der Antwort, die er ihnen gab, entstand ein so heftiger Zank, daß er gelegentlich einmal davor stand, in die Saône geworfen zu werden. Dieser starken Auswanderung von Offizieren und der Neuorganisation der Artillerie hatte er es zu verdanken, daß ihm sein Mangel an Pflichtbewußtsein nachgesehen und er am 1. Juni 1791 zum Premierleutnant beim vierten Artillerie-Regiment in Valence befördert wurde. Hier nahm er — die Zeiten waren scheinbar ruhiger geworden — sein altes Leben, wie er es ehedem geführt hatte, wieder auf. Nur daß er jetzt seine ärmliche Wohnung und seine kärgliche Besoldung mit seinem jüngeren Bruder Ludwig, dem späteren König von Holland, teilte. Als dieser zwanzig Jahre nachher dem Kaiser der Franzosen durch eigenmächtige Niederlegung seiner Krone Verlegenheiten bereitete, kam Napoleon im Gespräche mit Caulaincourt auf jene Tage zurück. „Wie, mein Bruder mir schaden“ — rief er aus — „anstatt mich zu unterstützen? Jener Ludwig, den ich aus meiner Leutnants-Gage erziehen ließ, Gott weiß um den Preis welcher Entbehrungen? Ja, ich fand die Mittel, für ihn die Pension zu bezahlen. Aber wissen sie auf welchen Wegen? Indem ich niemals den Fuß in ein Café oder in eine Gesellschaft setzte, trocken Brot aß und meine Kleider selbst bürstete, damit sie länger vorhielten. Um nicht von meinen Kameraden abzustechen, lebte ich wie ein Bär, immer allein in meiner kleinen Stube mit meinen Büchern, die damals meine einzigen Freunde waren. Und um mir diese Bücher zu verschaffen, mit welchen harten, am Notwendigsten gemachten Ersparungen erkaufte ich mir das Vergnügen ihres Besitzes! Wenn ich in Folge meiner Enthaltsamkeit zwei Taler zusammengebracht hatte, lenkte ich meine Schritte mit kindlicher Freude einem Buchladen zu, musterte wiederholt mit Neid die Reihen, und meine begehrlichen Blicke forschten lange, bevor mir meine Börse zu kaufen gestattete. Das waren die Freuden und Exzesse meiner Jugend!“*)

*) Coston, I., 189. Vgl. dazu Napoleons Äußerung, 1811, einem Leutnant gegenüber, der sich beklagte, keine Pferde halten zu können:

Tatsächlich hat er damals an seiner geistigen Ausbildung eifrigst weiter gearbeitet. Er las: Duvernets „Geschichte der Sorbonne“, William Coxes „Reise in der Schweiz“ — in Übersetzung natürlich, denn er hat englisch so wenig erlernt als deutsch — Dulaures „Geschichte des Adels“, Le Nobles „Geist Gersons“, ein Buch, welches seit Jahrhunderten der Verteidigung der gallikanischen Kirche gegen den Ultramontanismus zur Grundlage diente, Macchiavellis „Florentinische Geschichte“, Meißners „Alcibiades“, Duclos' „Regierung Ludwig XIV. und Ludwig XV.“, Bernardin de S. Pierrés „Indische Erzählungen“, Marmontels „Incas“, Ariosts „Rasenden Roland“, Voltaires „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen“ — stets mit der Feder in der Hand und Notizen anhäufend. Dazwischen fallen kleinere Aufsätze. Da war ein „Dialog über die Liebe“, in die Form eines Gespräches gekleidet, das der Autor mit seinem Freunde des Mazis führt und womit er den Nachteil nachweisen will, der aus der leidenschaftlichen Neigung für die Frauen den großen Menschenpflichten erwächst. „Auch ich“ — heißt es da — „war einstmals verliebt, und es blieb mir davon genug in der Erinnerung, um die metaphysischen Definitionen zu entraten, welche die Dinge nur verwirren. Ich halte die Liebe für schädlich der Gesellschaft, dem Glück des Einzelnen, glaube, daß sie mehr Übles als Gutes verursacht, und hielte es für eine Wohltat, wenn die Gottheit uns und die Welt davon befreien wollte.“ Mazis verteidigt den entgegengesetzten Standpunkt und hält die Liebe für einen wertvollen Beweggrund alles Guten; er wirft dem Freunde vor, daß er nie geliebt habe. Dieser aber bleibt bei seiner These. Die Leidenschaft nehme den ganzen Mann für sich in Anspruch. „So lange sie dauert, werdet Ihr nur für sie allein handeln.“*) Wenig Wochen zuvor hat Napoleon allerdings weit milder über die Liebe geurteilt, als er, aus Korsika mit dem üblichen Heimweh nach Frankreich zurückkehrend, in ihr seinen

---

„Als ich die Ehre hatte, Unterleutnant zu sein, frühstückte ich trocken Brot und verschloß meine Armut hinter verriegelten Türen, um nicht draußen gegen meine Kameraden abzustechen.“ (Sor, Napoléon en Belgique et Hollande, I., 319.)

*) Zum ersten Male vollständig nach Napoleons Manuskript gedruckt bei Masson, II., 277.

Trost fand: „Ist der Mann in einem fremden Lande, ohne Verwandte, fern von seinem Heim, sagt, was Ihr wollt, er braucht irgend ein Band, eine Stütze, ein Gefühl, das ihm Vater, Bruder u. s. w. ersetzt. Da kommt ihm die Liebe zu Hilfe und bietet ihm ihre Vorzüge dar . . . Was ist die Liebe? Das Gefühl seiner Schwäche, mit dem sich der Mensch in seiner Verlassenheit durchdringt, seiner Ohnmacht und seiner Unsterblichkeit zugleich: die Seele wird beklommen, sie verzwiefacht sich, stärkt sich, die köstlichen Tränen der Wollust fließen, das ist die Liebe! u. s. w.“ Atmen diese sentimentalen Zeilen noch ganz den Einfluß des Genfer Philosophen, so ist ihm der kleine Leutnant auf anderen Wegen bereits entwischt. Seine Notizen über Rousseaus Abhandlung „Vom Anfang der Ungleichheit unter den Menschen“ enthalten an mehreren Stellen, wo vom Urzustande des Menschengeschlechtes die Rede ist, die positive Wendung: „Das glaube ich nicht“, sie verraten einen bereits unabhängigen Blick für menschliche Verhältnisse und bereiten eine neue Schöpfung seiner Feder vor.*)

Das war jetzt eine Arbeit über die Preisfrage der Lyoner Akademie: „Welche Wahrheiten und Gefühle sind den Menschen beizubringen, um sie glücklich zu machen?“ Zwölfhundert Franken sind von Raynal für die beste Antwort ausgesetzt worden. Napoleon will sie verdienen, denn er kann sie gebrauchen. Aber diese Hoffnung wird getäuscht. Die Preisrichter urteilen nicht günstig; es sei möglicherweise die Arbeit eines gefühlvollen Menschen, sagen sie, aber zu wenig geordnet und zu schlecht geschrieben. Uns aber interessiert gleichwohl diese Jugendschrift des gewaltigen Kaisers aufs höchste. Zwar finden sich auch hier wieder die bekannten Dinge: Liebe zu Korsika, Bewunderung für Paoli, Verehrung — trotz mancher Abweichung — für Rousseau, Abneigung gegen die Kirche und die monarchische Herrschergewalt, Vorliebe für die Revolution und selbst auch für jene Franzosen, die „stumpf geworden unter der Herrschaft der Könige und ihrer Minister, der Adeligen und ihrer Vorurteile, der Priester und ihres Trugs, erwacht sind und die Menschenrechte aufgezeichnet haben“; dagegen tritt eine Neigung zu vernünftiger

*) Masson, II., 214, 285 ff.

Mäßigung stärker auf, mit der sich der Verfasser von seinem früheren Enthusiasmus für Natur und Empfindung entfernt. „Die Vernunft“, heißt es jetzt, „mildert (modifie) auch das Gefühl für unsere Rechte; indem sie aus der Vergangenheit Gewinn zieht, sieht sie die Zukunft vorher.“ Geschichte und Mathematik schaffen vernünftiges Urteil. An ihrer Hand will er die gestellte Frage beantworten. Zunächst mit dem Erfahrungssatze, daß Glück nicht im Reichtum zu suchen sei. „In der Hütte wie im Palast, gekleidet in Felle oder in Lyoner Stickereien, an der frugalen Tafel des Cincinnatus wie an der des Vitellius, kann der Mensch glücklich sein.“ „Allerdings“, fährt er fort, „muß er die Hütte, die Felle und den frugalen Tisch auch haben.“ Und hier geht er der Frage sofort praktisch zu Leibe. Paoli scheine ihm das Problem auf Korsika gelöst zu haben, indem er Saatland und Weideland als Gemeingut alle drei Jahre unter die Einwohner des Dorfes neu verteilte, die Berggründe aber, die Olive, den Wein, die Kastanie und sonstige Baumgärten dem Privateigentum überließ. So wenig wie der Reichtum sei die Ehrsucht die Zuflucht des Glücks, „die Ehrsucht mit dem bleichen Antlitz, den verstörten Mienen, dem hastigen Gang, den regellosen Gesten und dem sardonischen Lächeln. Der Ehrsüchtige spielt mit dem Verbrechen, die Kabale wird ihm zum Werkzeug, die Lüge, die Verleumdung, die Ohrenbläserei zum bloßen Argument, zur Redefigur. Gelangt er endlich ans Ruder der Geschäfte, so ermüdet ihn bald die Huldigung der Menge.“ Nur wer im allgemeinen Interesse ehrgeizig sei, werde die Ehrsucht mit Kraft und Energie zu meistern vermögen, anstatt von ihr gemeistert zu werden, nur wer emporkommen wolle, lediglich um dem Glücke der Anderen zu dienen, werde selbst Glück empfinden. An Alexander, „dem der Wahnsinn das Hirn verbrannte“, und an Richelieu zeige sich die Hinfälligkeit persönlich ehrgeizigen Strebens. „Sie haben das Glück gesucht und nur den Ruhm gefunden.“*) So schrieb damals derjenige, dem in Korsika jedes Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes für erlaubt galt und dessen Streben nach Ruhm dereinst die Welt aus den Angeln heben wird. Da plötzlich unterbricht der Lärm unerhörter Auf-

*) Vollständig mitgeteilt bei Masson, II., 292—332.

regung, der ganz Frankreich erfüllt, die Studien und Arbeiten des jungen Offiziers.

In den ersten Monaten des Jahres 1791 war endlich die neue Verfassung des Reichs in einer Reihe von Grundgesetzen fertig geworden, die nur noch der Sanktion des Königs bedurften, um fürderhin als Recht zu gelten. Da aber diese Verfassung so ausgefallen war, daß sie die königliche Autorität bis zur Geringfügigkeit einschränkte, und nebenher radikale Kirchengesetze das religiöse Gewissen des Monarchen bedrückten, entschloß sich Ludwig XVI., aus Paris zu entfliehen und an der Grenze Sicherheit und Wehr für seine Person und seine Würde zu suchen. Der Plan mißlang kläglich; der königliche Hof ward unterwegs aufgehalten und nach der Hauptstadt zurückgebracht. Durch das Land aber ging ein Sturm der Entrüstung gegen den Herrscher und diejenigen, die ihn verführt hatten, sein Volk aufzugeben. Die Nationalversammlung suspendierte die monarchische Gewalt, und in allen Städten Frankreichs schwuren Klubisten, Bürgergarden und Linientruppen unverbrüchliche Treue den Dekreten des Parlaments und der neuen Verfassung. Nur mit Mühe behielten in Paris die Gemäßigteren die Oberhand über die Radikalen, die „Feuillants" über die „Jakobiner", und erst mit der Annahme der Konstitution durch den König war die Ruhe notdürftig wieder hergestellt.

In diesen Tagen hat auch der Premierleutnant Bonaparte seinen Eid niedergeschrieben:

> „Ich schwöre, die in meine Hände gelegten Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes gebrauchen, die von der Nationalversammlung dekretierte Verfassung gegen alle inneren und äußeren Feinde aufrecht erhalten, lieber sterben als die Invasion fremder Truppen dulden und nur denjenigen Befehlen gehorchen zu wollen, welche im Vollzug der Dekrete der Nationalversammlung gegeben werden."
>
> Valence, am 6. Juli 1791.
>
> Buonaparte,
> Offizier im 4. Artillerie-Regiment.*)

*) Jung, Bonaparte et son temps, II., 85.

Er war jetzt, trotz seiner noch immer recht mangelhaften Orthographie, Sekretär des Klubs der „Verfassungsfreunde" von Valence, die mit den Jakobinern in Paris in Verbindung standen, hielt Reden, die beifällig aufgenommen wurden, und verfaßte eine Zustimmungsadresse an die Nationalversammlung. Bei einem patriotischen Feste am 14. Juli brachte er einen Trinkspruch auf die Patrioten in Auxonne aus, wo ebenfalls ein Klub im Werden war. Aber man würde irren, wenn man darin etwas von dem vaterländischen Enthusiasmus vermuten wollte, der damals die Franzosen erfüllte und das Wort „Nation" zu ungeahnter Bedeutung emporhob. Napoleon blieb inmitten von alledem Korse, nur Korse, und hielt zähe an den Plänen fest, die seine Zukunft mit seiner Heimat verknüpften. Sie sollten bald wieder festere Gestalt gewinnen.

In einer Sitzung am 22. Juli 1791 beschloß die Volksvertretung in Paris die Errichtung von besoldeten Freiwilligenbataillonen in der Höhe von über hunderttausend Mann. Auch im Departement Korsika sollten vier solcher Bataillone entstehen. Ein Gesetz vom 4. August gestattete den Offizieren der Linie, Stellen auch in diesen Bataillonen anzunehmen. Kaum vernahm Napoleon die Nachricht, so war er in Valence nicht mehr zu halten. Da bot sich denn endlich die so lange und sehnlich gewünschte Gelegenheit, in der Heimat eine militärische Rolle zu spielen. Die Fürsprache des Generals Du Teil, der ihm wohlwollte, erwirkte ihm die außerordentliche Vergünstigung, drei Monate fernbleiben zu dürfen, und schon im September ist er wieder in Ajaccio. Die drei Monate verstreichen, ohne daß er zurückkehrt. Er denkt sogar daran, seine Demission zu geben und sich ganz in der Heimat niederzulassen. „In so schwierigen Zeitläuften", schreibt er jetzt einmal an den Kriegskommissar Sucy in Valence, „ist der Platz eines guten Korsen in seinem Lande".*) Die Situation der Familie war auch plötzlich eine bessere geworden: der alte Chef derselben, der Großoheim Lucian, der Archidiacon, war gestorben und hatte ein Stück Geld hinterlassen, von dem

*) Der Brief bei Coston, II., 178 mit der verbesserten Lesart Chuquet's, II., 243.

Napoleon, mit Fesch gemeinsam, ein Haus in Ajaccio und ein Grundstück in der Umgebung kauft. Der Rest ließ sich anderweitig verwenden. Joseph war zwar bei den Wahlen in das Abgeordnetenhaus durchgefallen, dem war nicht mehr zu helfen, aber die Wahl der Offiziere für die Freiwilligenbataillone stand noch aus, und dabei konnte man Geld gebrauchen. Darüber verging freilich der 1. Januar 1792, und nachdem Napoleon bei der Revue dieses Tages in Valence gefehlt hatte, ward er aus der Armeeliste gestrichen. Umsomehr mußte er jetzt alles daran setzen, hier durchzudringen. Zum Glück für ihn trat einer der beiden von Paoli begünstigten Kandidaten für die zwei Befehlshaberstellen im Bataillon von Ajaccio und Umgebung zu Gunsten des Andern, Quenzas, eines Waffengefährten des Generals, zurück, und es galt nun, sich sofort mit diesem zu verständigen. Napoleon überließ Quenza die erste Kommandantenstelle und sicherte sich damit dessen Unterstützung für die zweite. Es blieb nur noch übrig, die anderen Bewerber aus dem Felde zu schlagen, unter denen Matthäus Pozzo di Borgo, der Bruder des Abgeordneten und späteren russischen Diplomaten, der gefährlichste war, da der reiche Peraldi für ihn agitierte. Als aber Ende März die bereits gesammelten Freiwilligen zur Wahl ihrer beiden Kommandanten nach Ajaccio kamen, da hielt auch Napoleon mit den ererbten Heckethalern des Archidiacons nicht zurück; er machte ein offenes Haus für die Wähler und bearbeitete sie Mann für Mann zu seinen Gunsten und zum Nachteil der Anderen, die ihm vorwarfen, er habe dabei selbst die Verleumdung nicht gescheut. Doch alle Mühe schien verloren, als einer der drei Wahlkommissare bei den Peraldi, d. i. im feindlichen Lager, einkehrte und damit die Stimmen für Pozzo zu beeinflußen drohte. Da mußte man rasch handeln. Am Abend vor der Wahl beredete Napoleon einen seiner Parteigänger aus Bocognano, der bereits zum Hauptmann gewählt worden war, mit einigen seiner Leute den Wahlkommissar von den Peraldi weg in sein Haus zu holen. Das geschah — unter gewalttätigen Drohungen allerdings — und am nächsten Morgen konnte Napoleon in Gesellschaft des Entführten beim Wahlakt erscheinen, was seine Wirkung tat. Er und Quenza wurden gewählt, und alle Proteste Pozzos blieben vergebens. Es war sein erster Staatsstreich. (1. April 1792.)

Sein nächstes Ziel war erreicht. Da Quenzas militärische Schulung gering war, lag das Kommando des Bataillons voraussichtlich in den Händen des zweiten Oberstleutnants; er hatte „la forza in mano“, wie er sagte. Freilich war das nicht ohne merkliche Nachteile erkauft. Rücksichtslos hatte er seine bisherigen Freunde Pozzo und Peraldi bekämpft, wo es sich um seine persönliche Absicht gehandelt hatte. Sie und die Ihrigen waren fortan seine geschworenen Feinde. Und daß er unlautere Mittel angewendet, wie sie selbst bei den anarchischen Zuständen auf der Insel nicht gerade üblich waren, hatte ihn bei Paoli nicht empfohlen. Wo war da die sentimentale Deklamation über den Ehrgeiz geblieben, die er vor wenig Monaten niedergeschrieben! Die schönklingenden Sentenzen hatten nicht einmal diese erste Probe bestanden.

Jetzt flog sein Blick wieder zur Zitadelle von Ajaccio empor, wo noch immer fremde Offiziere und Soldaten, darunter Artilleristen seines Regiments, die Besatzung hielten. Dort wollte er sich zunächst festsetzen. Es war ja im Grunde nichts Unerhörtes, daß die heimische Wehrkraft die zur Verteidigung des Landes aufgeboten wurde, auch in dessen Befestigungen wohnte. Damit wußte er sich auch mit Paoli und der nationalen Regierung in Corte in Übereinstimmung. Es galt nur einen günstigen Anlaß abzuwarten. Er fand sich.

In Ajaccio gab es, wie in anderen korsischen Städten, ja sogar mehr als anderswo, eine nicht geringe Anzahl frommer Katholiken, die sich durch die neuen Kirchengesetze der Revolution in ihrem Glauben nicht weniger gekränkt fühlten als der König von Frankreich. Es war denjenigen Priestern, die nicht auf die bürgerliche Konstitution des Klerus schworen, ein Leichtes, diese Elemente in ihrem Haß gegen die neue Ordnung und ihre Verfechter zu bestärken. Kein Wunder, daß es dem Jakobinerklub, der mit den Klubisten von Toulon und Marseille enge Fühlung hatte, und dem Freiwilligenbataillon, das zumeist aus banditenartigen Elementen bestand, die den Radikalen anhingen, nicht an erbitterten Feinden fehlte. Napoleon besonders war verhaßt. Schon bei dem Auflauf in den Junitagen 1790 waren drohende Ausrufe gegen ihn gehört worden. Seither hatte sich diese Stimmung der frommen Bevölkerung nicht beruhigt, und jetzt

trat ein neues Moment hinzu. Die Nationalversammlung in Paris hatte die Klöster aufgehoben, und dem Gesetze zufolge waren in Ajaccio die Kapuziner abgeschafft. Eine Sendung seitens der munizipalen und judiziellen Behörden Ajaccios zur Departementsregierung nach Corte, um die Wiederherstellung des beliebten Ordens zu bewirken, blieb erfolglos, was zwischen den frommen Handwerkern und Matrosen der Stadt und den „Bauern“, wie man die Freiwilligen nannte, zu leidenschaftlicher Feindschaft führte. Diese Umstände benützte Napoleon. „Um den Dekreten der Nationalversammlung Achtung zu verschaffen“, besetzte er das von den Patres geräumte Kapuzinerkloster mit seiner Mannschaft und behielt das ganze Bataillon in der Stadt, gegen die Aufforderung der Gemeindebehörde, es nach außenhin zu verlegen, wobei er seinen Eid vom 23. August 1789 wenig in Erinnerung hatte. Natürlich kam es — es war an den Tagen des Osterfestes im April 1792 — zu Reibungen, die schließlich in einen Straßenkampf ausarteten, der einem Leutnant der Freiwilligen das Leben kostete. Nun begehrte Napoleon von dem Kommandanten der Garnison — Oberst Maillard, der La Férandière abgelöst hatte — Einlaß in die Zitadelle für seine Leute. Als ihm das abgeschlagen wurde, weil dazu ein königlicher Befehl nötig war, begingen die Freiwilligen unter seinen Augen unerhörte Dinge: sie schossen auf friedliche Kirchengänger, töteten und verwundeten Weiber und Kinder, plünderten ringsum und wurden der Schrecken der Stadt. Die Munizipalbehörden wandten sich jetzt ihrerseits an den Kommandanten um Unterstützung, während Napoleon zu gleicher Zeit die Linien-Soldaten gegen ihre Offiziere einzunehmen suchte, indem er ihnen fraternisierende Briefe und Broschüren zusandte, in denen die Mannschaft zum Abfall aufgereizt wurde. Aber die Soldaten blieben fest, und es schien als sollte es zur förmlichen Straßenschlacht zwischen den regulären Truppen und den Freiwilligen kommen. Da führte Napoleon eine Wendung herbei, indem er und Quenza an die Munizipalität ein Schreiben richteten, in welchem sie sich für das Verbleiben ihrer Leute in der Stadt auf einen ausdrücklichen Befehl Paolis beriefen und alle Verantwortung für das kommende Blutvergießen den Anderen zuschoben. Der Befehl Paolis war erdichtet, aber er wirkte. Der Ge-

meinderat verstand sich zu Verhandlungen, und die Soldaten rückten in die Zitadelle ab. Inzwischen trafen Abgesandte der Departementsregierung ein; sie forderten Einstellung der Feindseligkeiten und, zum großen Leidwesen Napoleons, den Abmarsch des Freiwilligenbataillons nach Corte. Und damit war der Putsch, der eine volle Woche gedauert hatte, schließlich doch mißlungen. Er hatte den jungen Offizier aufs Neue als völlig skrupellosen Mann der Tat gezeigt, wo es sich um die Befriedigung seines Ehrgeizes handelte. Seine Lage war jetzt eine kritische. Mit dem weitaus größten Teil der Bevölkerung von Ajaccio war er völlig verfeindet; Paoli verzieh ihm den Mißbrauch nicht, den er mit seinem Namen getrieben, und die Abgeordneten der Stadt, Pozzo und Peraldi, seit dem Ereignis des 1. April höchlich gegen ihn erbittert, wälzten alle Schuld auf ihn allein. Es war, und dieser Meinung war auch Bruder Joseph, das Beste, er verließ zunächst Korsika und suchte den verlorenen Platz in der Armee wieder zu erlangen. Das war nur bei der obersten Kriegsbehörde in Paris möglich. Am 20. Mai 1792 traf er dort ein.*)

Hier war alles in unerhörte Bewegung geraten. Der Friede zwischen dem Königtum und der Revolution hatte nicht lange gewährt. Daß Ludwig XVI. den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers, jene Priester, die den Eid auf die Kirchengesetze verweigerten, mit Verlust ihrer Pensionen, und die emigrierten Prinzen und Aristokraten für deren kriegerische Zusammenrottung an der Grenze mit der Konfiskation ihrer Güter zu bestrafen, seine Sanktion versagte, hat die Fortschrittsparteien neuerdings gegen ihn erregt. Dazu gingen über den Zusammenhang des Hofes mit dem Auslande, insbesondere mit dem verwandten österreichischen Regentenhause, aufregende Gerüchte umher, und die Opposition überlegte, daß ein siegreicher Krieg gegen die fremden

---

*) Die Darstellung des Osterputsches bei Chuquet, II., 281 ff., unterscheidet sich vorteilhaft von der bei Masson, II., 350 ff. und Marcaggi, La genèse de Napoléon, p. 293 ff., durch die unbefangene Auffassung der Handlungsweise Napoleons, in dem Masson schon jetzt nur noch den von den „Paolisten“ verfolgten Vorkämpfer für Frankreich und die Revolution erblicken will. Und doch hat Masson selbst Briefe Napoleons an Josef veröffentlicht, die das Gegenteil bezeugen. S. unten S. 47.

Mächte nicht nur der revolutionären Propaganda dienen, sondern zugleich auch ein Triumph über die absolute Monarchie in Frankreich sein würde. Deshalb setzen die Jakobiner in der Kammer, namentlich die Girondisten unter der Führung Brissots, den Kampf gegen die ausländischen Fürsten auf ihr Programm und dringen durch. Ein friedliebendes Ministerium fällt, und Ludwig XVI., der selbst nur noch von einem europäischen Konflikt die Wiederkehr der alten Zustände erhofft, ernennt ein Kabinett der kampflustigen Linken. Am 20. April 1792 erklärt er an Österreich den Krieg.

Der Beginn desselben täuschte jedoch höchlich die Erwartungen. Ein Angriff auf das österreichische Belgien ward mit leichter Mühe abgeschlagen, und die Niederlage erzeugte in Paris eine mächtige Erregung. Alles schrie Verrat und sah in dem eigenen Könige den Verschwörer gegen sein Volk, umsomehr, als Ludwig gerade jetzt, am 13. Juni 1792, das girondistische Ministerium Dumouriez wieder entließ und sich mit gemäßigt royalistischen Räten umgab. Diese aufs äußerste erbitterte Stimmung benützten die Führer der Linken, indem sie, um neuerdings ans Ruder zu gelangen, die anarchistischen Elemente der Hauptstadt direkt gegen das Königtum ausspielten. Am 20. Juni strömte ein mächtiger Haufe bewaffneten Gesindels in die Tuilerien, um die Sanktion zweier Dekrete zu erzwingen, von denen eines die Deportation der eidweigernden Priester aussprach, das andere die Ansammlung von 20.000 Nationalgarden aus der Provinz — „Föderierten“ — in einem Lager bei Paris anordnete. Nur die ruhige gefaßte Haltung des Königs parierte den Anschlag, der vielleicht nicht seinem Leben galt, seine Autorität aber tief verletzte. Als dann bald darauf die verbündeten Preußen und Österreicher gegen die französische Grenze heranrückten und ihr Befehlshaber, der Herzog von Braunschweig — Ludwig selbst hatte es gewünscht — ein Manifest erließ, das Paris mit der Zerstörung bedrohte, wenn die Tuilerien nochmals angegriffen würden, da bemächtigte sich eine ungeheuere Aufregung der Bevölkerung. Die Nationalversammlung erklärte durch einen Beschluß, das Vaterland sei in Gefahr, und Tausende Föderierter zogen, des königlichen Vetos nicht achtend, nach

der Hauptstadt; denn jenes Manifest hatte den Verdacht, Ludwig halte es mit dem Auslande, überallhin verbreitet. Der Feind, war bald der allgemeine Ruf, stehe nicht nur an der Grenze, er wohne inmitten des Reiches. Durch einen revolutionären Handstreich trat in Paris ein neuer radikaler Gemeinderat an die Stelle des gemäßigten alten, und unter seinem Einfluß erneuerte sich am 10. August der Sturm auf das Königsschloß. Scharen von Pikenmännern, Arbeitern der Vorstadt St. Antoine und St. Marcel, Föderierte aus Marseille und allerlei Pöbel belagern die Tuilerien und zwingen Ludwig XVI. in der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Hier aber erklärt man ihn, unter dem Terrorismus der Massen, seiner Würde verlustig und das Königtum für suspendiert. Mit ihm fällt auch das gemäßigte Ministerium und macht einer republikanisch gesinnten Regierung Platz.

Diese große Wendung der Dinge hat Napoleon in Paris aufmerksam verfolgt. Er ist Augenzeuge der Vorgänge am 20. Juni und am 10. August gewesen und hat darüber berichtet. Der Eindruck, den ihm die anarchische Bewegung machte, war ein höchst ungünstiger. Er hatte vom Staat eine zu hohe Auffassung, um ihn ruhig von der Menge unter die Füße treten zu sehen. Er steht jetzt, wie er sagt, nur noch auf der Seite „aller anständigen Leute", d. i. Lafayettes, der gegen den Pöbelsturm im Juni vor der Kammer protestiert hatte, der konstitutionellen Minister, des größten Teiles der Armee gegenüber der Kammermehrheit und den Jakobinern; er bezeichnet die Letzteren als „Narren, ohne gesunden Menschenverstand" („des fous qui n'ont pas le sens commun"). Er ist der Meinung, daß Ludwig XVI. am 10. August gesiegt haben würde, wenn er sich zu Pferde dem Volke gezeigt hätte; so aber — erzählte er später — sei er der „vile canaille" erlegen. „Ich fühlte, daß, wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde. Ich war gegen Jene, welche die Republik mittels des Pöbels begründen wollten. Und überdies sah ich Leute im Zivile Männer in Uniform angreifen: cela me choquait." Gewiß, das war seine tiefinnerste Empfindung. Sein klarer Kopf rät ihm aber, sie mitunter zu unterdrücken. Wir werden ihm bald als ausgemachtem Opportunisten begegnen.

Er hat bei seinem Regiment ein Gesuch um Wiederauf-

nahme eingereicht und demselben einige Dokumente beigelegt, die ihn eine günstige Entscheidung hoffen lassen. Freilich standen diesen Urkunden Berichte aus Korsika gegenüber, die seine Rolle bei den letzten Tumulten aufs schärfste verurteilten, und es vergingen Wochen, ehe die Entscheidung fiel. Für eine so lange erwerblose Zeit reichten die Mittel des jungen Offiziers nicht hin, und es wird erzählt, daß er Schulden machen, ja sich sogar zeitweilig von seiner Taschenuhr trennen mußte. In einem seiner Briefe an Bruder Joseph erklärt er einmal ein ruhiges Familienleben mit 4 bis 5000 Franken Rente als sein Ideal. In dieser Zeit lesen sich seine Berichte über Frankreich wie die über ein fremdes Land.*) Sein persönliches Interesse liegt weit davon entfernt; es hängt nach wie vor an den korsischen Dingen. Dort vor Allem will er den verlorenen Boden wiedergewinnen, namentlich, da er hört, daß im Schoße des Parlaments die Frage zur Sprache gebracht wurde, die Insel aufzugeben. Er verkehrt darum eifrig mit den korsischen Abgeordneten und sucht sogar an Pozzo und Peraldi heranzukommen, empfiehlt Joseph, sich ja mit Paoli gut zu stellen, „da es doch zur Unabhängigkeit Korsikas kommen werde“, und rät den Seinen, „Alle zu schonen, die unsere Freunde waren oder werden könnten.“ Für alle Fälle sollen aber fünfundzwanzig Gewehre der Freiwilligen nach Hause geschafft werden, „denn man könnte im gegenwärtigen Augenblicke ihrer bedürfen.“

Da kam endlich am 8. Juli die Entscheidung des Kriegsministeriums; sie lautete: die beiden Kommandanten des Freiwilligenbataillons, Quenza und Bonaparte, verdienten zwar vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, wenn es sich um eine rein militärische Angelegenheit handelte; da aber eine Zivilsache im Spiele sei, werde der Akt dem Justizministerium abgetreten. Im Übrigen ließ das Kriegsamt den Vorschlag des Regiments gelten, Bonaparte auch weiterhin als Offizier der Armee anzusehen, ja noch mehr, es ernannte ihn zwei Tage darauf, am 10. Juli, zum Kapitän, mit Geltung vom 6. Februar ab, an welchem Tage, bei seinem Verbleiben im Regimente, seine Beförderung ordnungsmäßig erfolgt wäre.**)

*) Sie stehen bei Masson, II., 387 ff.

**) Masson, II., 400, veröffentlicht den Brief des Kriegsministers Lajard an Napoleon vom 10. Juli 1792, worin ihm seine



Diesen heutzutage schwer verständlichen Vorgang erklärt auch wieder nur die Not an Offizieren infolge der Emigration der Adeligen. Das vierte Artillerieregiment hatte nahezu die Hälfte auf diese Weise verloren. Und so war Napoleon wenigstens seiner nächsten Sorge ledig. Denn daß in der stürmischen Zeit die Verweisung vor die Zivilgerichte keine weiteren Folgen haben werde, konnte als ausgemacht gelten.

Nun sollte man meinen, er habe endlich sein gegen den Feind engagiertes Regiment aufgesucht, um der Pflicht zu genügen, für die er doch zum mindesten bezahlt wurde. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen“, schrieb ihm der Kriegsminister, „daß es wünschenswert wäre, Ihr Dienst in der (freiwilligen) Nationalgarde gestattete Ihnen in diesem Augenblicke, wo Ihr Regiment in der größten Aktivität ist, bei demselben Ihre Funktionen als Hauptmann zu erfüllen.“ Der Appell war beredt. Auch die Brüder, die auf Korsika alle Aussicht versperrt sahen, rieten zum Kriegsdienst in Frankreich. Aber Napoleon hielt fest an seinen heimatlichen Plänen; er hatte für Frankreichs Schicksal noch immer kein Gefühl, und die letzten Ereignisse waren nicht danach angetan, ihn dafür empfänglicher zu machen. Und hätte ihm auch nicht der Zufall einen Vorwand zur Heimkehr dargeboten, er würde ihn doch gefunden haben. So aber traf es sich, daß am 17. August 1792 die Nationalversammlung die adeligen Damenstifte aufhob, wodurch auch das Schicksal der Fräulein von S. Cyr unsicher wurde. Marianne Buonaparte befand sich darunter. Wer konnte es dem Bruder wehren, in so aufgeregter Zeit seine Schwester nach Hause zu begleiten? Am 9. September — nachdem das Kapitänspatent ausgefertigt und Mariannens Reisegeld flüssig geworden war — verlassen die Geschwister Paris und sind Anfangs Oktober in der Heimat. Napoleon bleibt bis in den Sommer 1793.

Diese Zeit ist entscheidend geworden für sein Leben, für das Schicksal einer Welt. Er übernimmt den Befehl

Wiederaufnahme in die Armee als Kapitän mitgeteilt wird. Damit fällt die bisher geltende Anschauung, er sei erst infolge des politischen Umschwunges nach dem 10. August und dem Sturze des Königtums reaktiviert worden. Das Dekret wurde allerdings erst am 30. August von dem Kriegsminister des neuen Kabinetts, Servan, unterzeichnet.

über sein Bataillon und beteiligt sich im Februar 1793 an einer Expedition gegen die Insel Sardinien. Es war seine erste Waffentat im Dienste Frankreichs, das nicht daran dachte, Korsika freizugeben. Am 24. Februar hatte er, beauftragt, mit seinen Freiwilligen und drei Geschützen gegen S. Maddalena zu operieren, die feindlichen Befestigungen mit Erfolg beschossen, und alles war zum Sturme vorbereitet, als die Bemannung der Korvette, welche die Expedition zu decken hatte, meuterte und die Rückkehr erzwang. In seinem Bericht an das Ministerium sprach der junge Kapitän viel von Feiglingen und von Verrätern und legte einen ins Einzelne gehenden Plan zur Eroberung der Insel vor; doch der Vollzugsausschuß des neuen National-Konvents hatte bereits das Unternehmen gegen Sardinien aufgegeben. Was nun? Seine Situation auf der Insel hatte sich nicht verbessert, und die Spannung zwischen ihm und Paoli wuchs in dieser Zeit rasch, um sich bald zum völligen Bruch auszugestalten. Der Grund lag zum guten Teil im Fortgang der allgemeinen Dinge.

Paoli war mit konstitutioneller Gesinnung aus England zurückgekehrt; er hatte der französischen Verfassung von 1791 willig seine Zustimmung gegeben und sich in ihren Dienst gestellt, weil sie ähnlichen Verhältnissen entsprach, wie er sie auf britischem Boden schätzen gelernt hatte. Jetzt war diese Verfassung in ihren wesentlichsten Grundlagen erschüttert, das Königtum vom Konvent abgeschafft, der König eingekerkert, des Vaterlandsverrats angeklagt, verurteilt und am 21. Januar 1793 hingerichtet worden, der Staat selbst aber in den Händen extremer Parteien, die keinerlei Bestand verbürgten. Überdies brach nach der Exekution Ludwigs XVI. ein Krieg mit der englischen Krone aus, der so bald nicht wieder enden sollte, und Paoli hatte seinerzeit in England Gastfreundschaft genossen. Kein Wunder, wenn er dieser Änderung der Dinge mit Abneigung gegenüberstand. Dennoch kann man gegen ihn nicht den Vorwurf erheben, daß er sich durch sie von Frankreich abwendig machen und zu einer feindseligen Haltung gegen die Republik verleiten ließ, denn er hielt auch jetzt noch die Vereinigung Korsikas mit dieser für seiner Heimat nützlich. Es gab jedoch Leute auf Korsika, die ihn dessen anklagten, und Leute in Frankreich, die es ihnen

glaubten. Die Wahlen in den Konvent waren zwar nicht durchaus zu Gunsten seiner Kandidaten ausgefallen, wohl aber die Neuwahlen in das Direktorium des Departements, in die Gerichts- und Gemeindeämter. Das neue „paolistische“ Direktorium — das „Direktorium der anständigen Leute“, wie es sich nannte — zieh nun das verflossene schlechter Wirtschaft und erhob insbesondere gegen dessen Syndikus Saliceti, der jetzt im Pariser Konvent saß, den Vorwurf mangelhafter Rechnungslegung und des Mißbrauchs der Amtsgewalt zu eigenem Vorteil. Und derselbe Verdacht fiel auf dessen Stellvertreter im Syndikate, Bartolomeo Arena. Diese Beiden rächten sich, indem sie und ihr Anhang gegen Paoli und die Männer seines Vertrauens, insbesondere den neuen Syndicus Pozzo di Borgo, mit allen Mitteln der Verleumdung — Saliceti in Paris, Arena in Südfrankreich — zu Felde zogen. Und mit Erfolg. Bald war man im Schoße der Konventsregierung der Überzeugung, Paoli strebe nach unabhängiger Herrschaft und konspiriere mit England, und man handelte danach. Man hatte ihn kurz vorher, um den einflußreichen Mann enger an Frankreichs Interesse zu knüpfen, zum Divisionsgeneral und Kommandeur auf Korsika ernannt, eine Stelle, die der Achtundsechzigjährige nur mit Widerstreben angenommen hatte; jetzt teilte man, um ihn von dort zu entfernen, seine Division der italienischen Armee zu und forderte ihn auf, nach dem Kontinent zu kommen. Als der General, sein Alter und Kränklichkeit vorschützend, die Insel nicht verließ, wurden drei Konventskommissare, Saliceti darunter, dorthin abgeschickt, „um die Küste zu untersuchen“, in Wahrheit aber, um den Einfluß Paolis in aller Stille zu bekämpfen. Da, während die Drei am Werke waren, traf unversehens aus Paris der vom 2. April 1793 datierte Befehl des Vollzugsausschusses ein, ihn zu verhaften, und wurde rasch bekannt. Die Wirkung dieser ungerechten Maßregel war eine außerordentliche. Ende Mai erklärte sich eine Versammlung von über tausend Deputierten des Landes, die neun Zehnteile der Bevölkerung vertraten, für ihren greisen Führer und verfehmte diejenigen, die den Pariser Jakobinern und der Partei Saliceti-Arena anhingen, mit allen Gliedern ihrer Familien.

Unter denen, die so das Volksurteil „zu ewiger Verachtung und Infamie“ verurteilte, befanden sich auch die Bonaparte. Paoli hatte es, wie Joseph dem Bruder nach Paris schrieb, abgelehnt, „sich mit ihnen gemein zu machen“ („il ne veut pas s’amalgamer avec nous“). Das hatte jeder dieser beispiellos Ehrgeizigen zu fühlen bekommen, und jeder von ihnen hat seine Revanche genommen. Joseph war nicht mehr ins Direktorium gewählt worden und trug seine Verstimmung ins Lager des Saliceti und der Konventskommissare nach Bastia, wo er mit ihnen die Maßnahmen gegen den General überlegte. Lucian hatte sich, auf Napoleons Rat, darum beworben, Paolis Sekretär zu werden, war aber abgewiesen worden — was er auch sonst darüber in seinen Memoiren erzählen will; haßerfüllt ging er, im März 1793, nach dem Festland hinüber und denunzierte im Touloner Jakobinerklub Paoli als Hochverräter, der auf die Guillotine gehöre, eine Rede, die, vom Abgeordneten des Vardepartements im Konvent vorgebracht, der Anlaß zu jenem Haftbefehl wurde. Auch gegen Napoleon hatte sich Paoli ablehnend gezeigt, während er dessen Feind Pozzo an seiner Seite jene Vertrauensstelle einnehmen ließ, die Jener einst so heiß für sich erwünscht. Erst kürzlich noch hatte er ihm den Rat erteilt, zu seinem Regimente zu gehen oder britische Dienste zu nehmen, und ihm damit bewiesen, wie wenig Gewicht er auf seine Anwesenheit in Korsika lege. Dazu hatte man dem Kapitän in Ajaccio den Osterputsch vom Vorjahr nicht vergessen; seine persönlichen Gegner dominierten jetzt im Rate der Stadt, wie ehedem seine Verwandten; Peraldi führte das große Wort; ein eifriger Anhänger des Generals hielt mit seinem Freiwilligenbataillon die Zitadelle besetzt — so war ihm alles entglitten, und so blieb ihm, wenn er auf Korsika noch eine Rolle spielen wollte, nur die Gegenpartei als Zuflucht übrig: die Saliceti und Arena und die Radikalen des Pariser Regiments, wie wenig er sich auch innerlich mit ihnen verwandt fühlte. Er konspirierte, durch Josephs Vermittlung, eifrig mit den Konventskommissaren.

Nur zu offener Feindseligkeit gegen Paoli, dessen Anhang er nicht unterschätzte, wollte er es nicht kommen lassen, denn er konnte ihm und seiner Familie Verderben bringen. Darum war er auch überaus peinlich berührt, als

das Haftdekret bekannt wurde. Er entwarf allsogleich eine Adresse an den Konvent, mit der der Jakobinerklub von Ajaccio den General wider den Verdacht des Hochverrats an der Republik und gemeinschädlicher Ehrsucht verteidigen und um Zurücknahme des ungerechten Ediktes bitten sollte.*) Ja, er will selbst zu ihm nach Corte gehen, um sich und die Seinen gegen die Angriffe der „Paolisten" sicherzustellen. Aber es war zu spät. Gerade jetzt war ein aufgefangener Brief Lucians an seine Brüder in Paolis Hände gelangt, worin der rachsüchtige Jüngling sich rühmte, dem alten Führer und seinem Pozzo di Borgo den entscheidenden Schlag versetzt zu haben, und Napoleon wurde in Bocognano von paolistischen Bauern gefangen genommen. Nur die persönliche Anhänglichkeit einiger Getreuer verhilft ihm zur Flucht. Er kehrt heimlich nach Ajaccio zurück, hält sich hier bei Verwandten verborgen, die ihn vor Paolis Gendarmen verläugnen, bis er das Meer und bei den Konventskommissaren in S. Fiorenzo Sicherheit gewinnen kann. „Bereitet Euch vor", schreibt er von dorther an seine Mutter, „dieses Land ist nicht für uns". Lätitia und die Kinder, von Fesch und ein paar Freunden begleitet, entkommen im Dunkel der Nacht; ihr Haus wird, gleich den Häusern einiger Gesinnungsgenossen, von den Bauern geplündert, ihr Gut verwüstet. Nach tagelangem Umherirren an der Küste finden sie auf einem der französischen Schiffe Zuflucht, mit denen Napoleon, im Dienste des Konvents und begleitet von dessen Abgesandten, noch einen Coup wagt, um seine Vaterstadt zu erobern. Er scheitert, und am 11. Juni 1793 verläßt er mit den Seinen die Insel, um nach Toulon zu übersiedeln. Eine Woche zuvor hatte er in einer rasch hingeworfenen Denkschrift „über die politische und militärische Lage auf Korsika" — im direkten Gegensatz zu jener Adresse aus dem April — Paoli aufs heftigste verbrecherischer Pläne angeklagt und damit das Ideal seiner Jugend mit Verleumdung und Beschimpfung vernichtet.**)

*) Masson, II., 427.

**) Masson, II., 462, nach einem Druck aus dem J. 1841, der noch die orthographischen Fehler enthielt, die Jung, Lucien Bonaparte, I., 462 ff. getreu wiedergibt. Der Titel der Denkschrift „Position politique et militaire du département de Corse au 1er juin 1793" ließe allerdings annehmen, sie sei an demselben Tage verfaßt

Seine Rolle auf Korsika ist ausgespielt. Zwei Motive hatten ihn bei seinen revolutionären Unternehmungen in der Heimat geleitet: ein starker Patriotismus, der alles, was außerhalb derselben lag, kaum beachtete, und ein unbändiger Drang nach Macht und Geltung, mit dem er sich zum Befreier, wenn nicht zum Beherrscher, seines Volkes berufen glaubte. Von diesen Motiven ist nun das eine gegenstandslos geworden. Der Fluch der eigenen Nation hat ihn seines Vaterlandes verlustig erklärt und jedes Gefühl dafür in ihm getötet. Zwar blieb noch während der beiden nächsten Jahre die Absicht, die Insel wiederzuerobern, lebendig in ihm, und er hat manches versucht, sie zur Ausführung zu bringen — aber nicht mehr aus Patriotismus, sondern eher aus Haß gegen die Patrioten, vielleicht auch um einem Bedürfnis nach Rache zu genügen, jedenfalls im Dienste einer fremden Gewalt. Als er später, im Jahre 1796, Frankreich tatsächlich wieder in den Besitz von Korsika brachte, war auch diese Regung in ihm erloschen und die Heimat nicht mehr imstande, sein Interesse in höherem Grade zu fesseln als etwa Korfu oder Malta.

Wenn in der sympathischen Empfindung des Einzelnen für das Wohl und Wehe des Volkes, dem er zugehört, ein sittliches Moment liegt, so hat Napoleons weiteres Tun und Leben desselben entbehrt. Er hat aufhören müssen, Korse zu sein, er hat es nie dahin gebracht, Franzose zu werden. Mit ihm ist auch sein Ehrgeiz heimatlos geworden; ein Ehrgeiz, den bisher der Küstensaum eines kleinen Eilandes zu umfangen vermochte, kannte von jetzt ab keine Grenzen mehr.

---

worden. Aber der 1. Juni war einer der bewegtesten vor Ajaccio und ließ kaum Zeit zu schriftstellerischer Arbeit. Eher könnte man vermuten, Napoleon habe den ersten Tag in Sicherheit in Calvi, den 4. Juni, dazu benützt. Chuquet, II., 280, teilt die Denkschrift mit, wie sie Joseph, der sie nach Paris genommen hatte, dort in neuer Redaktion dem Vollzugsausschuß des Konvents übergab. Die Unterschiede sind nicht unwesentlich. Auch fehlt der 1. Juni in der Überschrift und es heißt bloß „im Monat Juni“, was die obige Vermutung unterstützt. Der Druck bei Masson weist Lücken auf; es sind die gehässigsten Urteile über Pozzo di Borgo, die fehlen. Jung, I., 463, hatte sie bereits veröffentlicht: Pozzo wird als „anrüchig“ (taré) und „käuflich“ bezeichnet. Diese Stellen sind in Josephs Bearbeitung unterdrückt worden.

Drittes Kapitel.

Die Belagerung von Toulon und die Verteidigung des Konvents. Josephine.

Der Aufstand auf Korsika war nur ein Glied in einer ganzen Kette von Erhebungen gegen das Jakobinerregiment, welches sich nach der Hinrichtung des Königs in Paris entfaltet hatte. Der Kampf, der über dem Grabe Ludwig XVI. zwischen den beiden republikanischen Parteien des Konvents, den radikalen Pariser „Montagnards“ und den gemäßigteren „Girondisten“ aus den Departements, entbrannt war, hatte im Sommer 1793 mit der Niederlage der Letzteren geendet. Was sich nicht geflüchtet hatte, wurde eingekerkert und endete zumeist auf dem Schafott, während die Sieger fortan Frankreich durch den Wohlfahrtsausschuß des Konvents regierten, dessen Mitglieder, Robespierre voran, sich auf den völlig radikal gewordenen Jakobinerklub und seine Zweigvereine stützten. Diese jakobinische Regierung besaß, was ihrer Vorgängerin, der girondistischen, gefehlt hatte und was die außerordentlichen Verhältnisse, in denen sich damals der Staat befand, dringend heischten: eine Energie ohnegleichen. Die Girondins, sehr ehrenwerte, aber politisch unzulängliche Deklamatoren („des fous extrêmement honnêtes“), hatten Frankreich in einen unabsehbaren Krieg mit fast ganz Europa gestürzt, ohne hinreichende Kenntnisse und Mittel, der heraufbeschworenen Gefahr zu begegnen. Ihre Erben in der Staatsgewalt haben mit diesem Kriege eine Riesenaufgabe auf sich genommen, und sie haben sie gelöst, wenn auch nicht ohne einen unerhörten Aufwand von Rechtlosigkeit, Blut und Grausamkeit. Die Kommissare des Konvents durchzogen das Land, überwachten die zwangsweise Rekrutierung der Massen, begleiteten die Armeen und stärkten „im Namen der Volksvertretung“ die Autorität der Kriegsgerichte und Revolutionstribunale, welche die Widerspenstigen zu züchtigen, die Verdächtigen zu richten hatten. Und da die neuen Machthaber nur durch die unbedingte Hingebung an die niedersten Volksklassen emporgekommen waren und sich nur durch immer weiter gehende Konzessionen an dieselben zu erhalten ver-

mochten, so erzeugte sich in der Hauptstadt, wie in den Städten der Provinz, eine Tyrannei des Pöbels, die nicht nur die gemäßigtere politische Gesinnung, sondern bald auch Wohlhabenheit und Bildung als des „Verrats am Vaterlande“ verdächtigte, bedrohte und verfolgte.

Die Opposition wider dieses furchtbare Regiment konnte nicht ausbleiben. Sie trat nicht allein dort zu Tage, wo die Partisane des alten Königtums und des alten Glaubens die Waffen gegen die Pariser erhoben, wie in der Vendée und Bretagne, sondern auch bei Jenen, die ursprünglich ebenfalls und willig den Weg der Revolution geschritten waren. So war es namentlich in den Städten Südfrankreichs, die sich ehedem mit Freuden an dem Kampfe gegen das alte Regierungssystem beteiligt hatten und sich jetzt — von den entflohenen Girondisten angefeuert — gegen den tyrannischen Radikalismus empörten. In Lyon, Marseille, Toulon siegten die gemäßigteren und ruhebedürftigen Elemente der Bevölkerung über die Jakobiner, und in der Provence bildete sich ein Zentralkomitee als selbständige Verwaltungsbehörde, die den bewaffneten Widerstand gegen den Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses dekretierte. Schon waren aus dem Süden her die Bataillone der Insurgenten bis Avignon vorgerückt, als der Konvent, dem es vielleicht gelungen wäre, mit einiger Mäßigung die Ruhe rasch und ohne Blutvergießen wieder herzustellen, mit Eifer den Fehdehandschuh aufnahm, die völlige Vertilgung all seiner Gegner im Innern als oberstes Regierungsprogramm verkündete und seinen Kommissar, Dubois Crancé, anwies, Lyon zu unterwerfen und die Vereinigung der aufständischen Streitkräfte zu hindern. Dubois raffte aus Linientruppen und Freiwilligen ein Korps zusammen, welches er unter dem Befehle des Generals Carteaux den Aufständischen nach Avignon entgegensandte. Mitte Juli 1793 kampierte es vor der alten Residenz der Päpste, die sich ergibt.

Jetzt erhielt Carteaux Sukkurs. Es war zwar nur ein einziger kleiner Artillerieoffizier, aber doch ein Mann, der dem Unternehmen gegen die Südstädte nicht geringe Dienste leisten sollte: Kapitän Bonaparte. Napoleon hatte nach seiner Flucht aus Korsika seine Familie notdürftig in La Valette bei Toulon untergebracht und endlich sein Regiment aufgesucht, das zur Zeit in dem jüngst eroberten Nizza



stationierte. Seine Denkschrift über Korsika und ein von seinem Freunde, dem Konventskommissar Saliceti, ausgestelltes Zertifikat, daß seine Anwesenheit auf der Insel in den letzten Monaten dringend nötig gewesen sei, bewahrte ihn auch jetzt vor Rekriminationen; er wurde vielmehr zum Hauptmann erster Klasse (capitaine commandant) befördert und trat am 25. Juni 1793 bei der Strandbatterie der Riviera seinen Dienst an. Von hier weg erhielt er durch den Artilleriegeneral Du Teil den Auftrag, aus Avignon einen Munitionspark herbeizuschaffen. Er traf dort ein, als die Insurgenten am 26. Juli die Stadt aufgegeben hatten und Carteaux nach der Einnahme von Beaucaire, Tarascon und Cavaillon gegen Marseille vorrückte. Die Überlieferung, er habe schon bei Avignon mitgekämpft, die Kanonen gerichtet und durch sein persönliches Eingreifen die Flucht des Feindes verursacht, wird heute mit guten Gründen bestritten.*) Aber mit seiner Feder hat er die Operationen der Konventstruppen unterstützt — er ist ja jetzt Parteigänger der Pariser Gewalthaber — indem er in einer Flugschrift die Marseiller von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes zu überzeugen suchte. Er nannte sie: „Das Souper von Beaucaire.“ Zwei Marseiller Kaufleute, ein Bürger von Nîmes, ein Fabrikant von Montpellier und ein Liniensoldat treffen eines Abends in Beaucaire zusammen, und der Soldat sucht, unterstützt von den beiden Anderen, den Marseillern klar zu machen, daß die Lage ihrer Stadt militärisch unhaltbar, ihre politische Gesinnung aber verwerflich sei, und ihr Beginnen als Diversion, die einen Teil der Armee absorbiere, nur dem auswärtigen Feinde zugute komme. Historisch interessant ist darin besonders eine Stelle, wo einer der Marseiller die Girondisten für sich aufruft und der Soldat, unter dem Napoleon sich selbst versteht, ihm

*) Sie ist noch festgehalten durch Le Moine, Une page de l'histoire de Napoléon I. Aber die darin (p. 55) zum Beweis angeführte Stelle aus dem Tagebuch des Avignoner Chambaud ist nicht zureichend. Le Moine selbst sagt: „Das Tagebuch Chambauds enthält am Rande folgende Bemerkung zum 26. Juli: „Man hat später (ensuite) erfahren, daß, nachdem die zwei Kanonen unter dem Kommando von N. Bte. (!) einige Artilleristen von Marseille verwundet hatten, die Gegner den Kampf nicht mehr fortsetzen wollten.“ Es ist also ein späterer Zusatz, nachdem sich die Erzählung bereits gebildet hatte.

antwortet: „Es genügt mir zu wissen, daß die Brissotisten (Girondins), nachdem einmal der „Berg“, aus Rücksicht für das Gemeinwohl und für seine Partei, zu den äußersten Maßregeln gegen sie gegriffen, sie verurteilt, eingekerkert und, zugegeben, verleumdet hatte, verloren waren ohne einen Bürgerkrieg, der sie wieder in den Stand setzen sollte, ihren Feinden Gesetze vorzuschreiben. Verdienten sie aber wirklich ihren alten Ruf, so hätten sie angesichts der neuen republikanischen Verfassung die Waffen von sich geworfen und ihr Sonderinteresse dem öffentlichen Wohle geopfert. Decius zitieren ist allerdings leichter als ihm nachahmen. Das Blut, das sie auf diese Weise vergossen, hat ihre wahren Verdienste weggewaschen.“ Als darauf der Marseiller beteuert, auch er und seine Freunde wollten die Republik, jedoch mit freien Volksvertretern, auch sie wollten die Freiheit, jedoch gegeben von achtungswerten Deputierten, sie wollten nur keine Konstitution, welche Plünderung und Anarchie begünstige: da läßt ihn Napoleon durch den Fabrikanten von Montpellier zurechtweisen, der dem Gebaren der Insurgenten Ungesetzlichkeit und Usurpation vorwirft; der Mittelpunkt sei nun einmal der Konvent, er sei der wahre Souverän, insbesondere nachdem sich das Volk gespalten habe.

Napoleons Schrift nimmt also die Partei des terroristischen Zentralismus und rät den Marseillern, sich den Tatsachen zu fügen — ungefähr, wie er selbst tat. Da sie aber auch Paolis und seiner verdammenswerten Gewalttaten gegen gutgesinnte Familien gedenkt, hatte sie wohl den Nebenzweck, ihren Verfasser als einen um seiner Anhänglichkeit an das herrschende System willen Verfolgten zu empfehlen. Sie war kaum beendigt, als Saliceti und Gasparin, die als Konventskommissare zur Südarmee reisten, mit Napoleon zusammentrafen. Das „Souper“ gefiel ihnen und ward alsbald auf Staatskosten gedruckt, um durch moralische Eroberungen die es allenfalls machte, die militärische vorzubereiten. Am 25. August fiel Marseille und war dem Konvente wiedergewonnen. Der „Vaterlandsverrat“ der Bewohner wurde mit allen Schrecken bestraft. Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter gegen Toulon. Die Eroberung dieses Hafens war um so wichtiger, als die Insurgenten daselbst mit den Engländern unterhandelt und tatsächlich bereits die dortige Flotte, die

beste Frankreichs, an England ausgeliefert hatten. Bei der Belagerung dieser Festung nun sollte Napoleon eine entscheidende Rolle spielen.

Um die Mitte des Monats September war Carteaux' Artilleriechef Dommartin verwundet worden; Saliceti bot Bonaparte die Stelle an, und er akzeptierte sie, froh, aus seiner Untätigkeiht herauszugelangen, die ihn kurz zuvor den Kriegsminister um seine Zuweisung zur Rheinarmee hatte bitten lassen. Rasch hat er erkannt, was zu tun war. Darüber, daß man den inneren Hafen bedrohen und die britischen Schiffe daraus vertreiben müsse, die den Insurgenten den stärksten Rückhalt boten, war alles einig. Napoleons Verdienst aber war, den Punkt sofort mit größter Bestimmtheit angegeben zu haben, von dem aus dieses Ziel zu erreichen war: die Halbinsel Caire im Westen mit dem Fort Eguillete, das die innere Rhede und zugeich die Rückzugslinie der Flotte dominierte. Es wäre vielleicht möglich gewesen, diese Position durch einen raschen Handstreich zu gewinnen, wenn Carteaux, ein im trüben Wirbel der revolutionären Leidenschaften nach oben gelangter Bürgergeneral ohne militärische Fähigkeiten, sich den Plan zu eigen gemacht hätte. Anstatt aber seine Kräfte sofort auf den einen Punkt zu konzentrieren, verzettelte er sie rund um die Stadt und erreichte nur, daß die Gegner Zeit gewannen, sich durch spanische, neapolitanische und sardische Truppen zu verstärken und entsprechend zu verschanzen. Nun mußten mehrere Wochen eifriger Belagerungsarbeit vergehen, ehe man an einen neuen Angriff denken konnte.*) Napoleon hat unermüdlich, sich mit der größten Kaltblütigkeit exponierend, an der Herstellung der Batterien gearbeitet und eine derselben, die am meisten bedrohte, die „der Furchtlosen“ genannt, um den Ehrgeiz der Soldaten zu stacheln. Am 19. Oktober 1793 wurde er dafür zum Bataillonschef im 2. Artillerieregiment befördert. Wenig Tage darauf (25. Oktober) wendet er sich an den Wohlfahrtsausschuß mit einem Memoire, worin er Klage führt über den vernach-

*) Napoleon durfte mit Recht am 14. November 1793 an den Kriegsminister schreiben: „Der Angriffsplan auf Toulon, den ich den Generalen und Repräsentanten vorgelegt habe, ist der einzig ausführbare. Hätte man ihn von Anfang an mit etwas mehr Wärme verfolgt, so wären wir heute wahrscheinlich in Toulon.“ Corr., I., 4.

lässigten Zustand seiner Waffe und die Absendung eines Artilleriegenerals vorschlägt, „der vermöge seines Grades die Achtung erhöhen und einer Anzahl Unwissender im Generalstabe zu imponieren vermöchte, mit denen man unaufhörlich über die Axiome der Theorie und Erfahrung kapitulieren und dogmatisieren muß“. Schließlich verweigert er den ungereimten Befehlen Carteaux' völlig den Gehorsam und erreicht es durch die Kommissare — es waren jetzt auch die Konventsmitglieder Fréron, Barras, Ricord und der jüngere Robespierre von der italienischen Armee ins Hauptquartier gekommen und stimmten zu — daß Jener durch den tüchtigen und altverdienten Divisionsgeneral Dugommier ersetzt wurde. Der schenkte Napoleon das größte Vertrauen und überließ ihm auch weiterhin das Kommando über die Batterien im Westen der Stadt. In einem Kriegsrat vom 25. November wird ein Operationsplan angenommen, der seinen Vorschlägen entspricht. Bald stehen seine Geschütze, wo er sie placiert wünscht. Ein Ausfall der Gegner wird am 30. November zurückgewiesen, und nach einem dreimal wiederholten Sturm auf die britischen Befestigungen — die Redoute Mulgrave — am 17. Dezember ist das Fort Eguilette und die ganze Halbinsel in der Gewalt der Konventstruppen. Die feindliche Flotte erkennt die ihr drohende Gefahr; Engländer und Spanier räumen nach kurzem Widerstande auch die übrigen Verschanzungen, schiffen ihre Truppen ein und verlassen, mit flüchtigen Einwohnern an Bord, den Hafen. Am 19. Dezember zogen die Sieger in die aufgegebene Stadt ein. Sie hielten, wie in Lyon und Marseille so auch hier, von wahnwitziger Rachsucht verführt, ein überstrenges Gericht über Kompromittierte und Verdächtige, die in Haufen zu Hunderten zusammen gebracht und niedergeschossen werden. Der Absicht des Konventskommissars Fréron, alle Einwohner niederzumachen, trat Dugommier entgegen, und wir glauben gerne, daß auch Napoleon zur Mäßigung riet; jedenfalls nahm er an dem Rachewerke nicht teil. Unnütze Grausamkeit war ebensowenig seine Sache als der blutrünstige Fanatismus, dem in jenem fürchterlichen Jahre ungezählte Opfer geschlachtet wurden.

Seine Rolle in Toulon hat er zwar nicht in hervorragender Stellung gespielt, er war nur Bataillonschef, nichts weiter, aber gleichwohl hat er durch seine unermüdliche

organisatorische Tätigkeit und seine strategischen Ratschläge der Sache der Regierung den größten Dienst geleistet. Ein Angriff von Norden und Osten her hätte zu keinem so raschen Resultate geführt, und gerade davon hing viel ab in einer Zeit, wo die verbündeten Gegner Frankreichs anfingen, Toulon mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, wo bereits die Engländer ein nach der Vendée bestimmtes Expeditionskorps nach Südfrankreich dirigierten und auch der Wiener Hof sich entschloß, Streitkräfte dahin abzusenden.*) Es war demnach nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner Leistung, wenn Napoleon jetzt durch ein provisorisches Dekret der Konventskommissare vom 22. Dezember 1793 — welches später der Vollzugsausschuß durch ein definitives ersetzte — zum Artillerie-Brigadegeneral ernannt wurde. Du Teil hatte ihn dem Kriegsminister mit den wärmsten Worten empfohlen: „Ich kann den Ausdruck nicht finden, um das Verdienst Buonapartes richtig zu zeichnen: viel Wissen, ebensoviel Umsicht und übermäßige Bravour, das ist eine schwache Skizze der Vorzüge dieses Offiziers.“ Und auch Dugommier hatte dringend zu seinem Avancement geraten, „denn“, schrieb er nach Paris, „wenn man undankbar gegen ihn wäre, würde dieser Offizier sich selbst befördern.“**)

Als bei dieser Gelegenheit die Behörden Auskunft über seine Lebensverhältnisse heischten, verleugnete er seine adelige Herkunft. Sie hätte ihm nur geschadet in den Augen der Jakobiner, in deren Diensten er sein reiches Talent betätigte. Ob er nunmehr wirklich mit ihnen fühlte, ob er im Innersten ihrer Sache zustimmte, oder ob er, wie wir annehmen, auch jetzt nur aus Not oder Strebsamkeit nach oben den Radikalen beifiel, ist damit nicht entschieden. Einmal — es war kurz nach seiner Beförderung zum General — hat er, unbekümmert um den herrschenden Radikalismus,

*) Von demselben 16. Dezember, an dem der Sturm auf die Touloner Werke begann, ist eine Depesche Thuguts an den österreichischen Gesandten in London datiert, in welcher gesagt wird, es seien, auf Andringen des englischen Botschafters in Wien, endlich vier Bataillone von Mailand nach Toulon in Bewegung gesetzt worden. Vivenot-Zeißberg, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Österreichs, III., 433 und 382.

**) Du Teil, Une famille militaire, p. 410. Chuquet III., 229.

aus lediglich strategischen Gründen den Wiederaufbau der Marseiller Bastille, des Fort St. Nicolas, beantragt. Sofort wurde er „verdächtig“ und sollte sich vor dem Konvent rechtfertigen. Mit Mühe legte Saliceti die Sache bei. Von da ab hat er es nicht mehr daran fehlen lassen, sich als eifrigen Republikaner zu zeigen, wo er konnte. „Buonaparte“, erzählt Fräulein Robespierre in ihren Aufzeichnungen, „war Republikaner, ich möchte fast sagen: Montagnard, wenigstens machte er mir zu der Zeit, als ich mich in Nizza befand (1794) diesen Eindruck durch die Art, die Dinge anzusehen. In der Folge haben ihm seine Siege den Kopf verdreht und ihn nach der Herrschaft über seine Mitbürger streben lassen. Aber als General der Artillerie bei der italienischen Armee (Napoleon war im März 1794 dazu ernannt worden) war er der Partisan einer weitgehenden Freiheit und wahrhafter Gleichheit.“ Der jüngere Bruder des gefürchteten Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses empfiehlt ihn im April 1794 als einen Mann von ungewöhnlichem Werte („d'un mérite transcendant“) und zieht ihn in sein Vertrauen, so daß Eingeweihte ihn den „geheimen Rat“ des Konventskommissars nannten. Doch vergißt dieser Letztere nicht, seinem Lobe die Bemerkung hinzuzufügen: „Er ist Korse und gewährt keine anderen Garantien als die eines Angehörigen dieser Nation, der den Schmeicheleien Paolis widerstand und dessen Eigentum durch diesen Verräter verwüstet wurde.“ Nichtsdestoweniger aber bietet er dem jungen General die bisher von Henriot versehene Stelle eines Befehlshabers von Paris an, die Napoleon klugerweise ablehnt.*)

Den militärischen Ratschlägen Bonapartes vertraute Robespierre unbedingt und verabredete mit ihm und dem Konventskommissar Ricord einen geheimen Operationsplan der sogenannten „italienischen“ Armee. Dieser Teil der französischen Streitkräfte war an der Riviera, östlich vom

*) Lucian in seinen Memoiren (I., 112) erzählt, Napoleon habe mit den Brüdern den Antrag besprochen und ihm, der eifrig zuriet, geantwortet: „Ah, das muß überlegt werden. Es ist in Paris nicht so leicht, seinen Kopf zu salvieren, wie in S. Maximin (wo Lucian durch Saliceti untergebracht worden war). Der jüngere Robespierre ist liebenswürdig, aber sein Bruder versteht keinen Spaß. Mein Platz ist bei der Armee. Paris werd' ich später einmal befehligen . . . Was sollte ich jetzt auf dieser Galeere?“

Var, aufgestellt, hatte sein Hauptquartier in Nizza und lag hier im Kriege mit den verbündeten Sarden und Österreichern, welche die Höhen der Seealpen besetzt hielten. Der Aufstand in Südfrankreich hatte die Provence ausgesogen, und die „armée d'Italie" war mit ihrer Versorgung auf die Zufuhr von dem neutralen Genua her verwiesen. Es ergaben sich daraus zwei Aufgaben für die Leitung dieses Heeresteils: einmal, diese unentbehrliche Zufuhr gegen die störenden Unternehmungen der Verbündeten, insbesondere der Sarden, zu sichern, denen die Enclaven Oneglia und Loano zwischen Nizza und Genua gehörten, und zweitens, sich durch eine glückliche Offensive über das Gebirge den Weg in die reiche Ebene von Piemont zu eröffnen. Diesen Offensivplan arbeitete Bonaparte, an der Hand eifriger Studien, im Mai 1794 in verschiedener Redaktion aus und begab sich selbst im Juli in einer vertraulichen Mission nach Genua, um hier offiziell zwar mit dem Dogen über Straßen- und Küstenverhältnisse zu verhandeln, insgeheim aber die Befestigungen von Savona, als eines möglichen Einfallstores, zu studieren. Zwei Adjutanten, Marmont und Junot, die späteren Herzoge von Ragusa und Abrantès, begleiteten ihn.*)

Als er aber Ende Juli nach Nizza zurückkehrte, hatte sich in Frankreich eine entscheidende Wandlung vollzogen. Der ältere Robespierre, der sich allmählich seiner Nebenbuhler im Konvent, Dantons, Héberts und ihrer Anhänger, entledigt, dann auch noch die letzten extremen Wortführer des „Berges", die Würger von Nantes, Lyon und Bordeaux, Tallien und Fouché darunter, mit dem Tode bedroht und immer deutlicher nach der Diktatur gestrebt hatte, war von einer Koalition der radikalen und gemäßigten Elemente des Konvents gestürzt

*) Daß auch die wiederholt gedruckte Denkschrift: „Note sur la position politique et militaire de nos armées de Piémont et d'Espagne", welche der jüngere Robespierre im Juli dem Wohlfahrtsausschuß vorlegte und worin der Krieg gegen Spanien als dem großen Zwecke, der Besiegung Deutschlands, hinderlich, die Offensive gegen die Austrosarden aber als denselben wirksam unterstützende Diversion dargestellt wird — daß diese Denkschrift gleichfalls auf Bonapartes Rechnung zu setzen ist, wird durch Colin, L'éducation militaire de Napoléon p. 295, 443, gegen Krebs et Moris, Campagnes dans les Alpes, II., p. 143 und Anhang p. 282, mit guten Gründen vertreten. Jedenfalls entstammte sie vielfacher gemeinsamer Überlegung der beiden Freunde.

und selbst aufs Schaffot befördert worden. (27. Juli 1794; 9. Thermidor). Mit ihm fiel das Regiment, dem sich Napoleon zur Verfügung gestellt hatte. Sein Schicksal konnte nicht unberührt von diesem Wechsel bleiben, umsoweniger, als nun jener Offensivplan zwischen ihm und den Robespierre als ein Komplott gedeutet wurde, um der Reaktion den Süden Frankreichs preiszugeben. Die Jakobiner selbst, beim Sturze ihres mächtigen Führers auf ihre eigene Sicherheit bedacht, suchten sich durch Denunziation Anderer zu schützen. Und so kam es auch, daß Saliceti, nunmehr Konventskommissar bei der italienischen Armee, seinen Landsmann Bonaparte beim Konvent als „Planmacher“ des Diktators verklagte. Napoleon ward seiner Stelle als General enthoben und am 12. August 1794 im Fort Carré bei Antibes gefangen gesestzt.*)

Welcher Sturm aufregender Reflexionen mag ihn hier durchtobt haben! Inmitten ehrsüchtiger Hoffnungen sah er sich gelähmt und jählings aus dem Wege geworfen, auf welchem schon so mancher in raschem Lauf zu Ansehen und Gewalt gelangt war. Die Armeereform des Jahres 1793 mit ihrem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht und ihren vereinfachten Cadres — ein Werk Carnots und Dubois Crancés — hatte schon angefangen ihre Früchte zu tragen. Ende 1792 hatte es nicht mehr als hundertzwölftausend Mann regulärer Truppen in Frankreich gegeben, im Sommer 1794 waren es nicht weniger als achtmalhunderttausend, gehoben durch einen fatalistischen Patriotismus, gezügelt durch eine eiserne Disziplin, befehligt von Generalen, deren Begabung sich in der freien Luft gleichwertigen Bestrebens in unerhörter Raschheit zur Geltung brachte. Da steht an der Spitze der Nordarmee jener Pichegru, der seinerzeit die kleinen Kadetten von Brienne beaufsichtigt hatte; er ver-

*) Er mochte dergleichen wohl vorhergesehen haben, denn kurz zuvor schrieb er an Tilly, den französischen Geschäftsträger in Genua, von dem er wußte, daß er nach Paris Meldung tun werde, einen Brief, in welchem er von seinem Verhältnis zum jüngeren Robespierre mit großer Kühle sprach und hinzufügte: „Ich war etwas ergriffen (un peu affecté) von seiner Katastrophe, denn ich liebte ihn und hielt ihn für makellos. Aber wär's mein Vater gewesen, ich hätte ihn mit eigener Hand erdolcht, wenn er sich zum Tyrannen hätte aufwerfen wollen.“ (Coston, II., 287.) Napoleon III. hat es für gut befunden, dieses Schreiben nicht in die offizielle Ausgabe der Korrespondenz seines Oheims einzureihen.

treibt die Fremden aus Frankreich und erobert das österreichische Belgien. Da ist Jourdan, einer von den freiwilligen Offizieren des Jahres 1792; er befehligt jetzt die Maas- und Sambrearmee und liefert den Österreichern die siegreiche Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794), deren Entscheidung ein Altersgenosse Napoleons, General Marceau, herbeiführt. Ein Zweiter, Hoche (geb. 1768), zu Beginn der Revolution noch ein simpler Unteroffizier, hatte schon im Dezember des Vorjahres, in der Stellung eines Generals en chef, die Österreicher bei Weißenburg besiegt und aus dem Elsaß getrieben, sich selbst mit Ruhm und Ehren bedeckt. Und dazu kam eine Reihe anderer: Saint Cyr, 1792 noch Kapitän bei den Freiwilligen, war jetzt Divisionsgeneral, Bernadotte, bei Ausbruch der Revolution Sergeantmajor, befehligte 1794 gleichfalls eine Division, Kleber, Freiwilliger im Jahre 1792, hatte es schon ein Jahr später zum gleichen Rang gebracht, Moreau (geb. 1761), 1792 zum Kommandanten eines freiwilligen Bataillons gewählt, erwirbt sich 1794 im belgischen Feldzug als Divisionsgeneral hohen Ruhm, Kellermann u. a.*) Und er, der Ehrgeizigste von allen, seiner Begabung und Tüchtigkeit vollbewußt wie einer, sah sich nun ausgeschlossen aus diesem Kreise, vielleicht für immer, und überdies bedroht von einer Anklage, die schon vielen in dieser schrecklichen Zeit das Leben gekostet hatte.

Verzweifeln war jedoch nicht seine Sache. Günstig war ja schon, daß man ihn nicht nach Paris schickte. In einem Schreiben an die Konventskommissare suchte er vor allem seinen lautern Patriotismus darzutun. „Hab' ich nicht seit Beginn der Revolution — heißt es darin — an ihren Grundsätzen festgehalten? Hat man mich nicht im Kampfe gesehen gegen den Feind im Innern, wie als Soldat gegen die Fremden? Ich habe den Aufenthalt in meinem Departement geopfert, mein Hab und Gut verlassen, alles verloren für die Republik. Soll ich also mit den Feinden des Vaterlandes zusammengeworfen werden? Sollen die Patrioten unüberlegtermaßen einen General verlieren, welcher der Republik nicht ohne

*) Die Jahre 1768 und 1769 haben die meisten der berühmten Heerführer der Revolutionszeit hervorgebracht; das erste außer Hoche noch Desaix, Bessières, Mortier, das zweite außer Marceau noch Lannes, Ney, Soult, Joubert.

Nutzen gewesen? Sollen die Repräsentanten die Regierung nötigen, ungerecht und unpolitisch zu handeln? Höret mich, nehmt von mir den Druck, der mich belastet, verschafft mir die Achtung der Patrioten wieder, und eine Stunde später, wenn die Böswilligen mein Leben wollen, werde ich es ihnen gerne geben; ich schätze es so gering und habe es oft genug verachtet, ja, nur der einzige Gedanke, daß es noch einmal dem Vaterlande nützen könnte, läßt mich seine Last mit Mut ertragen“. Er hat in der Not gelernt, das Wort „patrie“ für Frankreich zu gebrauchen; sein eigentliches Vaterland ist jetzt für ihn nur noch ein simples „département“.

Das Schreiben tat seine Wirkung. Auch hatte sich Saliceti überzeugt, daß seine eigene Person nicht mehr gefährdet war, und trat nun wieder für den Landsmann ein, dessen Papiere „nichts Verdächtiges enthielten“. Das Entscheidende aber war, daß man im Süden den „Planmacher“ wieder notwendig brauchte. Am 20. August wurde Napoleon seiner Haft entlassen und ein paar Wochen später, am 14. September, auch wieder in seine Stelle als Artilleriegeneral eingesetzt, nachdem er für eine neue Offensive der italienischen Armee den Operationsplan entworfen hatte. Man war dazu durch einen Vorstoß der Österreicher genötigt worden. Sie hatten sich in Alessandria verstärkt und rückten im Tale der Bormida aufwärts, um an der Riviera den Verkehr Frankreichs mit Genua zu stören. Es gelingt ihnen nicht. Sie werden, während der linke Flügel der Franzosen die Sarden festhält, in einem Gefechte bei Dego (21. September 1794) geschlagen und bis Acqui zurückgedrängt, ein Erfolg, der vom Chefgeneral Dumerbion in einem Briefe an den Konvent auf Rechnung „der klugen Anordnungen seines Artilleriegenerals“ gesetzt wird. Als Dumerbion dann aber gegen die Piemontesen sich wenden und deren Zusammenhang mit Österreich zerstören will, stößt er auf den Widerstand des Konventskommissars Albitte, der sich von der aus Paris befohlenen Defensive nicht zu entfernen getraut. Die Armee zieht sich an die Küste zurück. Man hat mit Recht bemerkt, daß hier, bei Dego, eine Situation gegeben war, aus der Napoleon nur die Folgerungen zu ziehen brauchte, um sie zu einem neuen, wirksamen Angriffsplane

zu verarbeiten.*) Aber für den Augenblick ließ Carnot die Offensive nicht zu. Er hatte die Armee deshalb an die Küste zurückgezogen, damit sie einer Expedition nach Korsika zur Unterstützung diene; denn diese Insel nicht völlig in die Hände der Engländer fallen zu lassen, war ein Lieblingsgedanke von ihm, den er bereits Robespierres Offensivplänen gegenüber betont hatte. Jetzt kam er darauf zurück. Der Korse Bonaparte sollte dabei die Artillerie kommandiren.

Auf Korsika waren mittlerweile alle noch von Franzosen besetzten Plätze den Engländern in die Hände gefallen: San Fiorenzo am 17. Februar 1794, Bastia am 22. Mai, am 11. August endlich auch Calvi. Im Innern des Landes hatten sich schon früher die Briten festgesetzt. Paoli ward vom Könige Georg III. eingeladen, nach Großbritannien zu kommen. Unter englischem Einfluß erklärten die Korsen in einer Volksversammlung zu Corte am 18. Juni 1794 ihre Insel als Königreich unter englischem Schutz und unter Lord Elliot als Vizekönig. Auf die Kunde von diesen Ereignissen unternahm der neue Wohlfahrtsausschuß zu Paris noch einmal den Versuch, das Departement den Feinden zu entreißen. Während aber die dazu bestimmte Division bereits im Spätherbste fertig stand, verzögerten die schlechten Marineverhältnisse die Unternehmung bis in den Februar des nächsten Jahres, und wenn Napoleon in einem Briefe die bevorstehende Eroberung als bloßen „militärischen Spaziergang“ dargestellt hatte, so blieb der Erfolg weit hinter dieser Annahme zurück. Denn als im März 1795 endlich die französische Flotte auslief, um die korsischen Gewässer von englischen Fahrzeugen zu säubern, kam es zwischen dem Capo Corso und Livorno zu einer Schlacht, die durchaus zu Ungunsten der Franzosen endigte. Zwei ihrer Schiffe fielen den Gegnern in die Hände, der Rest mußte sich in den Golf von St. Juan zurückziehen. Nach dieser Schlappe stand man von der Expedition gänzlich ab; die bereits eingeschifften Truppen wurden ans Land gesetzt und wieder der italienischen Armee zugeteilt; Korsika blieb fürs Erste verloren. Napoleon aber war ohne Kom-

*) Napoleon hat sich 1796 zu dem piemontesischen Obersten Costa de Beauregard geäußert, er habe zwei Jahre zuvor, bei der Affaire von Dego, denselben Plan vorgeschlagen, den er jetzt in wenig Tagen zur Ausführung gebracht. (Costa, Un homme d'autrefois, p. 335.)

mando. Da traf ihn unversehens der Befehl, sich zur Westarmee zu begeben. Er gehorchte zögernd. Erst in den ersten Maitagen 1795 verläßt er mit seinem Adjutanten und seinem Bruder Ludwig, der in der Artillerieschule zu Châlons unterkommen soll, Marseille. Etwa am 10. langt er in Paris an. Er hat nicht die Absicht, diese Stadt so bald wieder zu verlassen.*)

Nach dem 27. Juli (9. Thermidor) des Jahres 1794 waren die ruhigeren und besonnenen Elemente der Pariser Bevölkerung wie aus einer dumpfen Ohnmacht zu neuem Leben erwacht. Als ob mit dem Tode des einen Mannes aller Schrecken ein Ende hätte, traten sie jetzt furchtlos mit ihrer Meinung und ihren Forderungen hervor. In Zeitungen und Flugschriften, die sich nun der Fessel jeder Zensur ledig fühlten, und in den öffentlichen Lokalen der Hauptstadt gelangte der Abscheu gegen die Jakobiner zu rückhaltlosem Ausdruck. Erst jetzt übersah man die Zahl ihrer Opfer. Nur wenige Familien hatten nicht unter dem eisernen Druck zu leiden gehabt; viele hatten einzelne Mitglieder, viele ihr Vermögen an den Terrorismus der Massen verloren, die gleichwohl dabei hungerten. Mit der Eröffnung der Gefängnisse brachte jeder neue Tag neue schreckliche Enthüllungen und mehrte den Zorn der Geschädigten. Im Konvente selbst, wo vorzugsweise die „Montagnards" den Sturz des Diktators herbeigeführt hatten, trat ein Teil derselben, die früheren Anhänger Dantons, von den Jakobinern zurück. „Thermidorianer" nannten sie sich, da sie das Verdienst der Entscheidung an jenem Tage für sich in Anspruch nahmen. Ihre Führer, Merlin und Tallien, Fréron und Barras, suchten mit den gemäßigten Elementen des Zentrums die in den kritischen Tagen gewonnene Fühlung aufrechtzuhalten. Die geächteten Girondins wurden in den Konvent zurückberufen, und die willigsten Werkzeuge des überwundenen Regimes büßten, nach einem mißlungenen Versuch des Wider-

*) Die Daten dieser Reise stehen nicht genau fest; namentlich das der Ankunft in Paris schwankt. Zur Aufhellung der Frage dient ein jüngst bei Brotonne, Dernières lettres inédites, I., n. 7, veröffentlichter Abschiedsbrief Napoleons an Gassendi aus Marseille vom 30. April, der für die Abreise am 2. oder 3. Mai spricht, was in demselben Werke I., p. 5 seine Unterstützung findet. Überdies wissen wir aus einer Mitteilung bei Coston, daß er am 5. Lyon verlassen hat.

standes, auf dem Schafott. In diesen Tagen nun traf Napoleon in der Hauptstadt ein. Das war wohl kaum der günstigste Augenblick des Hervortretens für einen Mann, der erst vor kurzem als Teilnehmer an den Plänen des tief gehaßten Tyrannen unter peinlicher Anklage gestanden hatte. Er selbst mochte sich den Wechsel der Dinge kaum so radikal gedacht haben. Für seine äußeren Verhältnisse war er überaus ungünstig. Schon jener Auftrag, sich zur Westarmee zu begeben und unter dem gleichalterigen Hoche als einfacher Brigadegeneral zu dienen, war seinem maßlosen Ehrgeize unerträglich, und dies in einem Kriege gegen Bauern und regelloses Militär, in welchem seiner Kunst wenig Auszeichnung winkte. Er war entschlossen, dem Befehle nicht zu gehorchen, und meldete sich krank. Er sann vor allem darauf, Zeit zu gewinnen und den Ausgang eines neuen Anschlags der Jakobiner abzuwarten, die bereits einmal, am 1. April, gegen das gemäßigtere Regiment die Massen, allerdings ohne Erfolg, in Bewegung gesetzt hatten. Denn noch gehörte er zu ihnen. Aber auch diese neue Unternehmung gegen den Konvent, die Tat des ersten Prairial (20. Mai 1795), endete mit der Niederlage der Aufständischen und machte die Situation Bonapartes noch schwieriger. Sein Freund Saliceti wurde mit anderen Radikalen (Ricord, Albitte) vor dem Konvent angeklagt und mußte sich verbergen. Er selbst hielt es für gut, während der nächsten Tage den Eltern Marmonts in der Umgebung von Châtillon einen Besuch zu machen. Dann ward er als Supernumerär der Artillerie zur Infanterie versetzt und erhielt gemessenen Befehl, endlich nach dem Westen abzugehen. Wenn er sich jetzt noch, unter den neuen Verhältnissen, erhalten will, muß er sich von den Radikalen völlig lossagen und mit den Thermidorianern Fühlung zu gewinnen suchen.

Er unternimmt es — vielleicht machte dann der ihm mißgünstige Konservative Aubry im militärischen Komitee des Wohlfahrtsausschusses einem freundlicher gesinnten Manne Platz — und das Unternehmen gelingt. Das Glück hat ihn niemals ganz verlassen. Denn war es nicht eine glückliche Fügung, daß gerade die Führer dieser jetzt maßgebenden Partei damals als Konventskommissare vor Toulon erschienen und Zeugen gewesen waren, als er sich seine ersten

Sporen verdiente: Fréron und Barras? In ihren Augen konnte doch Bonaparte, der dazumal einer Regierung gedient hatte, welcher sie selbst Geltung zu verschaffen trachteten, kein Tadel treffen. Sie nahmen ihn denn auch bei sich auf und liehen ihm ihre Unterstützung. Durch sie fand er, selbst unermüdlich im Anknüpfen nützlicher Bekanntschaften, neue Gönner. Der einflußreiche Boissy d'Anglas nahm Anteil an ihm und empfahl ihn seinem Kollegen im Wohlfahrtsausschuß, Doulcet Pontécoulant. Dieser löste anfangs August Aubry im militärischen Komitee ab und interessierte sich bald für den „kleinen, blassen, kränklich aussehenden Italiener", der ihm „durch die Kühnheit seiner Ansichten und die Festigkeit seiner Sprache" Eindruck machte, wie er in seinen Denkwürdigkeiten erzählt.

Ansichten und Sprache drehten sich um jenen Plan eines Offensivkrieges in Oberitalien, den Napoleon im Vorjahre Robespierre mitgeteilt und seitdem immer wieder überlegt hatte — nur mit einem Unterschiede, den die allgemeinen politischen Verhältnisse begründeten. Preußen war aus der Reihe der Feinde Frankreichs geschieden und hatte am 5. April 1795 seinen Separatfrieden mit der Republik gemacht. Mit Spanien war man in Unterhandlungen eingetreten, die bald ebenfalls zum Frieden führen werden. Blieb auf dem Festlande nur noch Österreich als hauptsächlichster Feind übrig, der allerdings, mit Piemont zur Seite, Anstalten traf, den Krieg mit allen Kräften fortzusetzen. Diese Veränderung in den äußeren Verhältnissen modifizierte die Grundlage des Operationsplanes. Im Vorjahre hatte Napoleon von einem offensiven Unternehmen der italienischen Armee als einer Diversion zu Gunsten des Krieges in Deutschland gesprochen und das Schwergewicht der Aktion auf den *deutschen* Schauplatz verlegt. Jetzt, wo durch den Austritt Preußens die Widerstandskräfte auf deutscher Seite geringer geworden waren, schlägt er vor, den entscheidenden Schlag gegen Österreich *in Italien* zu führen. Zu diesem Zwecke sollten die Machtmittel der italienischen Armee wesentlich vermehrt werden, was durch das Heranziehen des im Frieden mit Spanien freiwerdenden Truppenkorps leicht möglich wäre. Diese verstärkte Armee würde von der Riviera aus, die man bis Vado wiedergewinnen müßte, nachdem sie soeben, im

Juni 1795, bis hinter Loano an die Gegner verloren worden war, über das Gebirge nach Piemont vordringen, den König von Sardinien von Österreich trennen und auf die französische Seite herüberziehen. Einmal in der Ebene, würde der Krieg den Krieg ernähren. Begänne man die Kampagne des nächsten Jahres im günstigsten Zeitpunkte, dem Februar, so könnte im Frühling Mantua erobert und am Ende des ersten Feldzuges die Armee bis Trient vorgeschoben sein. In einem zweiten würde sie, mit der Rheinarmee vereinigt, im Herzen Österreichs den Frieden diktieren.*)

Das war der kühne Plan, den er ein Jahr später mit unerhörtem Geschick zur Ausführung bringen und damit seinen Ruhm und seine Macht begründen sollte. Ob er ganz sein eigenstes Werk oder zum Teil die Frucht eingehender historischer Studien war, namentlich des italienischen Feldzuges Maillebois' im Jahre 1745, soweit es Trennung der Piemontesen von den Österreichern, Nötigung der Ersteren zum Frieden, Zurückdrängung der Letzteren an die Etsch galt, darüber mag gestritten werden. Jedoch dort, wo es sich um die Wahl des entscheidenden Angriffspunktes und die Konzentrierung aller Kräfte auf denselben handelte, da war er sicher sein ausschließliches Eigentum. Jedenfalls setzte er ein Terrain voraus, das er in den letzten Jahren genau studiert hatte, einen Gegner, der ihm nicht mehr unbekannt war — und nun sollte er sich von Beiden entfernen, um in der Vendée eine untergeordnete Rolle zu spielen, während vielleicht ein Anderer seine eigenen Pläne in Italien zur Ausführung brachte? Das vermochte er nicht über sich. Er wagte jetzt sogar, gestützt auf die Protektion seiner neuen Freunde, einen Protest gegen jene Verfügung. „Der General Buonaparte", heißt es darin, „welcher die Artillerie unter sehr bedenklichen Umständen kommandiert und zu den hervorragendsten Erfolgen beigetragen hat, erwartet von der Gerechtigkeit der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, denen die militärischen Dinge obliegen, daß sie ihn in seine Funktionen wieder einsetzen und ihm den Schmerz ersparen, seinen

*) Correspondance, I., 49, 50, 52, 53. Daß, wie Sorel, L'Europe et la Révolution française, IV., 385, meint, Napoleon schon damals auch bereits an Indien gedacht habe, ist schwer zu erweisen. Übrigens war die Idee, England dort zu treffen, wie Sorel selbst dartut, der Konventsregierung nicht ungeläufig.

Platz von Männern eingenommen zu sehen, die sich stets abseits gehalten haben, unseren Siegen fremd und der Armee unbekannt geblieben sind, und die heute hervortreten um die Früchte der Siege an sich zu reißen, deren Gefahren sie zu meiden wußten".*) Auf diese Beschwerde erwartete er um so gewisser eine günstige Antwort, als Doulcet sein Kriegsprogramm angenommen, es den Befehlshabern der italienischen Armee zur Begutachtung übersendet, ihn selbst aber provisorisch der Kommission für Armeedirektion und Kriegspläne zugeteilt hatte. Er ist voll freudiger Zuversicht. „Man hat", schrieb er jetzt, „meine Offensivpläne genehmigt; wir werden bald ernsthafte Dinge in der Lombardei erleben". Wenn nichts besseres, so glaubt er für sich doch wenigstens eine Mission nach Konstantinopel erreichen zu können, um des Großherrn Artillerie zu reformieren, „mit einem guten Gehalt und dem schmeichelhaften Titel eines Gesandten". „Es ist jedoch möglich", schreibt er an Joseph, „daß ich wieder nach Nizza zurückkehre, wie zuvor". Und am 8. September: „Ich sehe nur Angenehmes in der Zukunft, und wenn es auch anders sein sollte, so muß man eben von der Gegenwart leben. Der Mutige verachtet die Zukunft".**)

Es kam „anders", und sein Mut hatte bald eine neue harte Probe zu bestehen. Es war ihm nun einmal beschieden, sich seinen Weg durch einen unaufhörlichen Wechsel von Glück und Mißgeschick zu bahnen. Auch Doulcet Pontécoulant verließ, dem gesetzlichen Turnus entsprechend, seinen Posten im Wohlfahrtsausschuß, noch bevor der Protest des jungen Generals erledigt war, und damit ging Diesem der stärkste Rückhalt verloren. An persönlichen Gegnern fehlte es ihm auch nicht. Gleich der Nachfolger Doulcets, Letourneur, war nicht sein Freund. Und als es zur Entscheidung kam,

*) Jung, III., 52.

**) Die Briefe an Joseph in dessen Memoiren, Bd. I. und in der „Correspondance" I. Ob es ihm freilich mit dem Gesuch um die Entsendung in den Orient (Correspondance, I., 60, vom 30. August 1795) so durchaus ernst war, könnte bezweifelt werden. Vielleicht war es nur ein Mittel, seine Verdienste in Frankreich ausgiebiger anerkannt zu sehen. Die Note, mit der Doulcet und Jean Debry das Schriftstück begleiten, ist in der Tat sehr schmeichelhaft ausgefallen: „Der Wohlfahrtsausschuß soll ablehnen, in diesem Augenblick einen so ausgezeichneten Offizier aus der Republik ziehen zu lassen."

ward seine Beschwerde von der Kriegsverwaltung verworfen, er selbst aber, wegen ungehorsamer Weigerung, sich zur Armee zu begeben — sein Krankheitsurlaub war längst abgelaufen — aus der Liste der französischen Generale neuerdings gestrichen (Dekret vom 15. September 1795).

Da war er nun wieder aus allen Himmeln seiner Hoffnungen gefallen. Ohne Stellung in einer Zeit, welche mit ihrer Unsicherheit schon Tausende von Existenzen erbarmungslos vernichtet hatte, ohne Geld, da er, wie Marmont erzählt, „das bischen Assignaten, das er von der Armee zurückgebracht“, gar bald in unglücklichen Spekulationen eingebüßt, ohne Einkommen in einer Kreditkrise, welche Ende Juli 1795 die Papierwertzeichen zum Vierzigfachen der Valuta emporgeschraubt hatte, unfähig selbst, seinen Angehörigen zu helfen, die durch die veränderten politischen Verhältnisse neuerdings in Not gekommen waren: er hatte sich getäuscht, man kann nicht immer „von der Gegenwart leben.“ Und was seine Lage noch düsterer erscheinen ließ, war, daß auch die nächste Zukunft eine neue große Gefahr barg. Die Royalisten und die Liberalen von 89 und 91 bedrohten den verhaßten Konvent, in dem seine Freunde saßen. Wenn Jene siegten, war er mit Diesen verloren.

Die letzten Aufstände der Jakobiner hatten die Zentrumsparteien des Konvents, die Thermidorianer und die Independenten, mehr — modern gesprochen — nach rechts gedrückt. Die neue Verfassung, die im Sommer 1795 entworfen wurde, sollte eine gemäßigte Richtung zum Ausdruck bringen und die Rückkehr zu den Zuständen der letzten Jahre für immer unmöglich machen. Vor allen Dingen wurde die Vereinigung von gesetzgebender und regierender Gewalt in den Händen der Nationalvertretung aufgehoben. Die Legislative sollte ihres Amtes in zwei Körperschaften anstatt einer, einem Rate der „Fünfhundert“ und einem Rate der (250) „Alten“, zu walten haben, und die Exekutive in den Händen eines Direktoriums von fünf Männern im Alter von mindestens vierzig Jahren liegen. Aus beiden Räten mußte in jedem Jahre ein Drittel der Mitglieder ausscheiden und durch Neuwahlen ersetzt werden, die an einen Zensus gebunden waren. Aus der vollziehenden Regierung, in deren Kompetenz es keineswegs fiel, Gesetzesanträge zu stellen oder

Kammerbeschlüssen die Ausführung zu weigern, hatte alljährlich einer der Direktoren auszutreten, der dann während der nächsten fünf Jahre nicht wieder wählbar war. Diese Direktoren, denen die Ressortminister untergeordnet wurden, gingen aus einer von den „Fünfhundert" entworfenen Kandidatenliste durch Wahl der „Alten" hervor und waren mit der Sorge für die auswärtige Politik, die Finanzen, den Krieg, die Justiz und die innere Administration betraut; sie schlagen Krieg vor, den die beiden Räte erklären, schließen Frieden, den diese ratifizieren. Die Verfassung gestattete Preßfreiheit, Religions-, Handels- und Gewerbefreiheit, sie schützte Hausrecht und Eigentum, aber sie verbot die Klubs und erlaubte nur politische Vereine ohne öffentliche Sitzungen und ohne Verbindung untereinander; jede Massenpetition, jede Rottierung war untersagt; den Emigranten blieb die Rückkehr in die Heimat, den Jakobinern diejenige in ihren Klub verwehrt; aus den „allgemeinen Menschenrechten" wurde der Satz gestrichen, der seit 1789 so viel gewichtige Folgen gehabt hatte: „Die Menschen werden frei und gleich geboren und bleiben es in ihren Rechten".

Das waren die Grundzüge der Verfassung vom Jahre III (1795). Den Wünschen der Jakobiner entsprach sie so wenig wie denen der Royalisten. Aber die Mäßigung der dominierenden Parteien verführte die Letzteren zu dem Glauben, es sei nun ihre Zeit gekommen. Schon war die Rede, die Monarchie wieder an die Stelle des Freistaates zu setzen und Ludwig, den Sohn Ludwig XVI., als siebzehnten seines Namens zum konstitutionellen Monarchen zu erheben, als der Knabe, durch die elende Behandlung während der letzten Jahre körperlich zerrüttet, starb. Darauf wandten sich die Parteigänger der Bourbons Ludwig XVIII., dem emigrierten Bruder des letzten Königs, zu, der von Verona aus Frankreich mit seinen ungeschickten Agenten überschwemmte. Diese Agitation war von Ausschreitungen der Royalisten in den südlichen Provinzen begleitet, die nur wenig hinter den Greueln der Schreckenszeit zurückblieben. Auch in der Vendée loderte der kaum von Hoche gedämpfte Bürgerkrieg von neuem auf. Auf das Parlament machten diese Vorgänge tiefen Eindruck. Die republikanischen Elemente desselben, die mit ihrer Macht auch ihre Existenz gefährdet sahen,

schlossen sich jetzt wieder zusammen und dekretierten am 22. und 30. August, daß der neue gesetzgebende Körper zunächst zu zwei Dritteln aus den Mitgliedern des Konvents zu entnehmen und nur der Rest in freier Wahl zu erwählen sei; über diese Übergangsdekrete sowohl als über die Verfassung selbst sollte das Volk von Frankreich abstimmen. Indem sie sich auf solche Weise die Majorität auch in der künftigen Nationalvertretung vorbehielten, glaubten sie den Bestand der neuen Ordnung am besten gesichert und der Rückkehr des alten monarchischen Regimes wirksam vorgebeugt zu haben. Gegen diese Dekrete nun erhob sich allenthalben starke Opposition. Die stärkste wohl in Paris, wo sich die Bürgerschaft zwar für die Verfassung, aber ganz offen gegen jede Fortdauer des Konvents aussprach, dem man all die finanzielle Not und den Niederbruch des Volkswohlstandes zur Last legte und in dessen offensiver Politik ein Hindernis des ersehnten Friedens erblickt wurde. Um dieser feindseligen Haltung der Hauptstadt zu begegnen, verbanden sich im Konvent die Thermidorianer noch enger mit den Resten der jakobinischen Partei, zogen ein paar Tausend Mann Linientruppen heran und errichteten ein „Patriotenbataillon“ aus jenen banditenhaften Elementen, auf deren Piken seinerzeit der Schrecken seinen Thron erbaut hatte.

Diese letztere Vorkehrung vermehrte den Zorn der antikonventionellen Pariser ins Maßlose und ließ sie, aus Angst vor der Wiederkehr des Terrorismus der Massen, zu den Waffen greifen. Es sammelten sich an 25 bis 30.000 Nationalgarden, denen der Konvent kaum mehr als 5000 Mann entgegenzusetzen hatte, und gar keine Geschütze, die übrigens auch auf der Gegenseite fehlten. Angesichts einer so kritischen Situation erklärte sich die Volksvertretung in Permanenz und wählte aus den Regierungskommissionen ein Komitee von fünf Mitgliedern zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Dasselbe designierte, nachdem am 4. Oktober eine der aufständischen Sektionen der inneren Stadt dem Kommandanten der Konventstruppen, Menou, siegreich widerstanden hatte und Dieser unter dem Verdachte des Verrats abgesetzt worden war, eines seiner Mitglieder, Barras, zum Befehlshaber der Armee des Innern und zum Chefgeneral der Pariser Streitmacht. Dieser Mann, der schon im Thermidor

eine militärische Rolle gespielt hatte, besaß zwar den Mut, aber nicht die Umsicht, welche der Augenblick erforderte, und scheute vor außerordentlichen Anstrengungen zurück, denen er seine Fähigkeiten nicht gewachsen fühlte. Zu seiner Unterstützung rief er noch in der Nacht zum 5. Oktober (13. Vendémiaire) den befreundeten Bonaparte an seine Seite, der damit wieder in die Armee aufgenommen wurde. Er hatte dem Oberkommandanten als eine Art Generalstabschef zu dienen.

Napoleon selbst erzählte über diese entscheidende Epoche seines Lebens später einmal Folgendes der Frau von Rémusat: „Eines Abends befand ich mich im Theater, es war der 12. Vendémiaire (4. Oktober 1795). Ich hörte sagen, daß man für den nächsten Tag einen „Zug“ erwarte. Sie wissen, daß dies die gewöhnliche Bezeichnung der Pariser für die verschiedenen Umwandlungen in der Regierung war, die sie mit Gleichmut mit ansahen, seitdem dieselben nicht mehr ihre Geschäfte, ihre Vergnügungen, ja nicht einmal ihre Mahlzeiten störten. Nach der Schreckenszeit war man ja mit allem zufrieden, was leben ließ. Man erzählte vor mir, daß die Nationalvertretung in Permanenz sei; ich eilte dahin; ich sah nur Verwirrung und Zaghaftigkeit. Aus der Tiefe des Saales erhob sich eine Stimme, die plötzlich rief: „Wenn jemand die Adresse des Generals Bonaparte weiß, so ist er gebeten, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, man erwarte ihn im Komitee.“ Ich habe es immer geliebt, den Zufall zu würdigen, der sich in gewisse Ereignisse mischt; dieser hier bestimmte mich; ich ging zum Komitee. Dort traf ich mehrere Deputierte ganz verstört, unter anderen Cambacérès.*) Sie erwarteten einen Sturm für den kommenden Tag und konnten zu keinem Beschluß gelangen. Man fragte mich um Rat; ich antwortete mit dem Verlangen nach Kanonen. Dieser Vorschlag entsetzte sie. Die Nacht verging ohne daß etwas entschieden wurde. Des Morgens kamen sehr schlechte Nachrichten. Da betraute man mich mit der ganzen Sache. Und doch wurde sogleich wieder überlegt, ob man wohl auch das Recht habe, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen. „Erwartet ihr vielleicht“, sagte ich ihnen, „daß das Volk euch die Erlaubnis geben soll, auf das Volk zu schießen? Ich bin nun

*) Einer der Führer der Gemäßigten, welche Napoleons Genie zu schätzen wußten.

kompromittiert, da ihr mich ernannt habt; es ist nur gerecht, mich gewähren zu lassen.“ Leider sind wir gegenüber Berichten Napoleons über Ereignisse aus seinem Leben zum größten Mißtrauen genötigt. Er hat es mit der Wahrheit nicht immer sehr genau genommen, und namentlich dort nicht, wo es ihm galt, sein ehrgeiziges Streben hinter der Rolle des Unbefangenen und Uneigennützigen zu verbergen. Soll man es dem Intimen der Barras und Fréron glauben, daß er erst in der entscheidenden Nacht als harmloser Theaterbesucher Kenntnis von der Permanenz der Kammer erhalten habe? Man wird es ebensowenig tun, als man es glauben wird, wenn er auf S. Helena später seiner Umgebung erzählt, ihm sei am 13. Vendémiaire das Kommando anvertraut gewesen. Das war nicht der Fall, auch nicht an zweiter Stelle. Nichtsdestoweniger war die Rolle, die er als Barras' Adlatus spielte, eine wichtige und wirksame.

Daß er bei Diesem auf energische Vorkehrungen drang, ist nur natürlich. Sein Schicksal hing ja an dem des Konvents. Als guter Artillerist kannte er die Gewalt seiner Waffe. Die Nationalgarden besaßen, wie erwähnt, keine Kanonen. Alles kam darauf an, einen außerhalb der Stadt lagernden Artilleriepark nach den Tuilerien zu schaffen. Ein Reiteroffizier, Murat, der spätere Schwager Napoleons, bringt ihn herbei, indem er den Gegnern zuvorkommt. Als dann in den Nachmittagstunden des 5. Oktober die Bürgergarden heranrückten, waren die Zugänge zu den Tuilerien, wo der Konvent tagte, bereits von Napoleon mit Geschützen besetzt, hinter denen er Fußvolk und Reiterei postiert hatte. Nun machte der Befehlshaber der Nationalgarden, der ganz unfähige General Danican, den Vorschlag, sich auf Grundlage der Entlassung des Patriotenbataillons zu vergleichen, aber die Abgeordneten lehnen den Antrag ab und es kommt zum Kampfe. Man wird kaum je entscheiden können, ob der erste Schuß von Seiten der Angreifer oder der Verteidiger, vielleicht gar auf Napoleons geheime Anordnung, erfolgte. Die Polizeirapporte über die Vorgänge an diesem Tage fehlen in den Pariser Archiven.*) Tatsache aber ist, daß jetzt das rechte

*) Ein unverfänglicher Zeuge, Thibaudeau, damals Konventsmitglied, erzählte später in seiner „Geschichte Napoleons“, dieser selbst habe zugegeben, der ominöse Schuß sei auf seine Veranlassung

Seineufer sofort durch Kartätschensalven gereinigt, die Gassen nach der Straße St. Honoré mit Erfolg von Kanonen bestrichen und die Garden noch in der Nacht des 5. Oktober weit zurückgedrängt wurden. Am folgenden Tage konnten sie durch einzelne Detachements der Linientruppen leicht überwältigt werden.

Napoleon hatte ohne Zweifel durch seine Verteidigungsmaßregeln den Konvent gerettet, und der Konvent erwies sich dankbar. In der Sitzung vom 10. Oktober ernannte er ihn auf Frérons und Barras' Antrag, die um die Wette seine „dispositions savantes“ an jenen kritischen Tagen priesen, zum Sekonde-Kommandanten der Armee des Innern. Aber Napoleon begnügte sich damit nicht. Er wußte das heiße Eisen zu schmieden: er erbat für sich das Patent eines Divisionsgenerals, das er am 16. Oktober auch erhielt. Noch mehr. Als Barras am Schlusse der Konventssession in die neue Regierung eintrat, wurde er an dessen Stelle, am 26. Oktober, zum Oberkommandanten der Armee des Innern ernannt.

Vor wenig Wochen noch ohne Stellung und mit recht zweifelhaften Aussichten, Supplikant um eine Mission nach Konstantinopel, ist er jetzt zu einem hohen militärischen Posten in Frankreich emporgelangt. Er hatte Recht gehabt, am Tage nach dem 13. Vendémiaire an Joseph zu schreiben: „Das Glück ist mit mir.“ Wenn es wahr ist, daß das Schicksal Menschen zu Fatalisten zu erziehen vermag, so hat es mit seiner jäh wechselnden Gunst in Napoleon einen Mann herangebildet, der fortan fest auf seinen Stern vertrauend durchs Leben schritt. „Au destin“ hieß jetzt sein Wahlspruch, den er der Lebensgefährtin, die er sich erkor, in den Brautring schrieb. Aber dieses Vertrauen auf sein Geschick war nicht blind. Wo immer es ins Schwanken geraten mochte, hatte er gelernt, seine eigene rücksichtslose Kraft, sein überreiches Talent und — das Erbteil seiner Nation — seinen verschlagenen Scharfsinn voll hinzu zu setzen. Das Glück beherrschte ihn nicht; er verstand es zu meistern. Gewiß, die Wege waren — wenn man sie bloß vom Standpunkte des Sittenrichters betrachten will — nicht immer die geradesten,

gefallen. Damit hängt die Äußerung des Kaisers auf S. Helena zusammen, er habe alle Mühe gehabt, Barras „den Befehl zum Feuern zu entreißen“. (Gourgaud, Journal inédit, I., 466.)



auf denen er ruhelos der Macht zustrebte, gewiß, die Mittel, die er anwandte, um an seine Ziele zu gelangen, waren mitunter recht zweideutig und verwerflich, und hätte die Geschichtsschreibung nur darüber ihr Urteil zu sprechen, wie dergleichen expansive Individualitäten zur Gewalt über andere gelangen, sie fände für das Gebaren dieses Mannes nicht harter Worte genug. Aber die weitaus wichtigere Frage bleibt doch immer: wie wurde die erlangte Macht genützt und verwertet? Und erst in der Antwort hierauf liegt auch das Maß für die geschichtliche Bedeutung Napoleon Bonapartes.

Der Sturz Robespierres und seiner Gehilfen hatte nicht allein einen politischen Umschwung herbeigeführt. Die Wendung war zugleich auch eine eminent soziale. Es handelte sich nicht nur um die Ablösung der gesetzgebenden Parteien in der Herrschaft. Die bisher vom Schreck gelähmte Bevölkerung selbst trat hervor, heischte und eroberte die langentbehrte Freiheit der Bewegung. Alles freute sich des geretteten Daseins und brachte seine Freude schrankenlos zum Ausdruck. Die Theater füllten sich wieder, und unter beispiellosem Beifall geißelten dichterische Enthusiasten des Friedens und der Ordnung das überwundene Regiment grausamer Willkür. Aus der ängstlichen Zurückgezogenheit in Haus und Stube eilten die Erlösten auf die Straße hinaus, und auf den Plätzen, wo bisher die Guillotine ihr düsteres Geschäft geübt, traten Tausende vergnügter Paare zum wirbelnden Tanze an. In den Salons der Vornehmen fand sich eine gemischte Gesellschaft von Emporkömmlingen beiderlei Geschlechts zusammen, die den guten Ton des „ancien régime“ affektierte. Überall herrschte Lust und Jubel, Galanterie und Leichtsinn, Korruption und unverhüllte Genußsucht. Das eiserne System des Schreckens hatte auch die Frauen um ihren herrschenden Einfluß auf das andere Geschlecht gebracht. Jetzt, nach dessen Sturz, schwangen sie von neuem das Szepter, welches ihre Reize ihnen in die Hand drückten. Als ob es gälte, die verlorenen Jahre ihrer Macht zurückzugewinnen, boten sie nun alle Künste verführerischer Schönheit, verräterischer Kleidung, leichtfertig animierter Konversation auf, die Männer zu fesseln. Wer Geist besaß,

wie Frau von Staël, legte auch diesen in die Wagschale. Die anderen weiblichen Größen der neuen Gesellschaft, Frau Tallien, die schöne Récamier, die Beauharnais, Hamelin u. a. bildeten den geselligen Mittelpunkt der Kreise, die sich um die Sieger vom Thermidor gruppierten. Barras, der Held des Tages, war zugleich der umbuhlte Heros dieser Frauenklique, ohne gerade der einzige Gegenstand ihrer Neigung zu sein.

Den Reizen dieses zu leichtsinniger Lust erwachten Lebens konnten sich auch die eckigsten Sonderlinge nicht entziehen. Zu diesen gehörte der junge General Bonaparte, der Verfasser des „Dialogs über die Liebe“, der Verächter ihrer Allgewalt. Wir wissen, daß die Rücksicht auf seine Karriere auch ihn bei Barras und Tallien eingeführt hatte. Freilich als besonders liebenswürdiger Gesellschafter brachte er sich hier nicht zur Geltung, wenn er auch über kleine gesellige Talente verfügte, aus den Linien der Hand weissagte u. dergleichen. Nachlässig und vernachlässigt in seinem Äußern, keineswegs von anziehenden Mienen und Manieren, fiel er durch sein sonderbares Wesen auf. Die Frau seines Freundes Bourrienne erzählt von ihm, er sei vor den Vendémiairetagen schlecht gekleidet und wenig gepflegt gewesen, sein Charakter kalt und finster, sein Lächeln gemacht und oft übel angebracht. Er habe es allerdings verstanden, Anekdoten aus den Feldzügen mit unwiderstehlichem Reiz, wenn auch nicht ohne Cynismus, zu erzählen, dagegen nicht selten eine rohe Heiterkeit geäußert, die wehetat und abstieß. Im Theater habe er oft mitten unter den Lachenden kühl und ohne eine Miene zu verziehen, dasitzen können, oder düster schmollend und vor sich hinbrütend, als ob, was um ihn her vorging, ihn selbst keineswegs berührte.*) Und doch wissen wir von ihm selbst, daß auch auf ihn die ungebundene Geselligkeit dieses neuen Lebens, umgeben von Pracht und Schönheit, einen tiefen Eindruck gemacht hat. Seine Briefe zeugen dafür. „Der Luxus, das Vergnügen, die Künste, nehmen hier in erstaunlicher Weise zu“, schreibt er im Juli 1795 aus Paris an seinen Bruder Joseph. „Die Equipagen,

*) Die gleichzeitigen Schilderungen aus dem Frühjahr 1795 bei Stendhal, „Vie de Napoleon“, p. 74, entsprechen durchaus diesem Bilde.

die Stutzer erscheinen wieder und erinnern sich nur wie nach einem langen Traume, daß sie je einmal zu glänzen aufgehört. Alles ist hierzulande aufgehäuft, was zerstreuen und das Leben angenehm machen kann. Man reißt sich von trüben Betrachtungen los, und wo könnte man auch schwarz sehen in diesem Aufwand an Geist und diesem lebhaften Treiben? Die Frauen sind überall, im Theater, auf den Promenaden, in den Bibliotheken. In der Studierstube des Gelehrten sieht man die hübschesten Persönchen. Hier allein, von allen Orten der Erde, verdienen sie das Steuer zu führen. Die Männer sind auch ganz vernarrt in sie, denken nur an sie und leben nur für sie. Eine Frau braucht lediglich sechs Monate in Paris gewesen zu sein, um zu erkennen, was ihr gebührt und wie groß das Gebiet ihrer Herrschaft ist.“ Einige Zeit später: „Dieses große Volk überläßt sich ganz dem Vergnügen; Bälle, Schauspiele und die Weiber, welche hier die schönsten sind von der Welt, bilden die Hauptsache.“ Am 9. August: „Man lebt hier gut und voll Lust, man könnte sagen, jeder suche sich für die vergangene Zeit des Leidens schadlos zu halten, und die Unsicherheit der Zukunft läßt zur Stunde keine Sparsamkeit im Vergnügen aufkommen. Lebwohl, mein Freund, sei ganz getrost über das Künftige, zufrieden mit der Gegenwart, sei froh und lerne dich vergnügen.“*)

Welche Wandlung in dieser solitären Natur! Er, der bisher, meist auf sich zurückgezogen, der Geselligkeit wenig Reiz abgewinnen konnte, war jetzt ihr Gefangener. Und mehr noch: auch ihn zwang das zur Herrschaft gelangte weibliche Element in seinen Heerbann; er dachte allen Ernstes daran, sich ein Hauswesen zu gründen, ein Weib zu nehmen. Es war die Zeit, da er im Zentralkomitee arbeitete, voll Hoffnung und Aussichten in die Zukunft. Bruder Joseph hatte ein Jahr zuvor die Tochter Julie des reichen Marseiller Seidenhändlers Clary geheiratet; Napoleon faßte deren Schwester Desirée ins Auge. Jener sollte die Angelegenheit vermitteln, denn er hätte nun einmal die tolle Idee, ein eigen Heim zu besitzen. Das Absetzungsdekret vom 15. September scheint diese Pläne gestört zu haben, und der Erfolg des 13. Vendémiaire lenkte die Blicke des Brautwerbers nach

*) Du Casse, Mémoires du roi Joseph, I., 133, 137, 140 ff.

anderer Richtung.*) Warum sollte er jetzt, in seiner Stellung, nicht unter den glänzenden Frauen wählen, die in der Hauptstadt den Ton angaben und Einfluß und Geltung besaßen. Da war z. B. die Witwe Permon, von uraltem Geschlecht, auf Korsika bekannt, schon seinem Vater befreundet, weit älter allerdings als er, aber reich und angesehen. Wir erfahren, daß er sich ihr genähert und — einen Korb erhalten hat.**) Bald nachher ward er von wirklicher Leidenschaft für eine zweite Frau ergriffen, von einer wahren, echten Leidenschaft, so weit sie seine Seele nur immer zu empfinden vermochte. Der Gegenstand derselben war die Marquise Josephine, Witwe des Generals von Beauharnais.

Josephine war als die älteste von drei Töchtern Joseph Kaspar Taschers de la Pagerie am 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren worden, wo der Vater als Offizier der Küstenartillerie gegen die Engländer focht und nebenher seine sehr schmalen Güter bewirtschaftete. Die Familie war von altem französischen Adel und stammte aus dem Orléanais. Im Kloster der Schwestern zu Fort de France (damals Fort Royal) erzogen, kam Josephine im Jahre 1779 nach Paris und wurde hier mit dem zwei Jahre älteren Vicomte Alexander von Beauharnais vermählt, dem Sohne des ehemaligen Gouverneurs von Martinique, welcher der Familie Tascher seit lange bekannt und befreundet war. Die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn, Eugène (geb. 3. September 1781). Die Verbindung aber blieb keine glückliche. Beauharnais vernachlässigte seine Frau, die er im Grunde nur geheiratet hatte, um Herr seines Vermögens zu werden, ging nach den Antillen, um dort gegen die Engländer zu dienen, verliebte

*) Desirée heiratete drei Jahre später den General Bernadotte und gelangte nach weiteren zwanzig Jahren, als die Gemahlin Karls XIV., auf den schwedischen Thron. Aus ihren Erinnerungen an ihre Jugendzeit ist Einiges in Hochschild, „Desirée, reine de Suède et de Norvège“ zu Tage getreten. Die dort mitgeteilten Briefe beweisen, daß Napoleon es war, der einen Vorwand vom Zaune brach, um das Verhältnis zu lösen. Dieses sein Unrecht hat späterhin Bernadotte viel Vorteil und Nachsicht von seiner Seite eingebracht.

**) Diese Brautwerbung muß in die zweite Hälfte Oktobers 1795, unmittelbar nach dem Tode Permons, den Napoleon am 20. Oktober seinem Bruder Joseph meldet, gefallen sein.

sich in eine Kreolin und betrieb seine Scheidung von seiner Gattin. Unterdessen gebar diese 1783 eine Tochter, die „Königin Hortense“ der Geschichte. Als die Revolution ausbrach, wurde Beauharnais, der wieder heimgekehrt war, Deputierter des ersten Standes und gehörte mit mehreren anderen Standesgenossen zu den entschiedensten Wortführern der neuen Verfassung; in der berühmten Nacht des 4. August 1789 hat er besonders eifrig gegen das alte Regime Partei genommen. Er emigrierte auch nicht, sondern blieb Offizier, als die Republik die Monarchie ablöste, wurde General und bekam ein selbständiges Kommando bei der Rheinarmee, dem seine Fähigkeiten übrigens nicht gewachsen waren. Nach der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, ein Verlust, den man ihm zur Last legte, nahm er, 1793, seinen Abschied. Während der Schreckenszeit ward er, wie so mancher andere unglückliche Heerführer, des Vaterlandsverrats angeklagt und — vier Tage vor dem Sturze Robespierres — hingerichtet.

Im Kerker hatte er Josephine wiedergefunden, der man ihre Beziehungen zu girondistischen Ministern und ihre Verwendung für adelige Familien zum Vorwurf machte, obgleich sie alles getan hatte, um sich als fortgeschrittenste Republikanerin, als „sans-culotte montagnarde“, wie sie sich nannte, zu erweisen. Sie überlebte den Fall des Diktators und wurde durch Talliens Bemühung, der Beauharnais befreundet gewesen war, befreit. Für ihren Gatten hatte sie seit Jahren nicht mehr Sympathie genug empfunden, um ihn jetzt lange zu betrauern. Dem frohgemuten Treiben, welches sich in den Salons der „nouvelles couches“ von 1795 vor ihr auftat, den Rücken zu kehren, war ihr bewegliches, schwaches und genußfrohes Naturell nicht angetan, obwohl ihr die Revolution und der Krieg mit England wenig Vermögen übrig gelassen hatten, sodaß sie in Schulden und dadurch in eine etwas abenteuerliche Situation geriet. Sie schloß sich jetzt enge an Frau von Cabarrus, die Freundin und bald die Gemahlin Talliens, an und gehörte zu den bekanntesten Erscheinungen der neuen Pariser Gesellschaft und zu den Intimen Barras'. Für eine spröde Schönheit hat sie damals nicht gegolten.*)

*) Rémusat, Mémoires, I., 138: „Ihr Ruf war stark kompromittiert.“ Viel-Castel, Mémoires, II., 16: „Mein Vater war Kämmerer bei der Kaiserin Josephine, deren Geliebter er vor ihrer

Was ihr Äußeres angeht, so sind alle Zeugnisse darin einig, daß ihr Wesen von bestechender Anmut war. Selbst Napoleons Bruder Lucian, der ihr nicht gewogen ist, muß das zugeben. Er entwirft in seinen Denkwürdigkeiten folgendes Bild von ihr: „Inmitten dieses zahlreichen Kreises hübscher Frauen, die allgemein für galant galten, hatte die Exmarquise von Beauharnais nichts von dem, was man Schönheit nennen könnte, aber doch gewisse kreolische Anklänge in den geschmeidigen Bewegungen ihrer kaum mittelgroßen Gestalt, ein Gesicht ohne natürliche Frische, dem aber die Kunstgriffe der Toilette beim Glanz der Kronleuchter zu Hilfe kamen, kurz, ihre Person war nicht ohne einige Reste der anziehenden Anmut ihrer Jugend". Gerechter wird ihr Arnault in seinen „Erinnerungen eines Sechzigjährigen": „Die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung, die Gutmütigkeit ihres Charakters, das Wohlwollen, das ihren Blick beseelte und nicht nur in ihren Reden, sondern auch im Ton ihrer Stimme zum Ausdruck kam, eine gewisse Indolenz, die den Kreolen eignet, die sich in ihrer Haltung, ihren Bewegungen verriet und sie selbst dann nicht verließ, wenn sie sich beeilte gefällig zu sein, all das verlieh ihrem Wesen einen Reiz, welcher die blendende Schönheit ihrer beiden Rivalinnen (der Récamier und der Tallien) aufwog". Am besten zeichnet sie wohl Frau von Rémusat, die sie seit 1793 kannte: „Ohne gerade hübsch zu sein, hatte ihre ganze Person doch einen besondern Reiz. In ihren Zügen war Feinheit und Harmonie, ihr Blick war sanft, ihr sehr kleiner Mund wußte schadhafte Zähne geschickt zu verbergen, ihre etwas bräunliche Gesichtsfarbe milderte sich unter der roten und weißen Schminke, die sie mit Talent verwendete, ihr Wuchs war tadellos, all ihre Gliedmaßen edel und zart, die geringste ihrer Bewegungen leicht und elegant. Sie war keine Frau von allzuviel Geist. Sie war Kreolin, sehr kokett und ihre Bildung recht vernachlässigt. Aber sie wußte was ihr abging und kompromittierte nicht ihre Konversation. Sie besaß einen feinen Takt und verstand es gut, den Leuten angenehme

---

Heirat mit Napoleon gewesen war." Ähnliches bei Dufort de Chéverny, Mémoires, p. 349, 430. Thiébault, Mémoires, III., 364 u. s. w. Barras' Memoiren enthüllen offen ihr intimes Verhältnis zu ihm.



Dinge zu sagen. Leider fehlte es ihr an Ernst der Empfindung und wahrer Seelengröße".

Eine warme Herzensneigung zu dem jungen General Bonaparte hat sie jenerzeit nicht gefaßt. Napoleon war auch nichts weniger als ein schöner Mann. Die kleine Gestalt, wenig über fünf Fuß hoch, mit dem stark entwickelten Oberkörper und den im Verhältnis zu kurzen Extremitäten, machte gerade keinen unwiderstehlichen Eindruck. Dazu war er damals mager, die eckigen Linien des Gesichtes traten scharf hervor, die gelbe Hautfarbe gab ihm ein kränkliches Aussehen, der Blick zweier von Entschiedenheit und Willenskraft sprühender grauer Augen war frank und gerade, aber nicht ohne Wildheit, nur der Mund hatte eine anmutige Linie. Eine nervöse Disposition, die sich schon im Knaben aufs deutlichste verraten hatte, war unter dem Druck der heftigen Gemütsbewegungen in den letzten Jahren, wie sie der stete Glückswechsel in seiner Karriere, die wiederholte Bedrängnis seines maßlosen Ehrgeizes, mit sich gebracht, zu krankhafter Entwicklung gediehen. Ein Zeitgenosse erzählt aus jenen Tagen, er habe nur noch drei Stunden geschlafen und sei entschieden leidend gewesen. Später traten zuweilen Gesichtsneuralgien, unwillkürliches Zucken des Mundes und der rechten Schulter und Weinkrämpfe hinzu. Man geht wohl nicht irre, wenn man einen Teil seiner Reizbarkeit, die keinen Widerspruch ertrug, seines Mißtrauens gegen jedermann und die exaltative Form, die sein Benehmen gelegentlich annahm, auf Rechnung dieser gesteigerten Nervosität setzt. Dagegen war die Zuversicht, mit der er auftrat, imponierend für alle, und unwillkürlich interessierte man sich für den Mann. Auch Josephinen war er dadurch interessant geworden, wenn auch nicht mehr, so deutlich sie ihn auch ihrer Neigung versicherte. Er hatte, erzählte er auf St. Helena, ihrem Sohne Eugen auf dessen Bitte erlaubt, den Säbel seines Vaters behalten zu dürfen, als nach dem Aufstand alle Waffen abgeliefert werden mußten; die Mutter kam um sich dafür zu bedanken. Er schickte ihr seinen Adjutanten, dann seine Karte und wurde mit einigen Gästen, Frau Tallien darunter, zu Tisch geladen. „Sie behandelte mich ausgezeichnet, setzte mich an ihre Seite, neckte mich: es war eine liebenswürdige Frau, aber sehr verschlagen (intrigante). Ich lud sie meiner-

seits, mit Barras, zum Diner. Endlich kam es so weit, daß wir uns in einander verliebten. Barras hat mir einen Dienst geleistet, als er mir riet, sie zu heiraten; sie gehöre zur Gesellschaft des alten und zugleich des neuen Regimes, sagte er, das würde mir Rückhalt geben, meinen Beinamen des Korsen verwischen, mich vollständig französisch machen, da ihr Haus das beste von Paris sei. Und ich wollte absolut Franzose sein; unter allen Beschimpfungen, die damals gegen mich geschleudert wurden, war mir die des „Korsen" die empfindlichste".*) Wer das vor drei Jahren gesagt hätte!

Barras' Rat fiel auf fruchtbaren Boden. Napoleon war der Mann, seine Leidenschaft zu unterdrücken, wenn sie dem Interesse seines Ehrgeizes widersprach. Und wenn er ihr jetzt nachgab, so geschah es, weil er eben in der Verbindung mit der aristokratischen Frau, der einflußreichen Freundin des Direktoriums, zugleich seine soziale Stellung befestigt und den Vorteil seiner Karriere gewahrt sah. Er fühlte sich gehoben durch diese Ehe, die es ihm ermöglichte, aus seinem Plebejertum heraus eine höhere Stufe in der gesellschaftlichen Rangordnung zu ersteigen und seine Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Eine gewisse Empfänglichkeit für adeliges Wesen, gegenüber den rohen Instinkten der Menge, hatte er auch in den Tagen seines „Jakobinismus" nicht ganz zu verleugnen vermocht und an den gefälligen Lebensformen

---

*) Gourgaud, Journal inédit, II., 170, 329. Barras in seinen Memoiren (I., 264) erklärt die Erzählung von dem Degen Beauharnais' als eine Erfindung Napoleons. Wenn nur Barras nicht selbst so verlogen wäre. Auch im Mémorial von Las Cases findet sich die Mitteilung Napoleons über seine Annäherung an Josephine: „Ich war nicht unempfänglich gegen die Reize der Frauen. Aber bis dahin hatten sie mir nichts angehabt, mein Charakter ließ mich schüchtern werden in ihrer Nähe. Erst Frau von Beauharnais gab mir meine Sicherheit. Sie sprach sich eines Tages, als ich neben ihr zu sitzen kam, mit schmeichelhaften Worten über meine militärischen Talente aus, und dieses Lob berauschte mich. Ich wendete mich fortwährend an sie, folgte ihr überall hin, verliebte mich endlich leidenschaftlich, und unsere Gesellschaft wußte es bereits, als ich noch keineswegs wagte, es ihr zu gestehen. Als die Sache ruchbar wurde, sprach Barras mit mir darüber. Ich hatte keinen Grund zu leugnen. In diesem Falle, sagte er, sollten Sie Frau von Beauharnais heiraten. Sie können Ihren Rang und Ihr Talent geltend machen, aber Sie stehen allein, ohne Vermögen und ohne Beziehungen. Sie müssen sich vermählen, das verschafft festen Rückhalt."

der Aristokratie um so mehr Geschmack gefunden, als es ihm selbst an Talenten dafür gebrach. Und dazu kam ein Anderes. Barras schätzte die Genialität Napoleons in ihrem vollen Umfange, und sein etwas träges Wesen drängte ihn, sich einen Mann zu verpflichten, den sein Ehrgeiz und seine Begabung noch einmal an die Macht bringen konnten. Wir erfahren, daß er ihm die Stelle des Kriegsministers verschaffen wollte, aber gegen seine Kollegen damit nicht durchdrang. Jetzt übernimmt er es, Josephine für ihn zu gewinnen, wie ihn für sie. Denn im Grunde war sie es nicht minder, die in einer neuen Heirat nach einem gesellschaftlichen Rückhalt strebte. Und wo traf sich so leicht die Gelegenheit, einen Mann zu finden, für eine Frau mit zwei Kindern und ohne Vermögen? Denn das bißchen Luxus, das sie trieb, hing an Barras' vergänglicher Zuneigung. Darum läßt sie den kleinen Korsen glauben, daß sie ihn liebe. Als er einige Tage im Oktober — es war eben Frau von Permon Witwe geworden — nicht zu ihr kam, schrieb sie ihm am 28. einen Brief, der eine förmliche Erklärung enthielt: „Sie besuchen gar nicht mehr eine Freundin, die Sie liebt? Haben Sie sie ganz aufgegeben? Sie tun Unrecht daran, denn sie ist Ihnen herzlich zugetan. Kommen Sie morgen, am Septidi, zum Frühstück zu mir; ich muß Sie sehen und mit Ihnen von Ihren Angelegenheiten (intérêts) reden. Guten Abend, mein Freund, ich umarme Sie". Liebe, unterstützt von dem persönlichsten Interesse, wer mochte da so leicht widerstehen? Napoleon kam und — war gefangen.*)

*) Es ist nicht ohne Interesse, von demselben Manne, der noch vor wenig Jahren so harte Worte für die Liebe fand, einen Liebesbrief in bester Form kennen zu lernen: „Ich erwarte dich und bin erfüllt von Dir, Dein Bildnis und der berauschende gestrige Abend ließen meine Sinne nicht Ruhe finden. Süße, unvergleichliche Josephine, welch seltsamen Eindruck üben Sie auf mein Herz aus! Sind Sie mir böse? Seh' ich Sie traurig? Sind Sie unruhig? Meine Seele ist zerbrochen vor Schmerz, und Ihr Freund findet keinen Frieden. Aber find' ich ihn denn dann, wenn ich mich dem tiefen Gefühl hingebe, das mich bemeistert, und an Ihren Lippen, an Ihrem Herzen die Flamme aufsauge, die mich verbrennt? Ah! in dieser Nacht bin ich es gewahr geworden, daß Ihr Bildnis nicht Sie selbst sind. Du reisest um Mittag, ich sehe Dich in drei Stunden, bis dahin, mio dolce amor, tausend Küsse. Du aber gib mir keine, sie versengen mir das Blut!" Auf St. Helena sagte er später: „Ich habe nie von Herzen

Am 9. März 1796 fand die bürgerliche Trauung statt. Barras und Tallien fungierten als Zeugen. Der Genius der Wahrheit aber verhüllte sein Antlitz, als die beiden Brautleute dem Beamten des 2. Arrondissements ihre gefälschten Taufscheine vorwiesen. Napoleon wollte am 5. Februar 1768, Josephine, die tatsächlich sechs Jahre älter war als ihr Bräutigam, am 23. Juni 1767 geboren sein — eine kleine Lüge der weiblichen Eitelkeit, auf die Jener bereitwillig einging. Man nahm es damals mit dergleichen Dingen, wie mit der Ehe überhaupt, nicht allzu genau, und Napoleon war der Letzte, der Wahrheit ein Opfer zu bringen. Auch Joseph und Lucian haben bei ihren Vermählungen falsche Angaben gemacht. Ein komischer Zufall wollte nun, daß die drei Brüder verschiedene Tage desselben Jahres 1768 als die Daten ihrer Geburt angaben. An sittlicher Tiefe fehlte es eben der ganzen Familie.

Zwei Tage vor der Trauung hatte das Direktorium, auf Carnots Vorschlag, Napoleons (vom 2. März datiertes) Ernennungsdekret zum Chefgeneral der italienischen Armee ausgefertigt.*) Am 12. verließ er seine Frau, um seinen Posten auf-

geliebt, Josephine etwa ausgenommen, und auch die nur, weil ich 27 Jahre zählte als ich sie kennen lernte." Gourgaud, Journal inédit II., 8.

*) Man sprach damals viel davon, dieses Kommando sei die Mitgift gewesen, die Barras seiner Geliebten in die Ehe gab. Wir finden das Gerücht in zahlreichen Memoiren, auch in denen des Bruders Lucian, verzeichnet. Dagegen stehen aber die Zeugnisse zweier Direktoren, Carnots und Larevellières, die übereinstimmend berichten, der Antrag sei nicht von Barras ausgegangen, sondern von Carnot, und der Beschluß einmütig nach dem Verdienste Bonapartes gefaßt worden. Nun, das Entscheidende war doch, daß man jetzt den Offensivkrieg in Italien, und so bald als möglich, wollte, daß Scherer, der Oberkommandant der italienischen Armee, diese Absicht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, in der geforderten Zeit für unausführbar erklärte, während Napoleon, der täglich Gelegenheit hatte, mit den Direktoren zu verkehren, nicht müde wurde, ihnen die Ausführbarkeit seines Planes darzutun, endlich daß sie, und hier mag Barras' Einfluß immerhin nützlich gewesen sein, seinen Versicherungen vertrauten. Tatsache ist, daß Napoleon seine Ehe erst aufbieten ließ (7. Februar), nachdem ein Ultimatum an Scherer am 22. Januar (bei Fabry, Histoire de l'armée d'Italie 1796/97, II., 418) gestellt und von ihm abgelehnt worden war. Daß übrigens Barras für Napoleons militärische Karriere von bestimmendem Einfluß war, hat Dieser selbst am 18. Brumaire 1799, als er Barras stürzte, anerkannt.

zusuchen. Wie viel war für ihn erreicht! Ein selbständiges Kommando, und mit ihm die Gelegenheit, der Welt zu zeigen, was er vermochte, die allgemeine Bewunderung von dem unerbittlich siegreichen Hoche ab und auf sich zu lenken und nebenbei auch noch in anderer Richtung sein Glück zu machen. Gewiß, auch die Stellung als Befehlshaber der Armee des Innern war schon eine hohe und wichtige gewesen; rasch hatte er einen nicht unbedeutenden Anhang von Leuten gewonnen, die von dem einflußreich gewordenen General manches für ihre eigene Zukunft erhofften. Andererseits aber war er der Bevölkerung von Paris seit dem 13. Vendémiaire verhaßt und überdies vom Neide derjenigen umgeben, die ihm das rasche Avancement nicht verzeihen konnten und mit systematischer Sorgfalt all seine Schwächen und Mängel, von seinen korsischen Abenteuern und seinem Robespierrismus bis zu seinem fremden Akzent und seinen unkorrekten Manieren, an den Tag brachten und gegen ihn benützten. Und bei dem verfassungsmäßig bestimmten Wechsel in den höchsten Stellen der Staatsgewalt, wer bürgte ihm dafür, daß hier nicht bald Elemente emporkamen, die ihn einfach beiseite schoben? In Paris, als General der innern Armee, war er immer nur der Mann einer Partei, und die Siege in den Straßen der Hauptstadt sicherten ihm nicht mehr als den Dank einer Fraktion. Im Kampfe gegen das Ausland jedoch, auf einem Kriegsschauplatze, den er selbst als den wichtigsten bezeichnet hatte, war Ruhm und Ehre in den Augen der ganzen Nation zu erwerben, der er sich jetzt durch seine Heirat mit einer Französin aus altem Geschlecht fester verbunden hatte. Das stimmte viel mehr zu den extravaganten Zukunftsplänen, die seine erfindungsreiche Phantasie ausspann und die nicht enge genug gefaßt waren, um mit dem Steigen oder Sinken einer politischen Koterie zu stehen oder zu fallen. Seine Partei war die Macht, und sein Ziel ihr Besitz.

Nach Josephinens Vorleben wird es nicht überraschen zu hören, daß sie nicht moralische Stärke genug hatte, um

---

Denn in dem Briefe, den er ihm damals durch Talleyrand zur Unterschrift vorlegen ließ, hieß es: „Die Glorie, welche die Heimkehr des illustren Kriegers begleitet, dem ich den Weg zum Ruhme zu eröffnen das Glück hatte u. s. w.“ (Roederer, Oeuvres III., 80.) S. unten S. 210.

nach ihrer Pflicht dem Manne, dem sie nunmehr angehörte, die Treue zu bewahren, und daß sie ihre galante Gefallsucht gegenüber Männern, die sich ihr näherten, auch in den ersten Jahren der neuen Ehe nicht aufgegeben hat. Einige Wochen nach der Trennung von der jungen Gattin bittet sie Napoleon in einem Schreiben voll verlangender Sehnsucht, ihm nach Italien zu folgen. Sie läßt zwei Monate verstreichen — just bis die Pariser Saison zu Ende war — bevor sie sich dazu entschließt. „Ich bin in Verzweiflung“, schrieb Jener damals an Carnot, „meine Frau kommt nicht, sie hat sicher einen Geliebten, der sie in Paris zurückhält; Fluch über alle Weiber“. Schließlich kommt sie — mit dem Geliebten, einem jungen Offizier namens Charles, in ihrer Begleitung. Den Sommer und Herbst, während Napoleon seine unsterblichen Triumphe erringt, bringt sie in Mailand, Bologna, Genua zu. Als er später, im Frühling 1798, seine Expedition nach Ägypten unternahm, blieb sie in Frankreich zurück, wo ihr Wandel dem entfernten Gatten, der von allen Vorgängen unterrichtet wurde, schwere Sorge verursachte. Von dort her wendete er sich einmal an seinen Bruder Joseph in resignierten Worten: „Ich habe viel häuslichen Kummer, denn der Schleier ist endlich ganz gelüftet. Du allein bleibst mir noch auf Erden. Deine Freundschaft ist mir teuer, und es fehlte nur, daß ich auch sie verlöre und daß auch Du mich betrögest, um vollständig Misanthrop zu werden. Das ist eine traurige Lage, alle Gefühle für eine und dieselbe Person in einem einzigen Herzen beherbergen zu müssen. Du verstehst mich. Sieh zu, daß ich bei meiner Rückkehr ein Landhaus habe, bei Paris oder in Burgund, wohin ich mich zurückziehen und den Winter zubringen kann. Ich bin angewidert von der menschlichen Natur. Ich brauche Einsamkeit und Abschließung, die Größe langweilt mich, mein Empfinden ist verdorrt“. Bald darauf denkt er an Scheidung und wendet seine Neigung ganz offenkundig Madame Fourès zu, der jungen Gattin eines Offiziers, den er durch eine Mission nach Europa entfernt. Josephine hinwieder hört in Paris, er sei in Ägypten umgekommen, und äußert nichts weniger als Trauer darüber, nur darauf bedacht, ihren Schatz an Diamanten vor den Brüdern Bonaparte in Sicherheit zu bringen. Nach

seiner Rückkehr aber hat sie ihn durch ihre Tränen doch wieder für sich gewonnen und erreicht, daß er ihr verzieh.

Seitdem, und als nach dem Staatsstreiche Napoleon der gewaltige Machthaber Frankreichs geworden war, da — es war auch eben die Zeit gekommen, wo ihre Reize für andere Männer unverfänglich zu werden begannen — hing Josephine sich mit dauerhafter Zärtlichkeit an ihn und konnte vor Eifersucht vergehen, wenn er, wenn auch nur vorübergehend, sein Herz anderweitig beschäftigte. Lange hat ihn diese Hingebung und der Glaube, daß sie mit seinem Glück zusammenhänge, abgehalten, sich von ihr zu trennen. Endlich aber trug die Politik auch über dieses letzte Bedenken seines Gemütes den Sieg davon.

Viertes Kapitel.

Die italienischen Feldzüge und der Friede von Campo Formio.

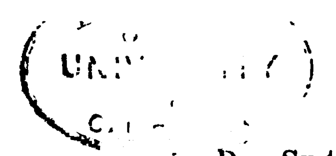
Es ist schon beiläufig erwähnt worden, daß im Jahre 1795 Preußen und Spanien aus der großen Koalition austraten, die sich zwei Jahre zuvor gegen das revolutionäre Frankreich gebildet hatte. Vor Jenen noch hatte sich Toscana zu einem Sondervertrage mit der großen Republik verstanden, um bei einem Vordringen derselben nach Oberitalien gesichert zu sein. Auch Holland, das von Pichegru im Winter erobert worden war, mußte sich als „batavischer Freistaat“ zu untertäniger Bundesgenossenschaft mit Frankreich verschreiben, während Belgien von diesem festgehalten wurde, was dem Kriege mit Großbritannien einen unversöhnlichen Charakter verlieh und ihn in den Mittelpunkt der europäischen Politik rückte. Denn Englands Minister Pitt hatte es längst erklärt, daß man die Einverleibung Belgiens in Frankreich, als dem wesentlichsten kommerziellen Interesse des britischen Reiches widerstrebend, bis zu den letzten Kräften hindern werde. Auf dem Festlande widerstanden der nach territorialer Erweiterung strebenden Republik vor allen Österreich und Rußland. Von Österreich erzählte damals das Gerücht, es unterhandle heimlicherweise in Paris. Das Gerücht war unwahr; Kaiser

Franz II. blieb jeder Absicht eines Separatfriedens fern. Ein solcher wäre, angesichts der Siege des Feindes im abgelaufenen Jahre, nur mit Verlusten für Österreich möglich gewesen. Und Thugut, der leitende Minister des Kaisers, plante Gewinn. Seitdem man Schlesien verloren hatte, wodurch Preußen zur europäischen Großmacht emporgestiegen war, suchte der Wiener Hof nach allen Seiten hin Ersatz zu finden: in Polen, in der Türkei, in Deutschland, wo er Bayern ins Auge faßte, in Italien, wo er Venedig zu gewinnen trachtete, um die Verbindung zwischen den Erbländern und der Lombardei herzustellen. Für alle diese Pläne hatte Thugut am 3. Januar 1795, neben einem Stück Polen, insgeheim die Unterstützung Rußlands zugesichert erhalten, die er aber nur als Gegner Frankreichs genießen sollte. Daher unterblieb jede Verhandlung mit der Republik. Thugut schloß vielmehr mit dem englischen Premier am 20. Mai 1795 einen Allianz- und Garantievertrag ab, dessen geheime Bestimmungen dahin gingen, auch die Zarin zu einer tätigen Gegnerschaft wider Frankreich zu bewegen, worauf wirklich noch am 28. September desselben Jahres der Beitritt Katharinas II. erfolgte. Auch die Mehrzahl der deutschen Reichsstände, die Preußens Friedensvermittlung unter dem Druck des österreichischen Übergewichts auf dem Regensburger Reichstag ablehnten, dann Sardinien, Portugal und Neapel gesellten sich hinzu. Von Frieden war da keine Rede.

Eine friedliche Abkunft wäre vielleicht denkbar gewesen, wenn die Republik ihre letzten Eroberungen aufgegeben und an die Donaumacht zurückgestellt hätte. Die inneren Zustände in den letzten Zeiten des Konvents waren trostlos genug, um einer versöhnlichen Anschauung das Wort zu reden. Es herrschte eine Zerrüttung ohne Beispiel. Die Revolution hatte den morschen Bau des Feudalstaates mit überstürztem Eifer abgebrochen und noch nichts Dauerbares an seine Stelle setzen können. Hatte man unter dem Schlagworte der „Freiheit“ die politischen Institutionen zerstört, so hatte die immer mehr zu tyrannischer Herrschaft ausgeartete Idee der „Gleichheit“ die sozialen Fundamente erschüttert. Eherecht und Erbrecht waren im Sinne der revolutionären Tendenzen umgestaltet und damit zunächst nur erreicht worden, daß das Institut der Familie an Achtung

und Geltung verlor. Man hatte die Kirchengüter und das Eigentum der meist willkürlich proskribierten Emigranten eingezogen und den Staatskredit darauf gegründet, ohne zu erwägen, daß der Wert des liegenden Gutes mit der Sicherheit der Rechtsverhältnisse abnehmen und dort wo diese fehlte, zur bloßen Fiktion werden mußte. Die Folge war eine Hochflut von Papiergeld ohne Geltung, ein Sinken des immobilen Besitzes auf ein Viertel oder Fünftel des Wertes, die Verarmung der soliden Geschäftselemente, das Emporkommen von Spielern und Spekulanten, die Agiotage an Stelle des Handels, Korruption und Gewissenlosigkeit allerorten. Dazu kam die Verwirrung in den kirchlichen Angelegenheiten und die Unzulänglichkeit des neuen Unterrichtswesens, welches allgemeine Schulpflicht verkündete, ohne dieselbe durchführen zu können.

Die Revolution hatte allerdings die früher nach Ständen und Korporationen geteilten Kräfte der Nation geeint und zusammengeballt, aber sie noch nicht in die Form gefesteter Ordnung zu bringen vermocht; es hat an guten modernen Anordnungen nicht gefehlt, aber sie waren mit solchen von absoluter Schädlichkeit so fest verquickt, daß daraus chaotische Zustände resultierten. Das Bild, welches jetzt der Marquis von Poterat, ein dunkler Charakter mit hellem Kopfe, in einer Denkschrift an die Regierung von der Lage Frankreichs entwarf, war in allen Punkten treu und richtig: „Betrachtet die Gefahren Eurer Stellung; sie sind wahrhaft erschreckend. Preußen ausgenommen, habt Ihr alle großen Mächte Europas zu erklärten Feinden; in Schlachten und Spitälern habt Ihr den größten Teil der Jugend des Landes verloren; bald werden die Rekrutierungen unmöglich werden. Die Bodenkultur ist aus Mangel an tätigen Armen, an Pferden und Dünger verkommen, Euer Handel, im Innern wie nach Außen, vernichtet, die Arbeiter der Fabriken haben entweder das Leben oder doch den Verstand verloren. Es fehlt auch an Vorräten und Kriegsbedarf für Eure Schiffe, ebenso an allen Artikeln, die aus der Fremde kommen, Kredit habt Ihr weder im Lande noch außerhalb. Der Geschäftsverkehr ist überlastet mit einer unendlichen Menge von Papiergeld ohne Wert. Eure innere Verwaltung geht nicht vorwärts, da sie zu viele schlecht gewählte Fächer und Abteilungen hat. Endlich habt Ihr gar keine Regierung. Wann werdet



Ihr eine haben? Werdet Ihr überhaupt jemals eine haben? Und wird es dann nicht zu spät sein?“ (Juli 1795.)*)

Es war in der Tat aller Anlaß vorhanden, an Frieden und innere Kräftigung zu denken. Und wirklich gab es im Konvent eine Partei, welche die allgemeine Pazifikation wünschte, und wäre es auch um den Preis, sich mit den alten französischen Grenzen begnügen zu müssen. Der hervorragendste Diplomat, über den Frankreich damals verfügte, Barthélemy, gehörte zu ihr, und Frau v. Staël lieh ihren Überzeugungen ihre Feder. Diese konstitutionell-monarchischen Elemente verloren aber jede Geltung im Konvent, als der Prätendent Ludwig im August 1795 ein Manifest erließ, das den Absolutismus des alten Regimes auf sein Programm setzte. Da auch die alten Grenzen zu dem System des alten Regimes gehörten, mit dem sich eine revolutionäre Regierung nicht indentifizieren durfte, so wollten jetzt deren Wortführer den Frieden nur dann schließen, wenn mit ihm die Eroberungen des letzten Jahres Frankreich gesichert blieben und der Staat in der Rheinlinie seine „natürliche“ Grenze erhielt. Schon Rousseau hatte ja, wie seine Theorie von Recht und Sitte, so auch die der Landesgrenzen der Natur abgelauscht. Nun war aber das Ruhebedürfnis im Lande, insbesondere in Paris, ein sehr tief empfundenes, und man begreift, daß die konservative Richtung den Beifall der Bevölkerung fand, während die Fortschrittsleute sich in einen schreienden Widerspruch mit derselben setzten, und der Konvent schließlich in jene kritische Lage geriet, aus der ihn das strategische Talent Napoleons am 5. Oktober 1795 befreite. Vier Tage zuvor hatte die Majorität des Parlaments den Antrag der Regierungskommission auf Einverleibung Belgiens und Luxemburgs in Frankreich angenommen und damit ein Programm der Eroberung sanktioniert, das von nun ab zwanzig Jahre hindurch das System von Frankreich bleiben sollte. Schon damals überlegte man in Paris alle Kampfmittel, die im Streite mit dem modernen „Karthago“ — den Vergleich diktierten die klassischen Allüren der Revolution — wirksam gedacht wurden: die Ausschließung Englands vom Mittelmeer,

*) A. Sorel, Le comité de salut publique en 1795 (Revue hist. XVIII., 294). Vergl. auch das Schreiben Merlin's von Douai an Merlin von Thionville 15. Mai 1795, Rev. hist. XVII., 272.

eine Landung an dessen Küste, eine Diversion in Indien, die Absperrung des Kontinents und die gewaltsame Zusammenfassung seiner Kräfte unter Frankreichs Vorantritt, und es ist vom größten Interesse, all diesen Hauptmomenten der späteren napoleonischen Politik schon in der Republik von 1795 zu begegnen. Als das Direktorium die Erbschaft des Konvents antrat und die fünf Männer, die jetzt an der Spitze von Frankreich standen: Barras, Rewbell, Carnot, Letourneur und Larevellière-Lépaux, sämtlich der herrschenden Partei angehörten, war an eine Änderung des Systems nicht mehr zu denken. Ihre enge Verbindung mit den republikanischen Thermidorianern (unter Tallien) und den Jakobinern (unter Sieyès) machten ihnen den Kampf mit den Monarchien zur Pflicht, von dem kein Ende abzusehen war, und der auch kein Ende finden durfte, da er sonst die Revolution und mit ihr die Machtexistenz ihrer ehrgeizigen Führer beschlossen hätte. Sie sahen in den revolutionären Neigungen der fremden Völker die willkommensten Bundesgenossen; deshalb sollten Deutschland, die Schweiz, und wenn möglich auch Italien durch eine systematische Propaganda insurgiert und in den Machtbereich der französischen Politik einbezogen werden. Es war ein Programm universaler Ausdehnung.*)

*) In einem Edikte des Wohlfahrtsausschusses an den Geschäftsträger Barthélemy vom 26. Juni 1795 wird z. B. gefragt: „Wozu hätte uns denn der furchtbare Krieg und diese lange Revolution gedient, wenn alles wieder werden sollte wie es war? Und glauben Sie wirklich, daß sich die Republik dann noch erhalten könnte?“ Die Frage wird von Rewbell, dem späteren Leiter der auswärtigen Politik des Direktoriums, einem Diplomaten gegenüber folgendermaßen erörtert: Man müsse wenig vertraut mit den wahren Interessen der Republik oder von England und Österreich bestochen sein, wenn man des Friedens wegen die Rückkehr in die alten Grenzen vorschlage. Ein solcher Friede würde Frankreich nicht nur mit Schande bedecken, sondern auch die Zerstörung der Republik herbeiführen. Denn die Armeen, heimgekehrt in ein Land, welches sie nicht bezahlen kann, würden bald den Rest der Nationalgüter aufgezehrt haben und unzufrieden werden, sie würden sich an den politischen und religiösen Streitigkeiten beteiligen und die Folge würde ein Bürgerkrieg sein, der den übrigen Staaten das Signal gäbe, Frankreich das Schicksal von Polen zu bereiten. Dagegen gebe es in Belgien allein 3 Milliarden Nationalgüter, in den übrigen okkupierten Ländern noch mehr, was die einzige Möglichkeit biete, die Assignaten zu tilgen. Tallien wurde nicht müde, den Grundsatz von

Die Ausführung blieb fürs erste freilich hinter der Kühnheit der Konzeption zurück. Die Generale Jourdan und Pichegru, die zum Angriff den Rhein überschritten hatten, wurden von den österreichischen Feldherren Clerfayt und Wurmser wieder über den Strom zurückgeworfen, und auch im Süden, bei der italienischen Armee, gingen die Dinge nicht vorwärts. Man hatte den letzteren Heeresteil allerdings durch aus Spanien herbeigezogene Truppen vermehrt und dem Befehle eines älteren Generals, Scherer, unterstellt, der bisher in den Pyrenäen tätig gewesen war. Aber wenn man Diesen von Paris aus angewiesen hatte, durch die Apenninpässe in die Ebene vorzudringen und die Armee der verbündeten Austrosarden zu trennen, so war mit dem siegreichen Gefecht von Loano (23.—24. November 1795) doch nur die Einleitung dazu getroffen und etwa eine Situation geschaffen, wie sie im Vorjahre bei Dego bestanden hatte. Scherer hatte sie nicht ausgenützt, sondern sich an die Riviera zurückgezogen, weil seine Armee an allem, voraus an Transportmitteln, Mangel litt, was er in wiederholten klagenden Rapporten dem Direktorium vor Augen hielt, und weil die rauhe Jahreszeit die Aktion erschwerte. Ein Glück noch, daß Österreich dem italienischen Kriege keine größere Bedeutung einräumte.

1792 zu wiederholen, man müsse Frankreich mit einem Kranze von abhängigen Tochterrepubliken umgeben, und Sieyès hatte sogar schon ein Projekt der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer Deutschlands entworfen, um die weltlichen zu entschädigen, die auf dem linken Rheinufer ihr Land an Frankreich verlieren sollten, ganz ähnlich dem, welches im Jahre 1803 zur Ausführung kam. Mallet du Pan, der scharfblickende Korrespondent des Wiener Kabinetts, schreibt in einem Briefe vom 23. August 1795: „Die Monarchisten und viele Deputierte des Konvents würden gerne alle Eroberungen opfern, um den Frieden zu beschleunigen. Aber die fanatischen Girondisten und das Komitee Sieyès bestehen auf dem Systeme der Ausdehnung. Aus drei Beweggründen: 1. um mit dem Territorium auch das Machtgebiet ihrer Nation zu vergrößern; 2. um allmählich Europa mit der französischen Republik in ein Föderativsystem zu bringen; 3. einen Krieg zu verlängern, der seinerseits die außerordentlichen Gewalten und die revolutionären Machtmittel aufrecht erhält." Vergl. unten Kapitel 7. (Seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches sind diese Momente der auswärtigen Politik der Republik in A. Sorel's Werk „L'Europe et la Révolution française" ausführlicher dargelegt worden. S. insbes. Bd. III., p. 243, 261, 271, 344, 473 ff., IV., p. 176, 267, 389, 392, V., p. 2 ff.)

Einen Augenblick lang hatte man wohl in Wien gemeint, das Hauptkriegstheater vom Rheine weg nach Italien zu verlegen, denn die Berichte, die Mallet du Pan im Februar 1796 einschickte, versicherten, daß man französischerseits die feste Absicht habe, in Piemont und ins Mailändische einzudringen „coûte que coûte". Dennoch unterblieb jede entscheidende Maßregel. Die Engländer wußten durch ihre Subsidien die österreichischen Streitkräfte in Deutschland festzuhalten, was ihren eigenen Interessen besser entsprach; der Großherzog von Toskana weigerte den neapolitanischen Hilfstruppen den Durchzug durch sein Gebiet; Thugut selbst fürchtete preußische Übergriffe, wollte in Böhmen gerüstet sein und unterließ deshalb — bis auf wenige Bataillone — jede Verstärkung der Armee in Italien; überdies legte man ja auch in Paris der italienischen Offensive nur den Charakter einer Diversion bei und das Hauptgewicht nach wie vor auf die Vorgänge in Deutschland, wo nach Carnots Feldzugsplan vom Februar 1796 zwei große Armeen unter Jourdan und Moreau, jede einzelne viel größer als die italienische, jenseits des Rheins vordringen sollten. So wirkte alles zusammen, um Österreich zu bestimmen, ein Kriegsgebiet zu vernachlässigen, auf welchem sich bald Ereignisse von der größten Tragweite abspielen sollten.

Der Untätigkeit der Armee Scherers entgegen, war in Bonapartes Kriegsplan von der Möglichkeit, ja von der Notwendigkeit, die Rede, im Süden die Offensive schon im Februar beginnen zu lassen. Gegen Scherers Klagen über Mangel und Not seiner Truppen, denen die armen Staatsfinanzen doch nicht abzuhelfen vermochten, verwies er auf die Reichtümer der lombardischen Ebene und versprach, den Krieg in Feindesland zu ernähren. Am 19. Januar 1796 wurde sein Feldzugsplan definitiv angenommen und am 22. dem Oberkommandanten der italienischen Armee aufgetragen, danach zu handeln. Scherer weigerte sich dessen. Dergleichen Projekte, meinte er, möge nur derjenige selbst ausführen, der sie auszuhecken verstand, und bat am 4. Februar um seine Entlassung. Das Gesuch kam erwünscht. Am 13. Vendémiaire hatte der kleine General den Männern, die jetzt das Ruder führten, ihre Existenz gerettet; jetzt zeigte er den Weg, wie ihre Politik zu retten war. Wo jedes Miß-

geschick im Felde das Direktorium erschüttern, die Opposition dagegen nähren mußte, versprach er Triumphe, die das Vorgehen der Regierung rechtfertigen und ihre Stellung befestigen konnten. Scherer wurde des Oberbefehls enthoben. Napoleon trat an seine Stelle. Am 27. März übernahm er in Nizza das Chef-Kommando.

Der neue Befehlshaber fand seine Truppen in einem kläglichen Zustande vor. Von dem Effektivstande der Armee (bei 62.000 Mann) waren nur vier Divisionen, bei 41.000 Mann, als Operationsarmee zum Schlagen bereit. Später, in seinen Memoiren, hat er die Stärke seiner Truppen mit 30.000, die des Gegners mit 80.000 angegeben, was von der Wahrheit ebenso weit entfernt war, wie sein Brief an das Direktorium, in welchem er mit 38.000 Mann einem feindlichen Heere von 100.000 gegenüberstehen wollte. Nein, die Kräfte standen nahezu gleich. Die Franzosen waren kampfgeübte und abgehärtete Naturen, nur litten sie unter dem Mangel an genügender Verpflegung und dürftigster Ausrüstung, denn der Abhang des Apennin mit seinen armen Dörfern hatte nicht viel zu bieten, und die Staatskassen von Frankreich waren leer. Tausende marschierten barfuß; Tausenden fehlten noch die Gewehre; die Offiziere trugen ihre Tornister selbst; nicht jeder General war beritten; Sold hatten die Truppen seit Monaten nicht gesehen, und wenn, so waren es wertlose Assignaten gewesen. Da klang es wie eine erlösende Botschaft, als Napoleon sie folgendermaßen anredete: „Ihr habt nun genug Unglück und Entbehrung erduldet; ich will dem ein Ende machen. Dort, jenseits der Berge, gibt es Brot, Magazine, Kleider, Geschütze, Pferde und Geld für die Löhnung. Weg daher mit allem, was uns vom Feinde trennt" — und damit ließ er die Verschanzungen niederreißen — „und mit dem Bajonett ihm auf den Leib!"*) Diese Sprache war

*) Später erst ist die berühmte Proklamation entstanden: „Soldaten! Ihr seid unbekleidet, schlecht genährt, die Regierung schuldet Euch viel, aber sie kann Euch nichts geben; Eure Geduld und Euer Mut inmitten dieser Felsen sind bewunderungswürdig, aber sie verschaffen Euch keinen Ruhm und kein Strahl seines Glanzes fällt auf Euch. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; blühende Provinzen, große Städte werden zu Eurer Verfügung sein; dort werdet Ihr Ehre, Ruhm und Reichtum finden: Soldaten von Italien, solltet Ihr es da an Mut und Ausdauer fehlen lassen?"

der ungeschminkte Ausdruck der ganzen Politik der Verlegenheit, zu welcher sich Frankreich seit geraumer Zeit verurteilt sah. Schon der Konvent hatte den Armeen, die über den Rhein gingen, den Grundsatz mit auf den Weg gegeben, die Truppen müßten auf Feindeskosten leben und ihre Führer sollten alles anwenden, um sich die nötigen Subsistenzmittel von den Gegnern zu verschaffen. Das Direktorium änderte nichts an dieser Maxime, es bildete sie nur noch mehr aus. Die Worte sind aber auch bezeichnend für den Mann, der sie sprach: er kannte trotz seiner Jugend — Napoleon war jünger als alle seine Generale — die Menschen zu genau, um zu Armen und Dürftigen nicht von Gold und Brot zu reden. Es war ein kühnes Versprechen; kühner aber noch die Taten, die es in Erfüllung brachten. Zum Glück gelang es Saliceti, der jetzt als Regierungskommissar die italienische Armee begleitete, in Genua einige hunderttausend Franken aufzutreiben und für ein gekapertes Schiff eine Million zu lösen, so daß die schreiendste Not für den Augenblick gestillt werden konnte.

Wir erinnern uns, daß Napoleon vor zwei Jahren Robespierre gegenüber die Wichtigkeit einer Forcierung der Appeninpässe von Savona aus betont und sich selbst damals im geheimen Auftrage des Diktators genaue Kenntnis von dem Terrain und den Befestigungen des Feindes verschafft hatte. Ein Jahr später hat er es wiederholt, daß der Angriff an diesem Punkte einsetzen müsse. Jetzt weiß er jene Erkundung und seine seither gewonnene Erfahrung im Gebirgskriege zu nutzen, und zwar nach denselben taktischen Grundsätzen, die er ebenfalls schon im Jahre 1794 dem Gewalthaber in Paris mitgeteilt hatte. „Es ist um die Systeme der Kriegführung — äußerte er sich dazumal — genau dieselbe Sache, wie um die Belagerung fester Plätze. Man muß sein Feuer gegen einen einzigen Punkt vereinigen. Ist einmal Bresche geschossen, dann ist das Gleichgewicht ins Schwanken

(Corresp., I., 91.) Zu Frau von Rémusat sagte Napoleon im Jahre 1803: „Ich versprach damals meinen Soldaten, daß Ruhm und Glück uns jenseits der Alpen erwarten; ich hielt Wort, und seit jener Zeit würde mir die Armee bis ans Ende der Welt folgen. (Mémoires, I., 271.)

gebracht, aller Widerstand ist fruchtlos, der Platz ist genommen. Man muß seine Angriffe nicht zerstreuen, sondern konzentrieren, sich zerteilen um zu leben, sich vereinigen, um zu schlagen. Die Einheit des Kommandos ist notwendig, um den Sieg zu sichern. Die Zeit ist alles."*)

Die Straße, die von Savona nach Norden über den Kamm des Apennin zieht, teilt sich jenseits desselben, bei Carcare, in zwei Arme, von denen der eine westwärts über Millesimo und Ceva nach Turin, der andere nordostwärts über Cairo, Dego und Acqui nach Alessandria und Mailand führt. Jenen hielten die Piemontesen, diesen die Österreicher, beide in starker Fühlung miteinander, besetzt. Hier galt es zwischen durch zu dringen. Napoleons erste Absicht war, die Piemontesen anzugreifen und zurückzuschlagen, solange noch die Österreicher in den Winterquartieren lagen, und sich dann gegen diese zu wenden; er mißbilligte es darum höchlich, daß noch vor seiner Ankunft eine französische Division unter Laharpe, zur Unterstützung von Salicetis Geldforderungen, bis Voltri vorgedrungen war und dadurch die Österreicher „aufweckte".**) Ein schlecht überlegter Plan des österreichischen Feldherrn Beaulieu, diese Division von den Bergen herab anzugreifen, um dadurch die wichtige Verbindung der Franzosen mit Genua zu zerreißen, indes sein Untergeneral Argenteau den beherrschenden Punkt von Montenotte (nördlich von Savona) gewinnen sollte, nötigte Bonaparte sogar noch vor dem Eintreffen der erwarteten Armeelieferungen loszuschlagen. Laharpe wich nach Savona zurück, Argenteau aber, der seine Kräfte zerstreut hatte, wurde am 12. April 1796 von einer doppelten Übermacht unter Augereau und Massena bei Montenotte mit großen Verlusten besiegt. Tags darauf ward eine zweite österreichische Abteilung, die dem piemontesischen General Colli zugeteilt war, von Augereau bei Cosseria auf der Straße nach Millesimo auseinandergejagt. Und sofort wandte sich Napoleon selbst

---

*) Krebs et Moris, II., 242.

**) In seinem Schreiben vom 6. April 1796 an das Direktorium hat Napoleon diese Bewegung nach Osten, „die den Gegner aufgeweckt hat", verurteilt (Corr., I., 121). Auf St. Helena aber, in seinen nachträglichen „Observations sur les campagnes de 1796 et 1797" (Corr., XXIX., 85), will er durch sie den Feind absichtlich hervorgelockt haben. Diese kriegsgeschichtliche Legende ist heute zerstört.

wieder nördlich gegen die Reste des Argenteauschen Korps, die er am 14. bei Dego aufrieb. Eine zur Unterstützung bestimmte österreichische Abteilung (unter dem tapferen Vukassovich) kam, irrtümlich beschieden, erst am nächsten Tage ins Gefecht und wurde nach hartem Kampfe zurückgeschlagen. Beaulieu zog sich am 16. aus den Bergen in die Ebene nach Acqui zurück, und somit war Napoleon sein erster Schachzug gelungen: er hatte seine Armee zwischen die Verbündeten eingeschoben, die Österreicher weggedrängt und die Piemontesen, die nur die Deckung ihres Landes im Auge gehabt hatten, bei Ceva isoliert. Die Letzteren räumten nun, unter heftigen Kämpfen, gleichfalls ihre vorgeschobene Position, nicht ohne auf dem Rückzuge bei Mondovi am 21. April noch eine empfindliche Niederlage zu erleiden.

Da lag nun die verheißene Ebene vor den Franzosen offen, deren Vortruppen sich denn auch bald plündernd bis nach Cherasco und Alba ausdehnten. Napoleon hatte seinen Soldaten sein Versprechen voll gehalten. Von nun ab hingen sie ihm mit blindem Vertrauen an. Neben Österreichern und Piemontesen hatte sein Genie auch noch einen dritten Gegner überwunden: das Mißtrauen und den Neid seiner Unterfeldherren. Sie sind ihm von jetzt an treu ergeben. Dem Direktorium in Paris aber hat er Achtung abgenötigt, indem er, gegen dessen Befehl, vorerst Colli besiegte, ehe er Beaulieu nachrückte, und mit seinen schlagenden Gründen — keinen Feind im Rücken dulden zu können — Recht behielt. Auch daß er jetzt Millionen an Kriegskontributionen verhieß, erhöhte in Paris sein Ansehen.

Das Verhalten des Königs Viktor Amadeus von Sardinien entsprach vollkommen seinen Voraussetzungen. Von Österreich unzulänglich unterstützt, im Lande selbst von einer revolutionären Strömung bedroht, ohne Mittel, sich zu verstärken, wandte er sich den Franzosen zu und begehrte einen Waffenstillstand als Einleitung zum Frieden. Bonaparte bewilligte ihn, doch nur gegen Einräumung von drei Festungen als Pfand und freien Verkehr durch ganz Piemont. Am 28. April ward der Vertrag geschlossen, mit dem sich Frankreich des sardischen Gegners entledigte. Napoleon eilte dem österreichischen nach. Dieser war aus Piemont fort ins Lombardische gezogen und erwartete zunächst den Feind in

einer festen Stellung in der Lomellina, denn Napoleon hatte sich — um Beaulieu zu täuschen — im Waffenstillstand mit Colli den Übergang bei Valenza vorbehalten. Nun aber erschien er nicht, wo ihn Beaulieu erwartete. Er war vielmehr den Po abwärts marschiert, um ihn erst bei Piacenza zu passieren, was gelingt. Ein hier detachiertes österreichisches Korps (Liptay) läßt die französische Vorhut ohne Widerstand das andere Ufer gewinnen, und bald folgt die ganze Armee nach. Als Beaulieu davon erfuhr, konnte er nur noch mit der größten Anstrengung, und unter Aufgebung von Mailand, bei Lodi hinter die Adda zurückgehen. Aber auch diese Linie ließ sich nicht halten. Am 10. Mai langten die französischen Kolonnen dort an und forcierten mit unerhörter Bravour den Übergang, teils über die Brücke unter Napoleons eigener kühner Führung, teils durch den seichten Fluß. Die österreichische Nachhut flüchtete, und erst hinter dem Mincio und unter den Mauern von Mantua sammelte sich die retirierende Armee. Die Lombardei war erobert. Napoleon hielt am 16. Mai seinen feierlichen Einzug in Mailand, wo die österreichische Herrschaft durch eine „lombardische Republik“ abgelöst wurde. Er selbst hat von dem Kampfe an der Brücke bei Lodi, der übrigens nur gegen einen Teil der österreichischen Armee geführt wurde und von vornherein den sicheren Sieg bedeutete, eine Wandlung in seinem inneren Wesen datiert. „Weder der Erfolg im Vendémiaire“, sagte er auf St. Helena, „noch der bei Montenotte bestimmten mich, mich für etwas Besonderes zu halten. Erst nach Lodi kam mir der Gedanke, ich könnte immerhin einmal eine entscheidende Rolle auf der politischen Bühne spielen.“

Am Sitze der französischen Regierung hatte man den unerhörten Siegeszug des ehrgeizigen Generals bald nicht ohne einige Bedenklichkeit verfolgt. Ohne den Regierungskommissar Saliceti zu Worte kommen zu lassen, hatte Bonaparte den Waffenstillstand mit Piemont abgeschlossen, während die Direktoren gewünscht hatten, dieses Land zur Republik zu machen. Sie ratifizierten notgedrungen den Vertrag und schlossen noch im Mai Frieden mit dem Könige. Nun meinten sie aber doch, den eigenmächtigen Gelüsten des Generals für die Zukunft vorbauen zu sollen und beorderten Kellermann, den Chefkommandanten der Alpenarmee, mit

seinem kleinen Heere das italienische zu verstärken und sich mit Bonaparte in die Streitkräfte und deren Oberbefehl derart zu teilen, daß Napoleon gegen Toskana, Rom und Neapel zog, um die leeren Kassen der Regierung zu füllen, während Kellermann den Krieg gegen die Österreicher weiter führte. Alle diplomatischen Geschäfte sollten Saliceti vorbehalten bleiben. Das entsprechende Dekret erreichte Napoleon nach dem Siege bei Lodi und traf ihn hart. Seinen Ruhm und die Machtstellung, die er sich erkämpfen wollte, einem anderen einzuräumen, erschien ihm unerträglich. Sein Ehrgeiz diktierte ihm einen Brief, den seine Einsicht taktvoll und bestimmt zugleich zu fassen verstand: „Wenn Ihr mir Hindernisse aller Art in den Weg legt“, schrieb er am 14. Mai 1796 an das Direktorium, „wenn ich meine Schritte von dem Urteile der Regierungskommissare abhängig machen soll, wenn diese das Recht haben, meine Bewegungen abzuändern, mir Truppen zu schicken oder wegzunehmen, dann erwartet nichts Gutes mehr von mir . . . Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Italien ist es unerläßlich, daß Ihr einen Feldherrn habt, der Euer ganzes Vertrauen besitzt. Bin ich es nicht, so werde ich mich darüber nicht beklagen, ich werde dann meinen Eifer verdoppeln, um Eure Achtung auf jedem anderen Posten zu gewinnen, den Ihr mir anvertrauet. Jeder hat seine Art Krieg zu führen. General Kellermann hat mehr Erfahrung und wird ihn besser führen als ich.*) Aber wir beide gemeinsam werden es schlecht machen“. Und an Carnot, den Direktor in Kriegssachen: „Ich kann Euch nur dann von Nutzen sein, wenn Ihr mir dieselbe Achtung zu teil werden lasset, die Ihr mir in Paris bezeugtet. Ob ich hier oder dort Krieg führe, ist mir gleichgiltig; dem Vaterlande dienen, bei der Nachwelt ein Blatt in unserer Geschichte erwerben, der Regierung Beweise meiner Anhänglichkeit und Ergebenheit geben, das ist mein Ehrgeiz“.**) Nein, nein, es war ihm nicht gleichgiltig wo er kämpfte. Von der ganzen Beteuerung war nur der Appell an die Nachwelt aufrichtig gemeint, an deren Urteil Napoleon fortwährend gedacht und die er noch in

*) Kellermann hatte im Vorjahre als Kommandant der italienischen Armee Voltri räumen müssen, das Scherer später wieder eroberte.

**) Corresp., I., 420, 421.

seinen letzten Stunden durch ein weitläufiges Gewebe von Erfindungen und Beschönigungen zu beeinflussen gesucht hat. „Der menschliche Ehrgeiz“, sagte er einmal als Konsul zu Frau von Rémusat, „erschafft sich sein Publikum, wie er es in jener idealen Welt wünscht, die er die Nachwelt nennt. Gelangt er dahin, sich vorzustellen, daß in hundert Jahren ein Dichter an eine große Tat erinnern, ein kunstvolles Gemälde ihrem Andenken huldigen werde, so wächst die Einbildungskraft, das Schlachtfeld hat keine Gefahren mehr, die Kanone grollt vergeblich, und ihr Brüllen ist nichts weiter als der Klang, der nach einem Jahrtausend noch unseren Enkeln den Namen eines Braven verkünden soll“.

Aber gleichviel ob aufrichtig oder unaufrichtig, genug, das Direktorium gab nach. Die Geltung Kellermanns war gering und Bonaparte mit seinem Requisitionstalent, welches er glänzend bewies, für die Finanzen Frankreichs kaum zu entbehren. Die Ordre wurde zurückgenommen und nur der Wunsch ausgesprochen, eine Expedition über Livorno nach Rom und Neapel dem Marsche nach Norden voraufgehen zu lassen. Von da ab hatte er in Italien freie Hand zu handeln wie ihm beliebte. „Die Kommissare des Direktoriums“, sagte er zu einem Vertrauten, „haben sich nicht in meine Politik zu mischen, ich tue was ich will“.*) Doch wahrte er klug die Form, um an der Seine nicht noch mehr Mißtrauen zu erwecken. Ihm galt es vor allem, Beaulieu völlig unschädlich zu machen. Jedoch ein Aufstand der Landleute um Pavia, die mit den Bewohnern dieser Stadt die französische Besatzung zur Ergebung gezwungen hatten, hält ihn ein paar Tage auf; er läßt den Ort im Sturm nehmen, verhängt blutige Strafurteile und eine sechsunddreißigstündige Plünderung über die Bevölkerung; der französische Kommandant wird sofort kriegsrechtlich erschossen. Bonaparte mußte unbedroht im Rücken vorwärts gehen können, und wo es nötig schien, da konnte er auch grausam sein.

Das Gebiet der Stadt Venedig reichte damals noch weit nach Westen bis an den Comosee zurück, und Brescia und Bergamo bildeten venezianische Provinzen. In diese Landschaften ließ Napoleon einen Teil seiner Armee einrücken;

*) Miot v. Melito, Mémoires, I., 86.

dann wurde bei Borghetto der Übergang über den Mincio erzwungen (30. Mai), ein Teil von Beaulieus Streitkraft in die österreichische Festung Mantua, der andere an die Etsch zurück und nach Tirol gedrängt. Mit Ausnahme der 13.000 Mann, welche Mantua besetzt hielten, gab es nunmehr kein österreichisches Korps auf italienischem Boden, und Bonaparte war der Durchführung seines Planes wesentlich näher gerückt, durch Tirol nach Bayern vorzudringen, sich dort mit Moreau, wenn er vom Rheine herkam, zu vereinigen und gemeinsam dem Kaiser den Frieden zu diktieren. Er war damals noch der Mann, den Erfolg mit einem Zweiten zu teilen; das wird sich bald ändern. Vorläufig ist aber Moreau noch gar nicht über den Rhein gegangen; dagegen verlautet, daß der Gegner sich zu neuen Kämpfen rüste. Napoleon hat nur noch Zeit, nach dem Willen des Direktoriums die Anhänger der Österreicher seinem Willen zu unterwerfen oder doch nach Möglichkeit zu brandschatzen. „Führt aus Italien alles weg, was sich fortbewegen läßt und uns irgend nützlich sein kann", hatte man aus Paris an ihn geschrieben, und er kam diesem Auftrage pünktlich nach. Am 9. Mai schon hatte er mit dem Herzog von Parma, am 17. mit dem von Modena einen Waffenstillstand für den Preis von vielen Millionen Franken in Geld-, Natural- und Kunstlieferungen aller Art abgeschlossen, denn die Gemälde der alten Meister standen ebenso wie Ochsen und Getreide auf den Listen seiner Forderungen. Nach dem Siege am Mincio zwang er auch den Vertreter Neapels zu einem Vertrage, der diesem Staate Neutralität gebot und die Verpflichtung auferlegte, seine Schiffe von der englischen Flotte zu trennen. Zur selben Zeit empfing er den Abgesandten der Republik San Marco, den er für die Übergabe Peschieras an die Österreicher verantwortlich machte, obgleich er genau wußte — ein Brief an das Direktorium bezeugt es — daß Beaulieu die Venezianer getäuscht hatte. Er habe aber, schreibt er, damit nur einen kleinen Zank hervorgerufen, um den reichen Kaufherren 6 bis 7 Millionen abzunehmen, und könne ihn auch noch weiter spinnen, wenn das Direktorium noch weitergehende Wünsche habe. Das Direktorium wünschte 12 Millionen, und sie wurden in der Form eines „Anlehens" geschafft. Damit hatten die Venezianer aber nicht verhindert, daß Napoleon

nun seinerseits Peschiera, Verona und Legnago besetzte. Bald nachher mußte auch die päpstliche Regierung, welche die Heimsuchung der ewigen Stadt durch die gottlosen Republikaner fürchtete, am 23. Juni von Napoleon sich Waffenruhe erkaufen, indem sie die Legationen Ferrara und Bologna und den wichtigen Hafen Ancona den Franzosen bis zum Friedensschluß einräumte, die englischen Schiffe von der Küste des Kirchenstaates fernzuhalten und den Siegern, neben 20 Millionen Franken Geldes, eine große Anzahl von Kunstwerken und Handschriften zu überliefern versprach. Es soll bei diesen Unterhandlungen der Verkehr mit dem jungen Oberbefehlshaber, der immer in Bewegung und Erregung war, kein allzu leichter gewesen sein. „Sie machen sich von dem Dünkel und Hochmut, mit denen er mich empfing, keinen Begriff“, schreibt der Spanier Azara, der für Rom die Verhandlungen führte und ein Franzosenfreund war; „er verschwor sich hoch und teuer, aufs Kapitol ziehen zu wollen, und zerriß dabei mit den Zähnen im Zorn ein Dokument, das er in der Hand hielt. Die Regierungskommissare hatten Mühe, ihn zu beruhigen“.*) Von Bologna weg ging dann Napoleon über den Apennin und suchte den Handelshafen von Livorno mit maßlosen Requisitionen englischer Waren heim, worauf er in Florenz dem Großherzog einen Besuch abstattete, dem Sohne jenes Leopold, der seinem Vater den Adel bestätigte, damit er in den königlichen Militärschulen seinen Freiplatz erhielt.

Zu einem friedlichen Genuß dieser Erfolge sollte es aber noch lange nicht kommen. Österreich, dessen Interesse an seinem Besitz und Einfluß in Italien wir kennen, setzte alles daran, die verlorene Position wieder zu erobern. Vom Rheine weg wurde der Obergeneral Wurmser, der sich dort

*) Nach Carinis „Nuovi Documenti per la storia del trattato di Tolentino“ zitiert von du Teil, „Rome, Naples et le Directoire“, p. 147. Miot von Melito, der ihn in jenen Tagen sah, sagt von ihm u. a.: „In raschen und hastigen Bewegungen äußerte sich ein feuriges Wesen (une âme ardente); eine breite und sorgende Stirne verriet den tiefen Denker. Seine Sprechweise war kurz und, zu jener Zeit, sehr unrichtig; so z. B. verwechselte er fast immer während der Konversation das Wort „amnistie“ mit „armistice“ u. s. w.“ (Mémoires, I., 84.) Über seine Sprechfehler in späterer Zeit s. Chaptal, Souvenirs, p. 225.

hervorgetan hatte, nach Tirol beordert, um an Stelle Beaulieus den Oberbefehl zu übernehmen und mit neuen Streitmassen Mantua zu entsetzen. Napoleon wußte sehr wohl, daß ihm ein harter Kampf bevorstand, von dessen Ausgang es abhing, ob er seine persönliche Geltung aufrecht zu erhalten vermochte oder nicht, und er traf seine Dispositionen. Was der junge Feldherr hier während der nächsten Monate im Kampfe gegen vier einander ablösende Armeen geleistet hat, gehört zu dem Bewunderungswürdigsten der Kriegsgeschichte, geleistet freilich mit der Überlegenheit seines unerschöpflich reichen Talentes, mit seinem Scharfblick für Gunst und Ungunst des Terrains, für Schwäche und Stärke, Vorzüge und Fehler des Feindes, mit seiner allgegenwärtigen Umsicht, die alle Punkte und alle Momente der Aktion zugleich in Aug' und Sinn behielt, und mit der vollen Schätzung des Augenblicks. Und dazu kam noch ein Zweites. Die Generale, die ihm auf den italienischen Feldern gegenüberstanden, waren in den Grundsätzen der sogenannten „methodischen" Strategik gebildet und erfahren und, wie alle die Feldherren der alten Staaten, mit ihrem teuren Söldnermaterial zur möglichsten Schonung desselben verpflichtet: ihnen galt noch das unblutige Manöver als die Hauptsache. Die Generale der Revolution dagegen mit ihren rücksichtslos requirierten Volksheeren und dem Fanatismus der Befreiung und Eroberung, welcher dieselben beseelte, mit ihren Rekruten, die nichts kosteten, und ihren Kriegen zu Lasten der fremden Völker, konnten sich über den Grundsatz der strategischen Ökonomie leichter hinwegsetzen: ihr Zweck war die blutige Entscheidung, falle was da wolle. Auch Friedrich der Große, dessen Schriften Napoleon am eifrigsten studierte, hatte schon häufig die Schlacht dem Manöver vorgezogen; die Not und das Andrängen verbündeter und überlegener Gegner hatten ihn dazu gezwungen. Nur unterschied sich auch seine Kriegführung von der Bonapartes — wie einmal sehr richtig bemerkt worden ist — in dem wesentlichen Punkte, „daß er nicht, wie dieser, monatlich 10.000 Menschen zu verzehren hatte". Die Armeeverhältnisse der Revolution organisiert zu haben, ist das Verdienst Dubois Crancés und Carnots. Das Prinzip der taktischen Offensive aber, wie sie sich aus dem Wesen der revolutionären Heere herausgebildet

hatte und in Schützenschwärmen und Sturmkolonnen der bisherigen Linientaktik gegenüberstellte, dieses Prinzip in genialster Weise zur Geltung gebracht zu haben, bleibt das Werk Napoleons. Der Kontrast zwischen dem 27jährigen General der Republik, der rücksichtslos und verwegen nur noch den Geboten seiner eigenen Eingebung gehorchte, und dem 79jährigen österreichischen Feldherrn mit seiner Abhängigkeit von Kaiser, Minister und Hofkriegsrat prägte sich in dem ganzen Gange des nächsten Feldzuges nur zu deutlich aus.*)

Ende Juli — viel zu spät — drangen die Österreicher, in zwei Heere geteilt, mit Ungestüm aus Tirol hervor: das eine unter Quosdanovich, im Westen des Gardasees, den Chiese entlang, das andere, stärkere, unter Wurmser, dem Laufe der Etsch folgend. Ihre Streitkräfte waren den französischen, die im Präsenzstande, die Belagerungsdivision von Mantua mit eingerechnet, nur 42.000 Mann betrugen, um etwa 5000 Mann überlegen. Gelang der Plan, in einer gemeinsam und gleichzeitig durchgeführten Aktion die Operationsarmee Napoleons zu umarmen, so war deren Schicksal besiegelt, um so mehr, als die österreichische Mannschaft sich gleich bei den ersten Gefechten als überaus standhaft und mutig bewies. Im Westen wurden die Franzosen aus Brescia verjagt und bis Desenzano zurückgedrängt, im Osten mußte das Gros unter Massena unter großen Verlusten hinter den Mincio zurückweichen (29. und 30. Juli). Napoleon erkannte die Gefahr in ihrer ganzen Größe und dachte schon an Rückzug hinter die Adda, ließ sich aber doch von seines Untergenerals Augereau prahlerischer Zuversicht fortreißen und wagte, mit der steten Sorge, zwischen zwei Feuer zu geraten, den Kampf. Und das kühne Wagnis gelang. Mit allen verfügbaren Truppen — die Belagerung von Mantua wurde aufgehoben, wobei der ganze Geschützpark verloren ging — warf er sich zunächst auf Quosdanovich, besiegte ihn nach heftigem Ringen bei Lonato (3. August) und zwang ihn zur Rückkehr nach Tirol. Dann wandte er sich gegen Wurmser, der, um den Feind sicherer zu umfassen, erst bei

*) „Leider scheint es, daß die Kunst der Fabius, Barkas, Turenne, Montecuccoli, Eugen und Traun zu unserer Zeit verloren gegangen ist", klagt der österreichische Generalstabsoffizier Baron Wimpffen in seinem Tagebuch des italienischen Feldzugs. (Streffleurs öst. milit. Zeitschrift 1889, 3., 190.)

Goito den Mincio überschritten hatte und dadurch die Möglichkeit verlor, Quosdanovich zu unterstützen; er büßte diese Exkursion mit einer eklatanten Niederlage bei Castiglione (5. August); auch ihm blieb nur der Weg ins Gebirge frei. Er sammelte seine Scharen bei Trient. Mantua wurde neuerdings von den Franzosen eingeschlossen.

Eine endgiltige Entscheidung hatten freilich diese Siege nicht gebracht. Napoleon sieht sie nach wie vor in seiner Vereinigung mit der Rheinarmee durch Tirol. Dabei mußte er Wurmser aus dem Wege schaffen, und das war in der Tat seine nächste Absicht. Hat sich erst seine Armee, die in den letzten Kämpfen stark gelitten hatte, völlig erholt, dann will er nach Trient gelangen, dort den Österreicher besiegen und sich den Weg nach Innsbruck erkämpfen. Dieser Zusammenstoß mußte um so eher erfolgen, als man österreichischerseits den Besitz von Mantua sehr hoch bewertete, an dem der der italienischen Landschaften hing, und Kaiser Franz schon am 19. August einen strikten Befehl an Wurmser erließ, nochmals gegen die Festung vorzurücken. Dieser tat dies Anfangs September mit einem Teile seiner Armee durch das Tal der Brenta, während der zweite, unter Davidovich, die Position im Etschtal halten und die Franzosen beschäftigen sollte. Wenn dann Wurmser von Bassano aus nach Westen rückte, konnte es ihm, nach dem Entsatz von Mantua, gelingen, dem Gegner seine Verbindungen abzuschneiden. Dieser Plan wurde jedoch bald nach Beginn der Aktion zu Schanden, indem Napoleon, der ihn durchschaute, mit seiner ganzen Hauptmacht in Tirol eindrang, Davidovich weit hinter Trient zurückdrängte, hier das Brentatal gewann, in unerhörten Eilmärschen (12 deutsche Meilen in zwei Tagen) hinter Wurmser herjagte und ihn in der Schlacht bei Bassano aufs Haupt schlug (8. September 1796). Die Trümmer der geschlagenen Armee erreichten mit ihrem alten Feldmarschall nur unter großen Anstrengungen und neuen Kämpfen die deckenden Mauern Mantuas. Eine Abteilung war nach Osten hinter den Isonzo zurückgewichen. Das Unternehmen hatte Österreich über 100 Geschütze, das gesamte Material und weit über 10.000 Mann gekostet.

Das war ein weitaus größerer kriegerischer Erfolg für Napoleon gewesen als die Kämpfe um Castiglione ihn ein-

gebracht hatten. Und er gewann besonderes Gewicht dadurch, daß er zu einer Zeit errungen wurde, in der die Vorteile, welche die Armeen Moreaus und Jourdans in Deutschland davongetragen hatten, wieder verloren gegangen waren. Dort war durch die Abgabe von Truppen für die italienische Operation die österreichische Armee schwächer geworden, so daß der junge Erzherzog Karl, der auf dem niederländischen Schauplatze Talent verraten und dann an Wurmsers Stelle das Oberkommando übernommen hatte, den Gegner weitaus überschätzend, wieder über den Rhein zurückgegangen war. Dadurch war Moreau, der Nachfolger Pichegrus, zum Übergang über den Strom eingeladen worden. Er schlug den Prinzen und drückte ihn bis hinter die Donau zurück. Auch Jourdan konnte gegen die zweite österreichische Heeresabteilung unter Wartensleben vor- und bis nach Franken dringen. Württemberg und Baden schlossen Frieden mit Frankreich, Sachsen rief seine Truppen ab und erklärte sich neutral, und es wollte scheinen, als sollte sich die geplante Vereinigung der republikanischen Armeen zum Vormarsch auf Wien nun doch vollziehen. Da, es war anfangs September, gelang es dem Erzherzog, Jourdan bei Würzburg aufs Haupt zu schlagen und dadurch auch Moreau wieder aus Süddeutschland hinaus an den Rhein zu nötigen. Österreichs Waffenehre war glänzend hergestellt, und seine Siege fielen ins Gewicht. Eine Niederlage der Franzosen in Italien zur gleichen Zeit hätte zu großen Veränderungen führen können. So kam wieder alles auf Mantua an. Und jetzt nicht nur für Österreich, sondern auch für Bonaparte, von dessen Kooperation mit der Armee in Deutschland fortan lange keine Rede mehr sein konnte. Er selbst gewann zwar dadurch an Selbständigkeit, seine Person an Geltung, aber nur wenn er im Stande war, der Kraft des Donaustaates, die jetzt in ihm allein ihren wesentlichen Feind erblickte, zu widerstehen. „In Italien", schreiben ihm die Direktoren, „müssen wir uns für die Niederlagen in Deutschland schadlos halten; dort müssen wir den Kaiser zum Frieden nötigen. Die Eroberung Italiens wiegt mit jedem Tage schwerer für unsere Interessen; sie hängt an Mantua".

Bonaparte hatte nach seinen letzten Siegen — wieder den Absichten des Direktoriums entgegen, das die Lom-

bardei im Frieden um den Preis von Belgien und der Rheinlinie an Österreich zurückzugeben gedachte — die oberitalienischen Völkerschaften zum Aufstand gegen die angestammte Herrschaft und zur Bildung nationaler Legionen aufgerufen, die denn auch wirklich in Mailand und Bologna errichtet wurden. Es geschah, wie er die Direktoren belehrte, um sich Rücken und Flanken zu decken, indem er sich die Italiener zu Freunden machte. Er kündigt jetzt den Waffenstillstand mit Modena; der Herzog muß fliehen, und in Bologna wird von Vertretern der Landschaften Modena, Bologna und Ferrara Mitte Oktober die „Transpadanische Republik“ gegründet. Sie erhält, wie die „lombardische“, eine eigene Administration. Der Herzog von Modena war mit Österreich verwandt; das österreichische Prestige stand auf dem Spiele. Neue Anstrengungen wurden gemacht, es zu bewahren. Ausgedehnte Rüstungen, namentlich in Kroatien und der Militärgrenze, das Aufgebot der tirolischen Landesschützen, vermehrten die kaiserlichen Streitkräfte, so daß bald Davidovich in Tirol über 18.000, Quosdanovich in Friaul über 25.000 Mann verfügte. Der bejahrte Feldzeugmeister Alvinczy, ein sehr wackerer aber ebenfalls in einer ergrauten Methodik eingerosteter Soldat, erhielt den Oberbefehl. Es war just, als ob das Schicksal diesem jungen energischen Genius gerade die ältesten, sklavisch am Hergebrachten hängenden Gegner in den Weg gestellt hätte, um seine Siege auch äußerlich als den Triumph einer neuen Zeit erseheinen zu lassen.*)

*) Bonaparte soll sich einmal, 1797, folgendermaßen über den Feind geäußert haben: „Meine militärischen Erfolge sind groß; aber wie ist auch der Kaiser bedient! Seine Soldaten sind gut und tapfer, wenn auch etwas schwerfällig und wenig aktiv im Vergleiche zu den meinigen. Aber welche Offiziere! Sie sind abscheulich (détestables). Die Generale, die man mir entgegenstellte, waren untauglich: ein Beaulieu, der von den Örtlichkeiten Italiens keine Ahnung hatte, ein Wurmser, taub und langsam ohne Ende, Alvinczy ganz unfähig. Man hat sie beschuldigt, von mir gewonnen zu sein; das ist unrichtig, ich dachte nicht daran. Aber ich kann es erhärten, daß diese drei Generale nicht einen einzigen Generalstab hatten, von dem nicht mehrere der obersten Offiziere mir ergeben und verkauft gewesen wären. Daher hatte ich Kenntnis nicht allein von ihren beschlossenen Plänen, sondern auch von ihren Entwürfen, und zerstörte sie, ehe sie noch zu Ende beraten waren.“ (Jung, Bonaparte III. 154.) Dieses harte Urteil war in solcher Ausdehnung sicher nicht

Die Österreicher waren wieder in der Überzahl als mit dem 1. November Alvinczy von der Piave her nach Westen, Davidovich in der Richtung auf Verona nach Süden. den Vormarsch begannen. Nur bestand die Armee zumeist aus jungen Rekruten, die zwar Vorzüge im Angriff, in ihrem Mangel an nachhaltiger Zähigkeit aber einen bald fühlbaren Nachteil aufwiesen. Wirklich war auch der Beginn der Aktion für Napoleon durchaus ungünstig, so daß einen Augenblick lange dieselbe Gefahr wie vor Castiglione bestand, von beiden feindlichen Heeresteilen zu gleicher Zeit erfaßt zu werden. In einem Treffen bei Caldiero, das den Franzosen an 3000 Mann kostete, wurden die Divisionen Augereaus und Massenas besiegt und nach Verona zurückgeworfen (11. und 12. November). Napoleon muß sich entschließen, auch diese Stadt zu räumen. Er ist in überaus gedrückter Stimmung, hat aber gleichwohl nicht die Absicht, an den Mincio zurückzugehen, sondern entwirft einen neuen genialen Plan, der ihn in Flanke und Rücken Alvinczys bringen soll. Mit unglaublicher Kühnheit reduziert er die Streitkräfte in Verona und vor Mantua auf ein Minimum, zieht mit allen übrigen Truppen, etwa 20.000 Mann, zunächst von Verona weg gegen Westen, dann aber urplötzlich, des Nachts, die Etsch abwärts, um bei Ronco wieder auf das östliche Ufer zu gehen und dem Feinde bei Villanova den Rückzug abzuschneiden. Das sollte allerdings nicht gelingen. An dem Flüßchen Alpone, bei Arcole, stellten sich ihm ein paar Bataillone Kroaten und Siebenbürger Wallachen entgegen, die unter ihrem Oberst Brigido die dortige Brücke zu halten

gerechtfertigt, wenn gleich man nicht leugnen kann, daß Unordnung im österreichischen Offizierskorps auch sonst bezeugt wird. So läßt z. B. der Österreicher Wimpffen in seiner gleichzeitigen Erzählung des Feldzuges die Frage offen, „ob der Feind durch Kundschaft oder Verräterei“ von Wurmsers Absichten unterrichtet war (Streffleurs öst. milit. Zeitschrift, 1889, 3., 191). Thiébault (Mémoires, II., 31) entscheidet sich für das erstere, was Alvinczys Stärke und Marschrouten betraf. Über diesen Feldherrn hat sich sonst Napoleon mit großer Anerkennung geäußert und ihn als den tüchtigsten seiner Gegner gerühmt. (Vgl. Chaptal, Souvenirs, p. 301, Bray's Erinnerungen, S. 159.) In einem Gespräch mit dem preußischen Gesandten am Wiener Hofe, Lucchesini, hat er sich im Februar 1797 zu Bologna lobend über die „sehr schönen und sehr guten“ österreichischen Truppen ausgesprochen. (Bailleu in der „Revue napoléonienne“, 1902, p. 49.)

suchten, bis Verstärkungen kamen. Alles lag daran, den Übergang zu forcieren, ehe dieselben eintrafen, und das dominierende Dorf zu nehmen. Doch das mörderische Feuer der Gegner aus gedeckter Stellung schlug jeden Sturm der Franzosen ab. Napoleon selbst ergriff eine Fahne und stürmte mit seiner Suite auf die Brücke hinaus, ein Adjutant (Muiron) fiel neben ihm, mehrere Offiziere wurden verwundet, es war umsonst, ein Angriff der Österreicher brachte alles in Verwirrung und den General, der, von seinen fliehenden Soldaten nach rückwärts gerissen, in einen Sumpf fiel, in Gefahr gefangen zu werden. Nur mit Mühe gelang es seinem Adjutanten Marmont und seinem Bruder Ludwig — nach anderer Mitteilung: den Offizieren Belliard und Vignolle — ihn aus dem Morast zu ziehen und vor den verfolgenden Feinden zu bergen. Erst die Dunkelheit ließ die Franzosen ihre Stellung an der Etsch wieder gewinnen. Das geschah am 15. November. Da unterdessen die gesamte Streitmacht Alvinczys sich um Arcole herum konzentriert hatte, kam es am folgenden und zweitfolgenden Tage bei diesem Dorfe zu neuem blutigen, lange unentschiedenen Ringen, bis die stahlharten Soldaten Napoleons schließlich durch ihre physische Ausdauer den Sieg über die braven österreichischen Rekruten errangen. Die dreitägige Schlacht von Arcole (15.—17. November 1796) war für Frankreich gewonnen. Der säumige Davidovich, der erst am 17. losschlug und eine französische Division bei Peschiera hart bedrängte, wurde sogleich nach dem Kampfe am Alpone ebenfalls angegriffen und nach Tirol zurückgeworfen, Wurmser, der zu spät ausfiel, nach Mantua. Damit war auch der dritte Versuch zur Befreiung der Festung gescheitert.

Aber noch einen vierten wagte Österreich, das seine vorgeschobene Position in Italien nur mit seiner letzten Kraft aufgeben wollte. Noch einmal rückte Alvinczy, anfangs 1797, jetzt aus Tirol, gegen den Feind vor. Ihn zu besiegen hatte er selbst keinerlei Hoffnung und gehorchte lediglich dem Befehle des Kaisers. Und doch hat es auf dem Plateau von Rivoli, am Mittag des 14. Januar, einen Augenblick gegeben, welcher, wirksam benutzt, den Österreichern einen entscheidenden Erfolg eingebracht hätte. Aber hier versagte die Mannschaft, die, bereits siegreich vordringend, vor einer unbedeutenden Kavallerie-Attacke in Verwirrung geriet und

in haltloser Flucht zurückeilte. Die Schlacht endete mit der völligen Auflösung des österreichischen Heeres. Denn hier war auch das Schicksal einer Kolonne unter Provera entschieden worden, die von der Brenta her Wurmser die Befreiung bringen sollte. Die Division erlag den von Rivoli heranstürmenden Soldaten Massenas, und damit war auch der letzte Rettungsversuch mißglückt. Am 3. Februar fiel die Festung Mantua. Österreichs Vorherrschaft in Italien war zu Ende.

Thugut, ein Mann von ernstem Willen und hoher politischer Begabung, vermochte kaum daran zu glauben. Erst vor zwei Jahren noch, als Österreich mit Rußland den Rest von Polen aufteilte, hatte er, wie ehedem Kaunitz und Joseph II., die politische Unterstützung des nordischen Nachbars für weitere Erwerbungen in Italien zu erlangen gewußt. Aber im November 1796, just nachdem die russischen Hilfsvölker aufgeboten worden waren, starb Katherina II., und ihr Nachfolger, Zar Paul I., ein Schwärmer für Preußen, wollte von einer effektiven Hilfeleistung zum Zwecke der Vergrößerung Österreichs nichts wissen. Als dann England, der andere Bundesgenosse, Korsika aufgab, seine Flotte aus dem Mittelmeere herauszog und dadurch die Operationen der Franzosen in Oberitalien erleichterte, war die Sache noch schwieriger geworden. Und nun hatte der Kampf mit einer ganz entschiedenen Niederlage geendet. Aber trotzdem meinte Thugut den Krieg nicht aufgeben zu sollen: „Noch haben wir Mittel; nur müssen wir uns zusammennehmen". Zu Beginn des Jahres 1797 hatte er ein Friedensanerbieten des Pariser Direktoriums, welches durch seinen Bevollmächtigten Clarke für Belgien und den Rhein bayrisches Land und die Zurückgabe der Lombardei versprach, im Vertrauen auf die eigene Kraft abgelehnt; auch jetzt will er noch nichts davon wissen. Er will vielmehr die Aktion vom Rheine weg gänzlich nach Italien verlegen. Der Erzherzog Karl, der Sieger im Vorjahre, soll den Oberbefehl über die durch die Divisionen des Rheinheeres verstärkte italienische Armee übernehmen und aus Tirol einen Vorstoß nach Süden machen, um Bonaparte den Weg durch dieses Land und den durch Innerösterreich auf Wien zu verstellen. Das alles mußte freilich so bald als tunlich ins Werk gesetzt werden.

Es kam aber anders. Der Kaiser, von seiner Gemalin, einer Tochter der Königin von Neapel, im Auftrage der Letzteren um Frieden bestürmt, von einer hochtorystischen Partei gegen den emporgekommenen Minister eingenommen, schwankte wochenlange, bevor er den Entschluß zur Fortführung des Krieges faßte, und als es endlich dazu kam, da war es nicht Tirol, wo man die Hauptmacht konzentrierte, sondern Friaul, wohin sich die Reste der Alvinczy'schen Armee nach dem Tage von Rivoli zurückgezogen hatten und wo sie, der leichteren Verpflegung wegen, stationiert geblieben waren. Fatal war nur, daß dadurch die Verstärkungen vom Rheine her um einige Wochen länger benötigten, bevor sie am Orte ihrer Bestimmung anlangten, da der Feind unterdessen die Kommunikation zwischen Friaul und Tirol durch die Val Sugana unmöglich machte. Sie waren in der Tat noch unterwegs, als die Franzosen bereits ihre Lücken ausgefüllt hatten und in der ersten Hälfte des März 1797 die Operationen wieder begannen.

Auch Bonaparte war nicht sogleich nach dem Falle von Mantua im Stande gewesen, den Krieg gegen Österreich fortzusetzen. Auch seine Armee hatte schwer gelitten und mußte durch bedeutende Verstärkungen vom Rhein und von der Sambre her zu neuen gewagten Unternehmungen tüchtig gemacht werden. Die Zwischenzeit wurde von ihm zu einem Zuge gegen Rom benutzt. Pius VI. hatte sich geweigert, auf einen Friedensvorschlag des Direktoriums einzugehen, weil derselbe in den kirchlichen Bereich übergriff, Anerkennung der Zivilverfassung des Klerus in Frankreich, Aufhebung der römischen Inquisition u. dgl. m. verlangte. Er hatte sich mit Österreich verständigt und die im Juni zugestandenen Millionen nicht bezahlt. Mit dem Fall Mantuas aber hatte auch der heilige Vater sein Spiel verloren; Napoleon kündigte den Waffenstillstand und eröffnete am 1. Februar 1797 den Krieg gegen ihn. Mit einer geringfügigen Streitmacht trieb er die unsäglich feigen päpstlichen Truppen vor sich her und bahnte sich den Weg durch die Romagna und das Herzogtum Urbino bis nach Ancona. Es wird unvergessen bleiben, wie hier sein General Lannes, der die Vorhut des Expeditionskorps befehligte, mit den geringsten Opfern Tausende der Gegner zur Ergebung zwang und einige hundert päpstliche

Reiter, denen er, nur von wenig Offizieren begleitet, begegnete, durch das Kommando, abzusitzen, verblüffte und entwaffnete. Die Gefangenen versicherte Napoleon seines Wohlwollens und sandte sie nach Hause, was zur Folge hatte, daß ihm die Städte von Faenza bis Fano ihre Tore öffneten. Vergebens, daß die Mönche der Schlüsselarmee Kampf und Ausdauer predigten, vergebens, daß allerorten Madonnenbilder im Gram über die Feinde die Augen verdrehten, die Krieger des Papstes wurden dadurch nicht mutiger, und der Fall von Rom stand in nächster Aussicht. Aber Napoleon ging nicht so weit. Eine Bedrohung der Hauptstadt hätte Pius zur Flucht aus derselben genötigt und das Ende eines Krieges in die Ferne gerückt, den der General nur als Episode in dem größeren Kampfe auffaßte und möglichst bald mit Vorteil zu beendigen wünschte. „Denn", sagte er später einmal zu seinem Minister Chaptal, „die Einnahme Roms in jenem Feldzuge hätte mir 20 Tage gekostet, die der Erzherzog gewonnen haben würde". Aber abgesehen hievon, war auch seine politische Einsicht weit davon entfernt, das staatliche Moment der Kirche zu unterschätzen, wie die Pariser Direktoren taten. Anstatt den Katholizismus im Keime zu treffen, wie Jene es wünschten, ließ er dem Papste in allen geistlichen Dingen freie Hand, die ewige Stadt unbedroht und brachte damit am 19. Februar 1797 zu Tolentino einen Frieden zuwege, der materiell und politisch durchaus vorteilhaft war: Pius entsagte jedem antifranzösischen Bündnisse, verschloß seine Häfen den Engländern, trat die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna, sowie den wichtigen Hafen Ancona an Frankreich ab und zahlte zu den noch schuldigen sechzehn Millionen weitere vierzehn. Bonaparte hatte noch mehr verlangt, u. A. die Verbannung der Familie des Kardinals Albani, der als der Führer der antifranzösischen Partei galt; aber da war ihm der Unterhändler, Kardinal Mattei, zu Füßen gefallen und hatte damit die Zurücknahme der erniedrigenden Bedingung erreicht. Welche Nahrung für das ohnehin maßlose Selbstgefühl des jungen Siegers, der hier den Vertreter des heiligen Vaters vor sich im Staube liegen sah! Kurz zuvor hatte er von dem Direktor Carnot einen Brief erhalten, in dem zu lesen stand: „Ihr Ruhm ist der der ganzen Nation; Sie sind der Held von ganz Frankreich". Wahrlich, sie haben

redlich daran mitgearbeitet, den Ehrgeiz dieses Mannes weit über sie hinaus zu heben.

Wieder einmal hatte er hier gegen den Willen des Direktoriums seine eigene Absicht walten lassen, so wie dort, wo er mit dem Könige von Sardinien eigenmächtig einen Waffenstillstand abschloß und die norditalienischen Staaten gründete. Er hatte offenbar mit Italien andere Pläne als die Herren in der Hauptstadt. Und welche? Wir sehen ihn einmal sich gegen den Vorwurf verteidigen, als wollte er sich zum Herzog von Mailand oder zum König aufwerfen. Vielleicht hat er wirklich daran gedacht und deshalb einen modus vivendi mit dem Papste gesucht. Wahrscheinlich aber faßte er schon jetzt klar und sicher die Möglichkeit ins Auge, selbst einmal an der Seine zu herrschen und dann seinem Szepter mehr Fundament und ein weiteres Terrain zu schaffen als dies den Direktoren gelungen war. Er war genau davon unterrichtet, daß in Frankreich der Katholizismus wieder stark in Aufnahme kam, und danach benahm er sich. Carnot argwohnte in ihm „einen zweiten Cäsar, der nicht säumen werde, über den Rubicon zu gehen, wenn man ihm die Gelegenheit dazu biete“. Tatsache ist auch, daß von dem Reichtum italienischer Kontributionen zwar viel, aber doch nicht alles zur Disposition der Regierung und zur Unterstützung der anderen Armeen gelangte, und daß Napoleon es nicht ungerne sah, wenn seine Generale an der Beute ihren Anteil suchten, um sich ihrer Abhängigkeit zu versichern. Sie bargen ihre Schätze heimlich in der Schweiz. Er erzählte später auf St. Helena, er selbst habe damals viel Geld aus Italien fortgenommen.*)

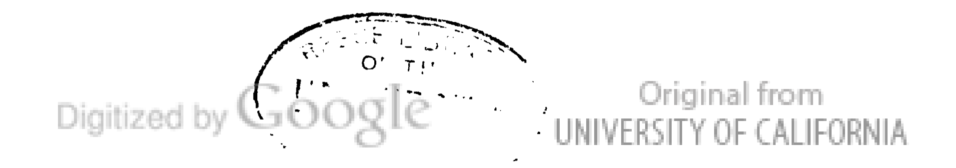
Als Bonaparte in Ancona anlangte, machte die Nähe der Türkei tiefen Eindruck auf ihn. „In vierundzwanzig Stunden — schrieb er nach Paris — kann man von hier nach Mazedonien hinüberkommen; der Punkt ist unschätzbar für unseren Einfluß auf die Geschicke des osmanischen Reiches“. Da mochte die Gestalt Alexander des Großen vor sein inneres Auge getreten sein und dem ehrgeizigen Manne den Prospekt auf eine orientalische Weltherrschaft eröffnet haben. In ihrem Banne ist er später nach Ägypten gegangen, und erst als er von dort nach Frankreich zurückkehrte, um hier sein

*) Gourgaud, Journal inédit I. 468.

Regiment zu begründen, ward in seinen Vorstellungen der gewaltige Mazedonier als Vorbild von Karl dem Großen abgelöst. Denn darin eben unterschied er sich von seinen unmittelbaren Vorgängern im Systeme der revolutionären Welteroberung, von den doktrinären Girondisten mit ihren idealen Plänen einer allgemeinen Völkerbefreiung und von den Direktoren mit ihrer planlosen Wühltendenz, daß er seine ehrgeizigen Entwürfe auf dem realen Boden der Geschichte und einer zielbewußten Politik aufbaute. Nur, daß auch er sich nicht aus dem Bannkreise der Revolution zu entfernen vermochte, hat ihn schließlich scheitern lassen*).

Napoleons Ruhm als Feldherr war mit dem Feldzuge von 1796 fest begründet; er hatte sogar den des bewunderten Hoche verdunkelt. Aber er wußte sehr gut, daß das französische Volk jetzt weniger für neue Siege als für den Frieden gestimmt und das Direktorium, seiner ewigen Kriegspolitik wegen, verhaßt und angefeindet war. Die Wahlen des neuen Drittels vom Rate der Fünfhundert standen vor der Türe; niemand zweifelte, daß sie im konservativen und friedlichen Sinne ausfallen und eine Majorität gegen die Direktoren

*) Gerade zu der Zeit, als er in rasch drängender Folge seine Siege in Italien errang, schrieb Mallet du Pan an den Wiener Hof die denkwürdigen Worte: „Jene, die meinen, die „unvergängliche" Republik werde doch eines Tages zu Ende gehen, haben gewiß recht. Wenn sie aber darunter verstehen, daß dann das übrige Europa sicher sein und daß sich sofort schwarz zu weiß verwandeln werde, täuschen sie sich. Denn auf die gegenwärtige Republik kann eine monarchische oder eine diktatorische Republik folgen, oder was weiß ich? In zwanzig Jahren, vermag ein aufständisches Volk für seine Revolution hundert verschiedene Formen zu finden." Mallet du Pan ahnte dabei freilich nicht, daß der „revolutionäre Monarch" derselbe Mann sein würde, von dem er jetzt wegwerfend sagte: „Dieser Bonaparte, dieser Knirps mit dem zerrauften Haar, den die Rhetoren der Kammer den „jungen Helden", den „Eroberer Italiens" nennen, er wird seinen Marktschreierruhm, seine schlechte Aufführung, seine Diebstähle, seine Füsilladen, seine unverschämten Pasquille zu büßen haben; denn die Erklärungen, welche das Direktorium zu seinem Ruhme drucken ließ, sind nicht ernst zu nehmen. Einzelne Stimmen waren sogar dafür, den „jungen Helden" auf den Revolutionsplatz zu schicken, damit er dort fünfundzwanzig Kugeln ins Gehirn bekomme. Aber als Freund Barras' entging er der Züchtigung seines tollen Benehmens." (Correspondance inédite etc., II. 86, 129.)



ergeben werden. Wenn es ihm jetzt gelang, Österreich zu einem für Frankreich günstigen Frieden zu nötigen, so stimmte er damit nicht nur die Bevölkerung, selbst jene, welche den 13. Vendémiaire noch nicht vergessen hatte, zu seinen Gunsten, sondern verpflichtete sich auch die Fünfmänner, die mit diesem Frieden in der Hand den Neuwahlen ruhiger entgegensehen konnten. Er wußte aber zugleich auch, welch hohen Wert Österreich auf seine Stellung in Italien legte und daß es sich nicht ohne weiteres auf einen Streich von der Halbinsel verdrängen lassen würde, und er wußte wohl auch, so gut, wie man es in Paris wußte, daß die Donaumacht längst Absichten auf Venedig hatte.*) Er faßte daher den Gedanken, dem Kaiser Franz bei der ersten Gelegenheit das Landgebiet von San Marco samt seinen Dependenzen in Istrien und Dalmatien für die Lombardei und Belgien anzubieten. Daß es sich dabei um die Vernichtung eines selbständigen neutralen Staates handelte, war für den rücksichtslos vorwärts drängenden Mann kein Hindernis. Hatten denn die Staaten der legitimen Gewalt mit Polen nicht ebenso gehandelt? Von diesem Plane war er offenbar schon erfüllt, als er 1797 den neuen Feldzug begann, und es galt ihm nur, Österreich möglichst bald, ehe noch der Sukkurs aus Deutschland eingetroffen war, in eine Situation zu bringen, die das Angebot annehmbar erscheinen ließ. Es mußte geschehen ein, ehe die Heere am Rhein unter Hoche und Moreau ihm seine Lorbeeren streitig machen konnten.

Während die österreichischen Verstärkungen noch weit entfernt waren, langten anfangs März die französischen, unter Bernadotte, beim Heere an, und sofort nahm Napoleon die Feindseligkeiten wieder auf. Drei schwache Divisionen unter General Joubert, 20.000 Mann, wurden nach Tirol kommandiert, wo 15.000 Österreicher standen, um deren Verbindung mit Friaul zu stören und die Flanke zu decken. Mit vier anderen, über 40.000 Mann, unternahm er selbst den Zug nach dem Frieden. Am 10. März warf er den österreichischen Vortrab an der Piave zur Seite und eilte an den

*) Sorel, V. 144, sagt mit Recht, daß man diese Annahme nicht beweisen könne. Da jedoch der Minister des Äußern, Delacroix, um den österreichischen Wunsch nach dem Besitz Veneziens wußte, so ist es wahrscheinlich, daß auch Bonaparte ihn gekannt, vielleicht durch Clarke, den Unterhändler des Direktoriums, kennen gelernt hat.

Tagliamento, hinter den Erzherzog Karl das Gros seiner Armee zurückgezogen hatte. Vor der Übermacht retirierte das Gros der Österreicher, nicht, wie anzunehmen war, nordwärts auf Pontebba, sondern nach Osten hinter den Isonzo wo sie die rheinischen Truppen erwarten wollten. Napoleon vermutete hinter dem Zurückweichen des Gegners in dieser Richtung einen geheimen Plan und fürchtete, daß etwa die österreichische Rheinarmee durch eine kräftige Diversion durch Tirol ihm in den Rücken fallen könnte; er beschwor jetzt sogar selbst das Direktorium, Hoche und Moreau in Bewegung zu setzen. Aber seine Besorgnis war unbegründet. Die Österreicher konnten auch die Position am Isonzo nicht mehr halten. Nach ungenügender Verteidigung des Pontebba-Passes fielen Tarvis und Villach in die Hände Massenas (23. März), und damit war die Verbindung mit dem Pustertale abgeschnitten, durch das die ersehnten Verstärkungen herankommen sollten. Die Absicht Karls, die im Fellatale getrennt avancierenden Abteilungen Massenas und Guieus nacheinander bei Tarvis zu schlagen und dann Bonaparte den Rückweg zu verlegen, war an der Energie Massenas gescheitert, an ernsten Widerstand fürs erste nicht mehr zu denken. In den wenigen Tagen waren die Verluste der Österreicher, namentlich an Gefangenen, geradezu außerordentlich gewesen und, was der Erzherzog noch zur Verfügung hatte, kaum 15.000 Mann, die er in Klagenfurt sammelte und auf der Wiener Straße gegen Norden führte. Da erschien Bonaparte der passende Augenblick gekommen, mit dem Ansinnen des Friedens hervorzutreten. Er war aus Görz über den Predil gegangen und schrieb am 31. März aus Klagenfurt einen Brief an den Prinzen, den er selbst als „philosophisch“ bezeichnet hat. Er wies darin auf den Versuch des Direktoriums hin, Frieden mit Österreich zu machen, der durch England vereitelt worden sei. „Gibt es also keine Hoffnung, uns zu verständigen und müssen wir wirklich fortfahren, uns nur für die Interessen und Leidenschaften einer dem Kriegsübel selbst ferne bleibenden Nation zu erwürgen? Sie, Herr Chefgeneral, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und erhaben sind über die kleinen Schwächen der Minister und Regierungen, sind Sie entschlossen, sich den Titel des Wohl-

täters der Menschheit, des wahren Erretters von Deutschland, zu verdienen? Was mich betrifft, ich würde, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hiermit zu machen die Ehre habe, das Leben eines einzigen Menschen retten könnte, stolzer sein auf die damit erworbene Bürgerkrone als auf den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen erwächst.“ Um diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, hieß er Massena die Pässe von Neumarkt nehmen, wobei allerdings viel mehr als „das Leben eines einzigen Menschen“ zu Grunde ging, und so weit im Murtal vorrücken, bis er bei St. Michael und Leoben dem Gegner die letzten Kommunikationen mit dem Westen unterbinden konnte. Am 7. April war diese Aufgabe gelöst; Massena rückte in Leoben ein. Noch weiter vorzugehen, war nicht rätlich. Napoleon weiß, daß in seinem Rücken die venezianer Bauern aufstehen, daß der Papst neuerdings schwierig wurde, daß die frommen Deutschtiroler sich zusammenrotten und seinen Truppen beschwerlich fallen können und daß er, isoliert, ohne Zuzug von Frankreich her, im Herzen einer doch immerhin lebensstarken feindlichen Monarchie steht. Einen Waffenstillstand aber schließen, wie die Österreicher wünschten, wollte er nicht, um nicht deren Kräfte zur Entwicklung kommen zu lassen und am Ende das Prestige des Friedensstifters zu verlieren. Deshalb Frieden, und die Sache rasch zum Abschluß gebracht. Er macht dem Direktorium gegenüber Moreau dafür verantwortlich, der noch immer nicht den Rhein passiert hat, wozu sich übrigens, wie er weiß, Hoche eben anschickt. Aber die Bedingungen des Friedens würden, meinte er, immer noch besser sein als man sie im Winter durch Clarke erreicht hätte.*)

Erzherzog Karl hatte den Brief Napoleons sofort Thugut mitgeteilt. Auch dieser wollte nicht ohne militärischen Rück-

---

*) Siehe besonders den Brief an das Direktorium vom 30. April 1797, Corr. III. 1756: Der große Plan, durch Bayern und Salzburg nach Wien zu marschieren, sei durch Moreaus Untätigkeit zerstört worden. Da nur Hoche in Bewegung gesetzt werden könne, habe er den Feldzug für verloren gehalten und gefürchtet, es könnten beide Heere, eins nach dem andern, besiegt werden. Daher der Friede, der in Deutschland das Gleichgewicht der Waffen wiederherstelle und den Völkern Ungarns und Österreichs den Vorwand nehme, sich zu erheben.

halt in die Unterhandlungen mit einem Feldherrn eintreten, der sich vielleicht schon allzuweit vorgewagt hatte. Freiwillige wurden zu Tausenden angeworben, die ungarische Insurrektion aufgeboten, Anstalten zur Verteidigung Wiens getroffen, als der Minister seine Vertrauensmänner nach Leoben sandte. Hier und auf dem nahen Schlosse zu Göß, Napoleons Hauptquartier, kam es dann zwischen General Merveldt und dem Neapolitaner Marchese Gallo einerseits und Napoleon andrerseits zu Besprechungen, in denen Dieser seinen Haupttrumpf, das Festland von Venedig gegen Mailand und Belgien, ausspielte. Das Anerbieten machte in Wien tiefen Eindruck. Inmitten der zum Frieden drängenden Adels- und Hofparteien, von Rußland nicht unterstützt, von England vergebens auf das Erscheinen einer Flotte in der Adria und auf reichere Subsidien vertröstet, von Preußens Vergrößerungsabsichten überzeugt, nahm Thugut zögernd den Vorschlag Bonapartes an. Die Erwerbung des längst ersehnten Landes erschien ihm immerhin als Entschädigung für die Verluste; man hatte doch noch festen Fuß auf italienischem Boden und konnte, bei günstiger Gelegenheit, das verlorene Übergewicht wiedergewinnen. Nur wollte er wissen, auf welche Weise man in den Besitz des versprochenen Gebietes gelangen werde, worauf sich Napoleon bereit erklärte, einen Zwist mit der Republik zu benützen, um deren Land zu besetzen und es dann dem Kaiser zu übergeben.*) Schwieriger wurden die Verhandlungen, als Napoleon die Abtretung Modenas forderte. Es ward klar, er wollte dem Einfluß Franz II. auf Mittelitalien mit der Ogliolinie oder, wenn es gelang, mit der Etsch eine definitive Grenze ziehen und die Verbindung Österreichs mit Toskana hindern. Gerade deshalb aber suchte Thugut Modena seinem Fürsten und dem

---

*) „Bieten sie“ — heißt es in Thuguts Instruktion vom 15. April — „wie angedeutet wurde, Teile des venezianischen Gebietes, so muß man ihnen vorstellen, daß der Kaiser Entschädigungen dieser Art unmöglich annehmen könne, ehe sie wirklich Frankreich gehören.“ (Hüffer, „Diplomatische Verhandlungen“, I. 245.) Napoleon hatte demnach Unrecht, in einem Briefe an das Direktorium vom 16. die Östereicher als die Begehrenden zu bezeichnen, die für Mailand ein Stück venezianischen Landes verlangten. Er bot, die anderen nahmen an. Gut stand der häßliche Handel keinem von Beiden. Corr. II. 1735.

Hause Habsburg zu erhalten und durch eine Linie, die vom Iseosee den Oglio entlang an den Po und das Enzatal aufwärts bis an die Küste von Massa und Carrara reichte, den politischen Machtbereich Frankreichs gegen die Halbinsel abzustecken. Der diplomatische Kampf entschied gegen Österreich; Modena wurde und blieb republikanisch, der Herzog ward auf eine spätere Entschädigung verwiesen. Im übrigen aber gab Bonaparte den österreichischen Forderungen auffallend rasch nach, und am 18. April 1797 ward der Friede im Eggenwaldschen Garten zu Leoben unterzeichnet. Es war lediglich ein Präliminarvertrag — Thugut hatte es so verlangt und Napoleon war darauf eingegangen — der zwar die Grundlagen der Vereinigung enthielt, bei weiteren Verhandlungen jedoch immerhin in einzelnen Punkten verändert werden konnte. Wie er jetzt lautete, setzte er neben der Abtretung des österreichischen Gebietes von Mailand und des Herzogtums Modena an den lombardischen Freistaat, der Überlassung Belgiens an Frankreich und der Anerkennung von dessen sogenannten „konstitutionellen" Grenzen, wie sie die Verfassung von 1795 normierte — nicht der Rheingrenze, denn die Integrität des Deutschen Reiches wurde als Grundsatz erklärt — den Anfall des venezianischen Festlandes bis zum Oglio samt den Dependenzen am Ostufer der Adria, Istrien und Dalmatien, an Österreich und die Entschädigung der Markusrepublik durch die drei ehedem päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara und Romagna in geheimen Artikeln fest. Während eines sechsmonatlichen Waffenstillstandes sollte über den Definitivfrieden verhandelt und dieser binnen drei Monaten abgeschlossen werden.

Eben als Napoleon seinen Namen unter das Schriftstück setzte, das den Waffen Ruhe gebot, errang Hoche am Rhein einen bedeutenden Vorteil über die Österreicher und drang weit ins deutsche Land hinein vor. Aber diese Siege kamen zu spät. Bonaparte hatte sie überflüssig gemacht, vorausgesetzt, daß die Direktoren ihre Zustimmung zu einem Vertrage gaben, den abzuschließen er im Grunde gar keine Vollmacht gehabt. Er hat sich deshalb in einem ausführlichen Schreiben (vom 19. April) rechtfertigen zu müssen geglaubt. Er habe, heißt es darin, sobald er den Ernst der Unterhandlungen wahrnahm, einen Kurier an den

General Clarke, den diplomatischen Bevollmächtigten des Direktoriums, nach Mailand geschickt. Da dieser aber nach zehn Tagen noch nicht angekommen war und der günstige Augenblick vorüberzugehen drohte, habe er jeden Skrupel beiseite setzen müssen und selbst unterzeichnet. Habe man ihm doch Vollmacht in allen militärischen Angelegenheiten erteilt, und wie die Dinge lagen, seien auch die Friedenspräliminarien mit dem Kaiser nur eine militärische Operation geworden.*) Übrigens, versichert er in einem späteren Briefe (vom 22. April), seien die Präliminarien eigentlich nur eine erste Aussprache zwischen den beiden Mächten und beim definitiven Frieden jede Änderung derselben möglich, die das Direktorium wünschen würde. Damit wollte er die Regierung über den Inhalt des Abkommens, der ihr — der nicht erreichten Rheingrenze wegen — unzulänglich erscheinen mußte, beruhigen. Und das war notwendig, denn die herrschende Mehrheit im Direktorium, das Triumvirat Barras, Rewbell und Larevellière war außer sich. Nur wagten sie keine Bemerkung, da Bonaparte zugleich um seine Enthebung gebeten hatte: er wolle nach Frankreich gehen und sich der politischen Karrière widmen. Das fehlte gerade noch. Die Wahlen waren am 10. April durchaus oppositionell ausgefallen; sie boten einem ruhmreichen populären General, der den Frieden heimbrachte, eine unvergleichliche Handhabe. Nein, Bonaparte durfte nicht ins andere Lager getrieben werden. Die Regierung ratifizierte seinen Frieden und stellte nur die eine bestimmte Forderung an ihn: er solle, da das Vorgehen gegen Venedig dem Grundsatze der Selbstbestimmung zuwiderlaufe, weitere Unternehmungen gegen den Freistaat unterlassen; der Kaiser sei stark genug, sich selbst in den Besitz des Landes zu setzen. Die Mahnung kam zu spät.

*) Corr., II. 1745. In dieser Stelle: „Vous m'avez donné plein pouvoir sur toutes les opérations diplomatiques; et, dans la position des choses, les préliminaires de la paix, même avec l'Empereur, sont devenus une opération militaire", muß es wohl, statt „diplomatiques", „militaires" heißen, sonst hätte der Satz ebensowenig einen Sinn als der „Skrupel" und die Sendung nach Clarke eine Berechtigung. Wenn Hüffer, „Diplomatische Verhandlungen", I., 255 übersetzt: „Sie haben mir sogar für alle diplomatischen Geschäfte Vollmacht gegeben", so ist diese Lesart durch den französischen Text nicht geboten. Hüffer selbst zitiert S. 244 den Bericht Merveldts vom 15. April, wonach Bonaparte „keine genügende Vollmacht" besaß.

Eine Woche vorher (2. Mai) hatte Napoleon dem Senate der Lagunenstadt den Krieg erklärt. Freilich, das hatte er dem Direktorium verschwiegen, daß er es in Leoben auf sich genommen, den Österreichern das venezianische Land zu schaffen und, zu diesem Zwecke, sogleich nach dem Abschluß des Vertrages in offener Feindseligkeit gegen die Markus-Republik vorzugehen.

Den Anlaß dazu hatte er selbst von langer Hand vorbereitet. Man irrt nicht, wenn man, trotz seiner eigenen anders lautenden Mitteilung, annimmt, daß er, als er nach Innerösterreich vordrang, die demokratische Revolution auch in den venezianischen Städten gegen das aristokratische Staatsregiment ins Werk richtete. Derlei Absicht hatte schon zu Robespierres Zeit bestanden und war ihm sicher nicht unbekannt geblieben.*) In der Tat, die „Patrioten" erhoben sich. Nun war die Folge, daß sich die regierungsfreundliche Landbevölkerung gegen die Aufständischen wandte und daß mehrfach französische Soldaten, die an der Empörung offen teil genommen, getötet wurden. So kam es in Verona in den Ostertagen 1797 zu einer Gegenrevolution, welche Demokraten und Franzosen das Leben kostete und nur durch die kräftige Intervention der französischen Garnison unterdrückt wurde. Später ereignete sich im Hafen von Venedig ein Kampf zwischen den Mannschaften eines französischen und eines venezianischen Kriegsschiffes, wobei der Kapitän des ersteren erschossen wurde. Darauf erfolgte dann Napoleons Kriegserklärung an den Dogen. Eine von dem französischen Geschäftsträger offen unterstützte demokratische Bewegung in der Lagunenstadt tat das ihrige dazu. Am 15. Mai mußte der „große Rat" abdanken, und von den „Patrioten" wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, welche die noch zur Verfügung stehenden Truppen sofort entließ und mit Napoleon ein Abkommen traf, wonach dieser für sechs Millionen Franken, eine Anzahl von Kriegsschiffen, Gemälden und wertvollen Handschriften, sich zu beruhigen und der Republik den

*) Ein nach Paris entsendeter Bote Venedigs berichtete nach einer Unterredung mit Robespierre am 6. Juni 1794 nach Hause: „Man wird Venedig nicht direkt angreifen, aber ihr Projekt scheint zu sein, Wirren zu erzeugen, die ihnen den Vorwand zur Einmischung liefern sollen." Romanin, Storia documentata di Venezia, IX. 521.

Schutz seiner Waffen versprach (16. Mai 1797). Wie wenig ernst er es aber mit dieser Beschützerrolle meinte, beweist der Umstand, daß er kurz nachher dem Marchese Gallo, der von Thugut zur Unterhandlung des Definitivfriedens nach Mailand geschickt worden war, auch noch die Stadt Venedig anbot, wenn er die österreichische Grenze vom Oglio an die Etsch zurückziehen wollte. (24. Mai 1797.)*) Um die Venezianer sicher zu machen, schrieb er zwei Tage später an die neue Munizipalität: „Jedenfalls werde ich alles tun, was in meiner Macht steht, um Euch zu beweisen, wie sehr ich die Erstarkung Eurer Freiheit wünsche und wie gerne ich das arme Italien wieder ruhmbedeckt, frei und jeglichen fremden Einflusses ledig, auf der Weltbühne erscheinen und unter den großen Nationen den Rang einnehmen sehen möchte, zu dem es durch seine Natur, seine Lage und seine Bestimmung berufen ist.“ Dagegen hieß es in einem Bericht an das Direktorium vom Tage darauf: „Venedig, welches seit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und des Emporkommens von Triest und Ancona im Niedergange begriffen ist, wird wohl schwerlich die Schläge überdauern, die wir ihm beigebracht. Diese elende, feige, keineswegs für die Freiheit gemachte Bevölkerung ohne Land und ohne Wasser — es erscheint nur natürlich, daß wir sie denen überlassen, denen wir ihr Festlandsgebiet übergaben. Wir werden alle Schiffe fortnehmen, das Arsenal ausräumen, die Kanonen wegführen, ihre Bank zugrunde richten. Auch Korfu und Ancona behalten wir für uns.“**) Die stolze Stadt mußte erst verbluten, bevor man den Kadaver an Österreich überlieferte.

Es war fraglich, ob die Wiener Regierung, die namentlich auch nach den drei päpstlichen Legationen verlangte, sich mit der neuen Proposition Napoleons begnügte. Denn es begannen sich in Paris Dinge abzuspielen, die alle Aufmerksamkeit verdienten.

---

*) Sorel, V. 157, sagt, Gallo habe in diesen Besprechungen durchblicken lassen („insinue“), der Kaiser würde für die Abtretung auch der Stadt Venedig Frankreichs Vergrößerung in Deutschland zustimmen. Aber so weit man sehen kann, ist die Initiative Österreichs in dieser Frage ebensowenig zu erweisen, wie die Napoleons in der ganzen Sache der Aufteilung Venetiens zweifelhaft.

**) Correspondance, III., 1832, 1836.

Die Neuwahlen in Frankreich hatten im April 1797, wie bereits erwähnt, ein dem Direktorium durchaus ungünstiges Resultat und alsbald im Rate der Fünfhundert und im Rate der Alten eine gemäßigte Majorität ergeben. Zur selben Zeit hatte ein neuer Direktor einzutreten gehabt. Das Los war auf Barthélemy gefallen, der nun im Verein mit dem ähnlich gesinnten Carnot den Barras, Rewbell und Larevellière gegenüber eine konservative Minderheit bildete. Es dominierte demnach im Direktorium das jakobinisch-demokratische Element, das um die natürlichen Grenzen Frankreichs bereit war, einen Krieg ohne Ende zu führen, in den Kammern dagegen das konservativ-royalistische, die Friedens-Partei der „alten Grenzen“, gemäßigte Republikaner, die nur das Direktorium verändern wollten, liberale Monarchisten, die den heimkehrenden König an eine Konstitution zu binden gedachten, endlich Reaktionäre des alten Regimes. Der Gegensatz verschärfte sich mit jedem Tage. Ein Konflikt war unvermeidlich. Heute griff die oppositionelle Majorität die jämmerliche Finanzpolitik der Regierung an, die trotz einem zweifachen Bankrott sich mühselig fortfristete, morgen bekämpfte sie ihr Vorgehen gegen Priester und Emigranten, dann ihre Kolonialverwaltung, ihre Handelspolitik, vor allem aber die auswärtige Politik, die immer mehr den Charakter der revolutionären Propaganda enthüllte und ihr Ziel in der Republikanisierung Europas deklarierte. Offen klagte man das Direktorium an, den grenzenlosen Krieg zu verfolgen, weil es die Truppen daheim nicht ernähren könne. Der Selbstmord einiger Seeoffiziere, die sich aus Hunger töteten, machte tiefen Eindruck. Namentlich das Vorgehen in Italien wurde hart getadelt, und besonders dasjenige gegen Venedig. Es ward dem Direktorium von der oppositionellen Rechten vorgeworfen, daß es Kriegserklärungen erlasse ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Kammern einzuholen, sich ebenso verfassungswidrig in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten einmische und auf solche Art systematisch den definitiven Frieden hintertreibe.

Bonaparte, der sich hierdurch persönlich getroffen fühlte, erwartete von einem Siege des angestammten Königtums, dem etwa Pichegru die Wege zur Heimkehr ebnete, für sich und seine Pläne ebenso wenig Förderung, als von

dem der Partei der „alten Grenzen“, der seine italienischen Gründungen in Frage stellte und seiner souveränen Statthalterschaft in Italien sicher ein Ende bereitete. Er nahm sich der Mehrheit des Direktoriums gegen die Majorität der Kammern an.*) Am 14. Juli, dem Gedächtnis des Bastillesturmes zu Ehren, erließ er ein Manifest an seine Armee, welches eine förmliche Fehdeerklärung an die Parteigegner enthielt. „Soldaten“ — hieß es darin — „ich weiß, daß Ihr tief ergriffen seid von dem Unglück, das dem Vaterlande droht. Aber das Vaterland kann keine ernste Gefahr laufen. Die Männer, die ihm zum Triumph über das vereinte Europa verholfen haben, sind zur Stelle. Die Berge, die uns von Frankreich trennen, Ihr würdet sie mit dem Fluge des Adlers übersteigen, wenn es gälte, die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu verteidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen. Soldaten, die Regierung wacht über den Gesetzen, die ihrem Walten anvertraut sind. Sobald die Royalisten sich nur zeigen, haben sie ihr Leben verwirkt. Seid ohne Sorge und laßt uns bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit fielen, laßt uns auf unsere neuen Fahnen schwören: unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und denen der Verfassung des Jahres III!“ Der Aufruf fand ein Echo in allen Garnisonen der Armee, wo die einzelnen Abteilungen in Adressen an das Direktorium ihre treue republikanische Gesinnung aussprachen. Auch vergißt Bonaparte nicht, in einem Schreiben an den Finanzminister (vom 3. September) daran zu erinnern, daß das italienische Heer der Republik 40 bis 50 Millionen Franken verschafft habe ohne den eigenen Unterhalt zu rechnen. Außerdem verfaßte er eine Anzahl Denkschriften, die, ebenso meisterhaft als unwahr, seine Politik gegen Venedig rechtfertigen sollten. „Ich prophezeie Euch“, ruft er in einer derselben den oppositionellen Kammerrednern zu, „und ich spreche im Namen von 80.000 Mann: die Zeit, da feige Advokaten und elende Schwätzer die Soldaten guillotinieren ließen, ist vorbei! Zwingt Ihr sie dazu, dann werden die Soldaten von Italien mit ihrem General an

*) „Ich für meinen Teil“, sagte er zu Miot von Melito, „will bestimmt die Rolle Monk's nicht spielen, aber ich will auch nicht, daß sie von anderen gespielt werde.“ (Miot, Mémoires, I. 184.)

der Barrière von Clichy erscheinen, und dann wehe Euch!"*) Und Bonaparte war nicht der Mann, der sichs bei Worten genügen ließ. Er sandte seinen General Augereau mit den Adressen der Divisionen nach Paris und stellte ihn Barras und seinen beiden Kollegen für ihre Verteidigung zur Verfügung. Auch Bernadotte ging mit einer Anzahl erbeuteter Fahnen nach der Hauptstadt ab, um der Regierung die Huldigung der italienischen Armee auszudrücken. Augereau wurde dort zum Befehlshaber der Armee des Innern ernannt.

Überdies leistete Napoleon den drei Direktoren noch einen Dienst. In Triest war ein Hauptagent der Bourbons, Graf d'Antraigues, den Franzosen in die Hände gefallen. Er wurde ins Hauptquartier nach Mailand geschickt, und dort fand sich in seinem Portefeuille ein von ihm niedergeschriebenes Gespräch mit einem andern Agenten (Montgaillard), das Andeutungen über Beziehungen Pichegrus zu dem Bourbonenprinzen von Condé im Jahre 1795, enthielt, Enthüllungen, die jetzt um so wertvoller erschienen, als Pichegru einer der Führer der Majorität und Präsident der „Fünfhundert" geworden war. Napoleon brachte d'Antraigues — durch Versprechungen oder Drohungen — dazu, diese Mitteilungen aufs Neue zu redigieren, und bald wanderte das

*) In der Straße von Clichy in Paris hielt der royalistische Klub seine Sitzungen. Von einer Denkschrift unter dem Titel „Note über die Venezianer Ereignisse" ist im Pariser Nationalarchiv ein von Napoleon geschriebener Entwurf vorhanden, der in der Corr., III. 1971 abgedruckt erscheint. Er ist nicht datiert und dürfte aus derselben Zeit, Ende Juni 1797, stammen, da Bonaparte ein Schreiben an den Präsidenten des Direktoriums verfaßte, in welchem er Klage über eine Rede des Abgeordneten Dumolard führt und worin es heißt: „Ich wiederhole, Bürger, mein Gesuch um meine Entlassung. Ich benötige Ruhe, vorausgesetzt, daß die Dolche von Clichy mich am Leben lassen." (Corr., III. 1970.) Am 15. Juli schreibt er an die Direktoren: „Ich kann nicht unempfindlich bleiben gegenüber den Schmähungen und Verleumdungen, die täglich und bei jeder Gelegenheit 80 Zeitungen verbreiten, ohne daß eine einzige sie widerlegt . . Ich sehe, der Klub von Clichy will über meine Leiche hinweg zur Zerstörung der Republik schreiten. Gibt es denn keine Republikaner mehr in Frankreich? . . Ihr könnt mit einem einzigen Schlag die Republik retten und binnen 24 Stunden den Frieden abschließen. Lasset die Emigranten verhaften, zerstört den Einfluß der Fremden und wenn Ihr Gewalt benötigt, ruft die Armeen. Zerbrecht die Pressen der an England verkauften Blätter." (Corresp. III. 2014.)

Schriftstück nach Paris, wo es den drei Direktoren als wichtige Handhabe und entscheidender Vorwand zu einem Staatsstreiche diente, mit welchem sie sich, von Augereau tatkräftig unterstützt, am 4. September 1797 (18. Fructidor) zunächst ihrer beiden Kollegen Carnot und Barthélemy und überdies einer beträchtlichen Anzahl konservativer Deputierter entledigten. Carnot entkam, Barthélemy wurde verhaftet, mit ihm fünfundfünfzig Abgeordnete und, wie es Bonaparte gewünscht hatte, zahlreiche Journalisten. In die offenen Direktorenstellen traten zwei entschieden demokratisch gesinnte Männer, Merlin aus Douay und François von Neufchâteau ein. Der Coup war vollständig geglückt. Um ihn zu rechtfertigen wurden Pichegrus vorgebliche Verrätereien öffentlich mitgeteilt. Der eigentliche Sieger des 18. Fruktidor aber war Bonaparte, so wie er der des 13. Vendémiaire gewesen war. In einem Bulletin vom 22. September, dem Jahrestage des Beginnes der Republik, nahm er den Triumph offen für sich und sein Heer in Anspruch. „Soldaten" — lautet darin eine Stelle — „man hatte Ketten für Euch vorbereitet; ihr habt es gewußt; ihr habt gesprochen; das Volk hat sich ermannt; es hat die Verräter festgenommen; schon sind sie in Fesseln geschlagen".

Sein Ansehen bei der Regierung stand höher denn je. Augereau, der sich bei dem Staatsstreiche für die leitende Hand gehalten hatte, während er doch nur Werkzeug gewesen war, wurde durch die Verleihung des Oberbefehls über die Rheinarmee belohnt und damit vom politischen Schauplatze entfernt. Hoche, der einzige nennenswerte Rivale des Korsen, starb in dieser Zeit an einem akuten Lungenübel. Pichegru war beseitigt. Moreau, der von dessen Beziehungen zu den Bourbons ebenfalls Kenntnis gehabt, sie aber bis nach dem Staatsstreich für sich behalten hatte, galt für verdächtig und verlor deshalb sein Kommando. Die Royalisten waren besiegt, die gemäßigten Konstitutionellen zur Untätigkeit verurteilt, das neue Direktorium, dem General zu Dank verpflichtet, vermied es, ihm nachhaltig entgegenzutreten. „Man hat mir vorgeworfen, den Staatsstreich vom 18. Fruktidor begünstigt zu haben" — äußerte er einige Jahre später im Gespräche zu Frau von Rémusat — „das ist gerade so, als ob man mir vorwürfe, die Revolution überhaupt unter-

stützt zu haben. Man mußte eben die Revolution ausnützen und Vorteil aus dem Blute ziehen, welches sie vergossen hatte. Wie? sich freiwillig und unbedingt den Bourbons überliefern, die uns unser Mißgeschick seit ihrem Abgange fortwährend an den Kopf geworfen und uns mit der Notwendigkeit ihrer Rückkehr den Mund geschlossen haben würden? unsere siegreiche Fahne mit der weißen vertauschen, die sich nicht gescheut hatte, sich unter die Feldzeichen der Feinde zu mischen? und endlich, ich selbst mich mit ein paar Millionen und mit dem Herzogstitel begnügen?*) Fürwahr, die Rolle eines Monk ist nicht schwer zu spielen, sie hätte mir weniger Mühe gemacht als der ägyptische Feldzug und selbst als der 18. Brumaire; gewiß, ich hätte im Notfalle die Bourbons auch ein zweites Mal zu depossedieren gewußt, und der beste Rat, den man ihnen hätte geben können, war, sich meiner zu entledigen". Wie genau stimmt es zu diesem Bekenntnis, was schon in demselben Jahre aufmerksame Beobachter über ihn zu sagen wissen. Einer seiner alten Freunde, der Kriegskommissar Sucy, schreibt im August 1797: er kenne bei Bonaparte kein Halten, es wäre denn auf dem Throne oder auf dem Schafott. Und der erwähnte Graf d'Antraigues sagt in einem Berichte aus dem September: „Dieser Mann will Frankreich unterjochen und durch Frankreich Europa. Gäbe es einen König in Frankreich, und er selbst wäre dieser König nicht, so wollte er ihn doch eingesetzt haben, wollte dessen Rechte auf der Spitze seines Degens balancieren, diesen Degen niemals weglegen, um ihn dem Monarchen in den Leib zu stoßen, wenn er einen Augenblick aufhörte, ihm untertänig zu sein".

Napoleon selbst verbarg es nicht allzu sorgfältig, daß sein Sinn jetzt, wo er ohne Nebenbuhler war, nach sehr hohen Zielen stand. Schon die äußere Art seines Auftretens trug den Stempel unabhängiger Gewalt. Auf Schloß Mombello bei Mailand hielt er Hof gleich einem Fürsten. Gleich einem solchen empfing er die Gesandten Österreichs, Neapels,

*) Wie Pichegru, war auch Bonaparte von den bourbonischen Agenten umworben worden. Im Dezember 1796 hatte man ihm, im Fall er sich für die angestammte Monarchie erklärte, das Herzogtum Mailand und den Marschallsstab von Frankreich versprochen. Die Kurzsichtigen hatten freilich keine Ahnung, daß, was sie hier boten, schon längst aufgehört hatte, seinen Ehrgeiz zu fesseln.

Piemonts. Ja, selbst seine Mahlzeiten nahm er, mit wenigen Auserwählten, öffentlich, einem neugierigen Publikum zur Schau, ein, wie ein Monarch. Hier war seine Gattin bei ihm, desgleichen seine Familie mit den meisten ihrer Glieder. Die schweren, an Entbehrung reichen Tage von Marseille lagen weit hinter ihnen. Kaum war Napoleon nach dem Vendémiaire zu einer einflußreichen Stellung gelangt, so hatte er auch schon reichlich für die Seinen gesorgt; jetzt sind sie Zeugen und Teilhaber an seiner Macht und dem Glanze, der ihn umgibt. Da ist Mutter Lätitia, mit ihren drei Töchtern, jener Marianne, die in St. Cyr Elisa genannt worden war, Pauline und der fünfzehnjährigen Karoline, ehedem Annunziata geheißen. Lätitia brachte der Schwiegertochter eine unbesiegbare Abneigung entgegen, die namentlich Elisa und die Brüder teilten; es war der Beginn einer Familienfeindseligkeit zwischen den Beauharnais und den Bonaparte, die Jahre lang fortdauern und auch auf die politischen Ereignisse nicht ohne Wirkung bleiben wird. Elisa, wenig hübsch, findet in dem unbedeutenden Kapitän Felix Bacciocchi einen Freier, der sie sofort erhält. Pauline, damals siebzehnjährig, schön von Gesicht und von tadellosem Wuchs, den später der Meißel Canovas verewigte, war in Marseille von Fréron umworben worden, jetzt soll sie von ihrer nicht ganz harmlosen Neigung für ihn durch eine Ehe mit Leclerc, einem tüchtigen Offizier aus dem Generalstab Napoleons, geheilt werden. Bruder Joseph war eben von einer Sendung nach Paris zurückgekehrt, ein liebenswürdiger, sacht auftretender Mann, der seinen Ehrgeiz zumeist in sich verschloß; den Ruhm Napoleons wußte er in der Hauptstadt übrigens auch für sich zu nützen: das Direktorium hat ihn zum Botschafter in Rom ernannt. Lucian, der unbändige, den wir von seinen antipaolischen Intriguen her kennen, ist als Kriegskommissar auf Korsika abwesend, wo er, was von der Habe des Hauses übrig war, in Sicherheit zu bringen hatte. Ludwig hat neben Napoleon den Feldzug tapfer mitgemacht, sich aber auch ein Leiden zugezogen, das ihn zeitlebens mit trüber Gemütsstimmung verfolgen sollte. Jérôme (geb. 1784) zählte noch nicht mit. Auch Onkel Fesch war in der Nähe; er war ausschließlich mit einträglichen Armeelieferungen beschäftigt, die ihm Napoleon zuwandte; seines geistlichen

Berufs von ehedem hat er vorläufig vergessen. Außer den Verwandten finden wir in der nächsten Umgebung des Generals: Berthier als Chef des Generalstabs, Monge und andere Gelehrte, Marmont und Junot als Adjutanten, Bourrienne als Sekretär, und oft auch Regnault de St. Jean d'Angély, ehedem Mitglied der Konstituante, jetzt Herausgeber eines gut geschriebenen französischen Blattes, das in Mailand erschien, als eine Art Preßherold des Feldherrn. Zu den Intimen gesellte sich eine große Anzahl von Generalen und Offizieren, von Mitgliedern der vornehmen Familien des lombardischen Landes und Würdenträgern der neuen Republik, die in Bonaparte ihr Haupt erblickten.

Miot von Melito, ein Diplomat, der in Florenz, Rom und Turin mit Mäßigung Frankreich vertrat, erzählt in seinen Memoiren ein interessantes Gespräch, das er und der Mailänder Fürst Melzi mit Napoleon hatten, wobei Dieser mit überraschender Offenheit ihnen seine Pläne enthüllte: „Was ich bisher geleistet habe, ist noch nichts; ich stehe erst am Anfang meiner Laufbahn. Glauben Sie, ich hätte in Italien nur deshalb gesiegt, um den Advokaten im Direktorium, den Barras und Carnot — das Gespräch fand vor dem Fructidor statt — zu besonderer Größe zu verhelfen? Oder glauben Sie, es geschah, um eine Republik fester zu begründen? Welcher Gedanke! Eine Republik von 30 Millionen Menschen! mit unseren Sitten, unseren Lastern! wie wäre das möglich? Das ist eine Chimäre, in welche die Franzosen selbst verrannt sind, die aber vorüber gehen wird wie vieles andere. Was sie brauchen, das ist Ruhm, Befriedigung ihrer Eitelkeit; aber Freiheit? davon verstehen sie nichts. Sehen Sie sich die Armee an. Dem französischen Soldaten haben unsere Siege bereits den wahren Charakter verliehen: ich bin für ihn alles, und wenn das Direktorium mir das Kommando nehmen wollte, würde es sehen, ob es der Herr ist. Ebenso bedarf die Nation eines Chefs, eines Oberhauptes, dem der Ruhm Glanz verleiht, nicht aber Staatsrechtstheorien, Phrasen und Gerede von Ideologen, wovon die Franzosen nichts begreifen. Spielzeug muß man ihnen geben, das genügt ihnen, das unterhält sie, und sie lassen sich willig leiten, vorausgesetzt, daß man ihnen geschickt verbirgt, wohin man sie führt . . . Ich möchte Italien nur verlassen, um in Frankreich eine ähnliche

Rolle zu spielen wie hier; dazu ist der Augenblick noch nicht gekommen, die Frucht ist noch nicht reif („La poire n'est pas mûre"). Bis es dahin kommt, muß man mit den Republikanern gehen. Den Frieden (mit Österreich), der nötig ist, um die Wünsche unserer Pariser Gaffer zu befriedigen, will ich selber machen. Ließe ich einem Andern das Verdienst, so würde ihn diese Gefälligkeit weit höher in der öffentlichen Meinung emporbringen als mich alle meine Siege".

Kurz, an die Spitze Frankreichs gedenkt er sich dereinst zu schwingen, und er bedauert es vielleicht, daß Augereau sich in Paris den revolutionären Direktoren so unbedingt zur Verfügung gestellt und ihnen ihre Position so sicher gemacht hat.*) Vorläufig wünscht er in Italien uneingeschränkt in seiner Stellung seitens der Pariser Regierung zu bleiben. Diese versuchte es zwar, nach ihrem Sieg im Fructidor, ihm bei seinen Verhandlungen über den Definitivfrieden ihren demokratischen Doktrinarismus zur Richtschnur anzuweisen: Italien völlig zu revolutionieren und den Kaiser gänzlich daraus zu verdrängen. Aber er wies dieses Ansinnen als unpraktisch mit solcher Entschiedenheit und unter steter Androhung seiner Demission zurück, daß auch jetzt dem Direktorium nichts übrig blieb, als seinem Willen freien Lauf zu lassen. In einem seiner Schreiben an Talleyrand, den neuen Minister des Äußern, heißt es: „Ihr kennt diese italienischen Völkerschaften sehr wenig. Sie verdienen nicht, daß man für ihre Unabhängigkeit 40.000 Franzosen opfere. Ich ersehe aus Euern Briefen, daß Ihr von einer falschen Annahme ausgeht: Ihr bildet Euch ein, die Freiheit sei im Stande, ein weichliches, abergläubisches, hanswurstiges (pantalon), feiges Volk zu großen Dingen anzuregen. Da verlangt Ihr Wunder von mir, die ich nicht wirken kann. Ich habe, seitdem ich in Italien bin, nicht die Liebe der Völker zu Freiheit und Gleichheit als Unterstützung gehabt, oder es war wenigstens eine sehr schwache Unterstützung. Die gute Disziplin der Soldaten, unsere Achtung vor der Religion, die wir bis zur Schmeichelei gegenüber ihren Dienern übertrieben, Gerechtigkeit, und vor allem rasches Handeln bei der Unterdrückung und Bestrafung der Übelgesinnten, die sich gegen uns erklärten, das war die wahre Unterstützung, welche die Armee fand. Das ist das

*) S. Barante, Souvenirs, I. 45, die Erzählung Regnault's.



Historische; alles, was sich sonst recht schön in den gedruckten Proklamationen und Reden liest, sind Romane . . . Der eigentümliche Charakterzug unserer Nation ist, daß sie im Glück viel zu hitzig vorgeht. Legen wir allen unseren Handlungen die wahre Politik zu Grunde, die nichts anderes ist als die Berechnung der Umstände und Möglichkeiten („le calcul des combinaisons et chances"), so werden wir auf lange hinaus die große Nation und der Schiedsrichter Europas sein. Ich sage mehr: wir halten die Wage des Weltteils in unseren Händen, wir werden sie steigen oder sinken lassen nach unserem Belieben, und ich sehe, wenn das Geschick es will, keine Unmöglichkeit darin, daß man in wenig Jahren zu den großen Ergebnissen gelangt, welche bereits heute eine erhitzte und begeisterte Phantasie in unsicheren Umrissen erblickt, die aber nur ein äußerst kalter, beharrlicher und berechnender Mann wirklich erreichen wird." Deutete Napoleon darin an, daß es jetzt noch nicht an der Zeit war, Österreich aus Italien ganz zu verdrängen, so gab er doch den Wünschen des Wiener Hofes noch lange nicht nach. Auch dieser bekam sein Übergewicht und seine überlegene Haltung zu fühlen.

Thugut hatte sich bereit erklärt, von den Präliminarien des Aprilvertrages abzuweichen, allerdings in der Absicht, um das Machtgebiet Österreichs in Italien noch durch die Legationen zu vergrößern. Damit hatte er gefehlt. Napoleon freilich war willig darauf eingegangen, den vorläufigen Frieden zu verändern, aber nur, um Österreichs Einfluß noch mehr zu schwächen. Daher sein Anerbieten der Stadt Venedig und der Etschgrenze im Mai. Thugut hatte dann allerdings dieses Ansinnen weit von sich weggewiesen und den General monatelang hingehalten, in der Hoffnung, ein Sieg der Friedenspartei in Paris werde in der auswärtigen Politik Frankreichs eine größere Mäßigung herbeiführen. Aber diese Hoffnung ward durch den Staatsstreich vom Fructidor getäuscht. Das Direktorium wurde noch hochmütiger, es brach Verhandlungen, die damals in Lille mit England gepflogen wurden, ab, wich von Rußland, dem es sich genähert hatte, zurück, und hatte für Österreich nur noch unannehmbare Bedingungen. Die Aussichten waren höchst ungünstige, als Kaiser Franz seinen besten Diplomaten, den Grafen Ludwig Cobenzl, im September zu den Verhandlungen nach Udine schickte.

Hier war es nun allerdings von der größten Bedeutung und Wichtigkeit, daß der Kompaciscent in seiner Persönlichkeit eine selbständige Macht repräsentierte, die es auf sich nehmen durfte, von der feindseligen Instruktion der Pariser Regenten abzuweichen. Die Schwierigkeit lag nur darin, daß Napoleon selbst, der jetzt, nachdem Clarke, des Einverständnisses mit Carnot verdächtig, entfernt worden war, allein für Frankreich die Unterhandlung führte, mit sich und seinen persönlichen Interessen nicht immer völlig im Klaren war. Seine Herrscherstellung in Italien wollte er nicht aufgeben; sie hatte aber ihr Ende, sobald der Krieg das seinige fand. Andererseits wußte er, daß alles in Frankreich den endgiltigen Frieden ersehnte, den er, und nur er, dem Lande verschaffen mußte, wollte er seine hohe Geltung festhalten. Diese Alternative bereitete ihm schwere Sorgen und Aufregungen und machte die Verhandlung mit ihm nicht leicht, umsoweniger, als das Direktorium mit seinem Verlangen nach der Republikanisierung ganz Oberitaliens zu Frankreichs Diensten in den letzten Septembertagen wieder dringender an ihn herantrat. Um es zu beruhigen, forderte er von dem Österreicher die förmliche und unbedingte Anerkennung der Rheingrenze und versicherte nebenbei etwas unhöflich, daß er „sich höher als alle Könige halte". Bei der Weigerung Cobenzls bekam er einen förmlichen Wutanfall, warf ein Porzellangefäß zu Boden, stürzte mit Fluchen und Schreien aus dem Sitzungssaale und konnte von seiner Begleitung nur mühsam beruhigt werden, eine Szene, ähnlich denen, die er in späteren Jahren wiederholt, und oft nicht unvorbereitet, den Gesandten fremder Mächte gegenüber gespielt hat. Erst als der Österreicher seinem Verlangen teilweise nachgegeben hatte, und nachdem die Verhandlungen zweimal dem Bruche nahegekommen waren, wurde am 17. Oktober 1797 in Passariano bei Udine der (aus Campo Formio datierte) definitive Friede unterzeichnet. Belgien, die ionischen Inseln und die venezianischen Niederlassungen an der albanischen Küste kamen an Frankreich, an Österreich die Stadt Venedig, die Terra Ferma der Republik bis zur Etsch und südlich von dieser das Gebiet zwischen dem Canal bianco und dem Hauptarme des Po. Aus den Territorien von Mantua und Mailand, Bergamo und Brescia, Modena und den drei Lega-



tionen wurde der „Cisalpinische Freistaat“ gebildet, der Herzog von Modena mit dem österreichischen Breisgau entschädigt. Für diesen Verlust, sowie für die gleichfalls abgetretene Grafschaft Falkenstein und das Fricktal im Aargau, sollte Kaiser Franz durch das Erzbistum Salzburg und bayrisches Gebiet rechts vom Inn schadlos gehalten werden, wofür sich Frankreich beim Reichsfrieden verwenden wollte; dagegen versprach Österreich in geheimen Artikeln seine guten Dienste, damit Frankreich den Rhein bis Andernach und die Nette als Grenze erhalte, von deren Quellen bis Venloo das deutsche Land französisch werden sollte. Diese Reichsangelegenheiten wollte man auf einem besonderen Kongreß in Rastatt ordnen. Weigern sich dort die Reichsfürsten, dann wird Franz II. seine Truppen bis auf das Reichskontingent zurückziehen. Um seinen guten Willen zu beweisen, räumte er alsbald die wichtige Festung Mainz den Franzosen ein.

In Wien, am Hofe und in der Bevölkerung, herrschte Jubel bei der Nachricht von dem erfolgten Friedensabschluß. Nur wenige weiter blickende Staatsmänner, Thugut vor allen, beklagten die Bedingungen desselben als ein Unglück für die Monarchie und glaubten nicht an die Dauerbarkeit der durch sie geschaffenen Zustände. Der deutsche Kaiser hatte zur Einschränkung des Reichsgebietes seine Zustimmung gegeben, hätte sich selbst bereit erklärt, das Gut eines geistlichen Fürsten zu annektieren, wo doch gerade an diesen geistlichen Reichsständen das Kaisertum der Habsburger seinen stärksten Rückhalt fand. Und wenn wenigstens der österreichische Staat dafür die gewünschte Machtausdehnung erlangt hätte; aber man war unerbittlich nach Osten zurückgedrängt worden. Thugut konnte sich nur damit trösten, daß das linksrheinische Preußen nicht den Franzosen zufiel und der Berliner Hof daher keinen Anspruch auf weitgehende Entschädigungen erhielt; überdies rechnete er mit den Schwierigkeiten, die das Abkommen auf dem Kongreß finden werde, und mit allerlei glücklichen Zufällen, wie sie die gewonnene Zeit herbeiführen konnte. Dagegen hatte Napoleon allen Grund, zufrieden auf sein gelungenes Werk zu blicken. Wir hören, daß er am Tage der Unterzeichnung seiner Freude rückhaltlos Ausdruck gab und den österreichischen Gesandten gegenüber eine gewinnende Freundlichkeit offenbarte, über die sein reiches

schauspielerisches Talent ebenso souverän gebot wie über Zorn und Ungestüm. Dem Direktorium machte er den Vertrag, der ja noch immer nicht die volle Rheingrenze einbrachte, in einer langen Reihe von Argumenten plausibel, unter denen der Wunsch des Landes, „und selbst der Armee“, nach Ruhe eines der wirksamsten war. Diese Armee war nach seinen Angaben jetzt plötzlich nur noch 50.000 Mann stark, während ihr gegenüber Österreich über 150.000 verfügte, was an die Fortsetzung des Krieges nicht habe denken lassen. Für ihn persönlich hätte freilich das Scheitern der Unterhandlungen die unerwünschte Mühsal eines Winterfeldzuges in den unwirtlichen Alpengegenden herbeigeführt, während der glückliche Abschluß derselben ihm seine Popularität sicherte und ihn in den Stand setzte, die weittragenden Entwürfe zu verfolgen, die er den Sommer über bei sich zur Reife gebracht, Entwürfe, wie sie nur selten in gleich weltumfassendem Umfange und in ähnlich zielbewußter Klarheit von einem Manne erdacht worden sind.

Fünftes Kapitel.

Ägypten.

Als Napoleon unter dem Scheine des hilfsbereiten Bundesgenossen den Vertrag mit der Regierung von Venedig abschloß, war es keineswegs bloß seine Absicht, ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er den Österreichern auszuliefern gedachte. Er reservierte Frankreich einen Teil der venezianischen Erbschaft: die orientalische Machtstellung der alten Republik sollte auf die Franzosen übergehen. Mit venezianischen Schiffen ließ er noch im Mai 1797 den französischen General Gentili die ionischen Inseln okkupieren, wo die Bevölkerung den Abgesandten des gefeierten Generals als Befreier von der lästigen Herrschaft des Löwen von San Marco sympathisch aufnahm. Er hatte damit einen wichtigen Schritt nach dem Osten hin getan, wo er ein weites Feld für den französischen Einfluß und für seinen Ehrgeiz erblickte — vorausgesetzt, daß sich beide deckten. Schon im Mai hatte er darauf hingewiesen, daß

Frankreich Korfu notwendig behalten müsse. „Korfu, Zante und Kephaloniae“, schrieb er später an die Direktoren, „sind für uns von größerem Interesse als ganz Italien“, und am selben Tage (16. August 1797) an Talleyrand: „Korfu und Zante machen uns zu Herren zugleich des adriatischen Meeres und des Orients. Vergeblich ist es, das türkische Reich erhalten zu wollen; wir werden seinen Untergang noch erleben; die Besetzung der vier ionischen Inseln wird es in unsere Hand geben, dasselbe entweder zu unterstützen oder uns unser Teil daran zu sichern.“ Es war nur im Sinne dieses Programmes, wenn er, von den ionischen Inseln aus, sich mit den griechischen Mainoten, den Paschas von Janina, Scutari und Bosnien durch Agenten in Beziehung setzte. Und schon hatte sein weitblickendes Auge neue Objekte erfaßt. Es gehörte längst zu Frankreichs Plänen, die Engländer von ihrem Verbindungswege mit Indien auszuschließen und deshalb so viel Stützpunkte als möglich im mittelländischen Meere zu gewinnen. Darum hat auch Napoleon nach dem Abzuge der britischen Flotte im Jahre 1796 Korsika wiedererobern lassen,*) darum ging er im Frühling 1797 gegen Genua ähnlich vor wie gegen Venedig, und ein Vertrag vom 5. Juni stellte Frankreich die „ligurische Republik“ mit einer neuen, der letzten französischen nachgebildeten, demokratischen Verfassung zur unbedingten Verfügung. Endlich am 16. August 1797 schrieb er an das Direktorium: „Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wir fühlen werden, daß wir uns Ägyptens bemächtigen müssen, um England gründlich zu zerstören. Das weitgedehnte türkische Reich, welches mit jedem Tage mehr zerfällt, legt uns die Pflicht auf, beizeiten an die Erhaltung unseres Orienthandels zu denken.“ Nicht vergebens hatte er in den „Ruinen“ seines Freundes Volney gelesen, Frankreich müsse beim Zusammenbruch der Türkei Ägypten zu erwerben trachten: „durch Ägypten berühren wir Indien; wir werden den alten Weg über Suez wieder eröffnen und den über das Kap der guten Hoffnung

*) Napoleon gewährte den Korsen Amnestie. Aber die Häupter jener Familien nahm er aus, die sich damals als Paolisten gegen ihn gewendet hatten, namentlich die Pozzo di Borgo, Peraldi, Bertolacci u. a. Karl Pozzo di Borgo blieb denn auch sein Feind und unermüdlicher Widersacher.

veröden lassen.“ Rasch durchmaßen seine Gedanken den Weg nach dem Lande der Pharaonen. „Warum“ — fragte er Talleyrand am 13. September — „sollten wir uns nicht Maltas versichern? Admiral Brueys könnte sehr leicht dort anlegen und sich der Insel bemächtigen. Vierhundert Ritter und ein Regiment von höchstens 500 Mann bilden die ganze Besatzung von Lavalette. Das Volk, mehr als 100.000 Einwohner, ist uns geneigt und mag die Ritter nicht, die nichts zu verzehren haben und im Hunger verkommen. Ich habe ihnen mit Absicht ihre Güter in Italien konfiszieren lassen. Im Besitze der Insel S. Pietro, die uns der König von Sardinien abtrat, mit Malta, Korfu u. s. w., werden wir die Herren des Mittelmeeres sein. Wenn es nötig würde, im Frieden mit England das Kap der guten Hoffnung auszuliefern, müßten wir uns Ägypten nehmen. Man könnte die Expedition mit 25.000 Mann und acht bis zehn Linienschiffen oder venezianischen Fregatten wagen. Ägypten gehört nicht dem Sultan. Ich wünschte, daß Ihr in Paris in Erfahrung brächtet, welchen Eindruck unsere ägyptische Expedition auf die Pforte machen würde.“

Talleyrand ging mit dem größten Eifer auf die Entwürfe des Generals ein, in dessen rücksichtsloser Überlegenheit sein durchdringender Geist den künftigen Machthaber erkannt haben mochte. Bei ihm trafen die Gedanken Napoleons auf verwandte Vorstellungen und Entwürfe. Schon vorher hatte er selbst in einem Aufsatz „Über die Gründung neuer Kolonien“, den er im Juli 1797 den Mitgliedern des Nationalinstituts vorlas, auf Ägypten hingewiesen und das Verdienst Choiseuls um die gleiche Idee hervorgehoben.*) Überdies hatte der französische Konsul Magallon in Kairo seit einem Jahre in seinen Berichten immer von den Vorteilen einer ägyptischen Expedition geredet. Deshalb kam jetzt der Minister Bonaparte entgegen, indem er auch seinerseits dem

*) Die Idee war älter. Schon Leibniz hatte sie, um den Rhein den Franzosen aus dem Kopfe zu bringen, Ludwig XIV. nahegelegt. Im Jahre 1738 nahm d'Argenson, der spätere Minister Frankreichs, den Gedanken auf und erwog die Durchstechung der Suezenge. Im Jahre 1780 traf der gelehrte Reisende Sonnini einen französischen Offizier in Kairo an, der die Mission hatte, die Möglichkeit einer Eroberung Ägyptens zu studieren und von dort nach Indien zu gehen. Fünf Jahre später erwog man das Unternehmen neuerdings, da Kaiser Josef II. daran dachte, bei der Teilung der Türkei Frankreich auf das Nilland zu verweisen.

Direktorium gegenüber in einer eingehenden Denkschrift aus dem Februar 1798 die Wichtigkeit der französischen Herrschaft im Mittelmeer, insbesondere aber am Nil, betonte. Ja, er hat sich einmal dem preußischen Gesandten gegenüber gerühmt, selbst der Anreger des Projektes gewesen zu sein, was er dann, ein Jahr später, 1799, öffentlich in Abrede stellte.*)

Ob freilich Napoleon jetzt schon sich selbst zum Führer der ägyptischen Expedition bestimmte, wird man bezweifeln dürfen. Es paßte schlecht zu seinen ehrsüchtigen Entwürfen, sich mit 25.000 Mann auf ein entlegenes Abenteuer einzulassen, seinen rasch und voll erworbenen Ruhm in unberechenbaren Aktionen aufs Spiel zu setzen, seine Machtstellung in Frankreich aufzugeben und das Direktorium von der Sorge seines ehrgeizigen Strebens so leichten Kaufes zu befreien. Er hat später die Expedition geleitet, ja, aber nur gezwungen durch Umstände, mit denen er im Herbste 1797 noch nicht rechnete. Denn Ägyptens Eroberung war nur ein einziges Glied in der Kette der Entwürfe, deren letztes Ziel er in einer Proklamation an die Flotte verkündete: „Kameraden, nachdem wir auf dem Festlande den Frieden begründet haben, werden wir uns vereinigen, um die Freiheit der Meere zu erobern. Ohne euch vermögen wir den Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel des Kontinents zu tragen, mit euch werden wir die Ozeane durchschiffen, und der nationale Ruhm wird die entferntesten Lande erfüllen.“ Und am Tage nach dem Abschluß des Friedens mit Österreich bezeichnete er in einem Briefe an Talleyrand den gegenwärtigen Augenblick als besonders günstig zur Bekämpfung Großbritanniens: „Vereinigen wir all unsere Tätigkeit auf die Hebung unserer Marine und zerstören wir England, dann liegt Europa zu unseren Füßen!“ Schon ehevor hatte man am Sitze der revolutionären Regierung eine Landung an der britischen Küste ins Auge gefaßt und Vorbereitungen dazu getroffen; jetzt kommt das Direktorium mit Eifer darauf zurück, denn hier war Gelegenheit, den gefürchteten General von seiner italienischen Herrscherposition zu entheben und ihn

*) S. Bailleu, Preußen und Frankreich, 1795—1807, I. 173; Pallain, Le ministère de Talleyrand sous le Directoire, p. 124. Jonquière, L'expédition d'Egypte, I. 191.

zugleich von Paris fernzuhalten. Man gewann damit auch den Vorteil, daß die durch die Landung bedrohten Briten ihre Flotte an der heimischen Küste verwenden und eine Expedition nach Ägypten nicht hindern würden, die als eine Art Diversion in dem großen Kriege gegen „Karthago" gedacht war.*) Bonaparte erhält am 2. November mit der Bestätigung des Friedens zugleich seine Ernennung zum Chefgeneral der Armée d'Angleterre. Er durchschaute die Absicht der Regenten. Zu Miot sagte er damals: „Ich weiß, sie sind eifersüchtig auf mich; bei allem Weihrauch, den sie mir unter die Nase halten, laß' ich mich nicht betören. Sie haben sich beeilt, mich zum General der englischen Armee zu ernennen, um mich aus Italien wegzubringen, wo ich der Herr und mehr Souverän als Feldherr bin. Sie werden schon sehen, wie die Dinge gehen, wenn ich nicht mehr da bin. Ich lasse Berthier zurück, der nicht imstande ist als Chefgeneral zu kommandieren; er wird nur Dummheiten machen." Natürlich nimmt er den Oberbefehl über die englische Armee an, dirigiert aber einundzwanzig Halbbrigaden der italienischen Armee (über 40.000 Mann), ungefähr die Hälfte, an den Ozean und läßt Kanonen englischen Kalibers gießen, „damit man sich in Feindesland der englischen Projektile bedienen könne." Aber viel mehr noch als diese kriegerischen Vorsätze lag ihm die andere Sache am Herzen. Nur der militärische Diener des Direktoriums zu sein, hatte er längst verlernt. Es entsprach seinem ganzen Wesen, sich womöglich selbst eine leitende Stelle zu erobern und seine Macht, mit der er bisher im Auslande gewaltet, wenn es anging, in den Mittelpunkt Frankreichs, in die Regierung zu verlegen. In demselben

*) In dem Berichte Talleyrands an das Direktorium über das ägyptische Projekt vom 14. Februar 1798 heißt es: „Die Eroberung Ägyptens, um es zu verheeren und dann aufzugeben, bedarf nur 12 bis 15.000 Mann; will man es aber behalten, so braucht man 20 bis 25.000. England ist dabei nicht zu fürchten. Unser Krieg mit dieser Macht schafft die günstigsten Umstände für die Invasion in Ägypten. Von einer bevorstehenden Landung an seinen Inseln bedroht, wird es seine Küsten nicht entblößen, um unser Unternehmen zu hindern, welches übrigens geheim bleiben muß. Dieses gewährt uns überdies die Möglichkeit, die Engländer aus Indien zu verjagen, indem man von Kairo über Suez 15.000 Mann dahin sendet. Dann müßten allerdings statt 20 oder 25.000 Mann 35.000 in Alexandrien landen." Jonquière, L'expédition d'Egypte, I., 161 ff.

Gespräche mit Miot sagte er: „Ich erkläre Ihnen, ich kann nicht mehr gehorchen. Ich habe am Befehlen Geschmack gewonnen und kann darauf nicht mehr verzichten. Ich habe mich denn auch entschieden: kann ich nicht der Herr sein, dann verlasse ich Frankreich.“

Am 16. November 1797 hob er sein Hauptquartier in Mailand auf, um sich zunächst nach Rastatt zu begeben, wo er die Ratifikationen des Friedens von Campo Formio austauschen und dessen Ausführung in den geheimen Artikeln überwachen, dann, als erster Bevollmächtigter Frankreichs, mit den Gesandten des Kaisers den Frieden mit dem Deutschen Reiche unterhandeln sollte. Doch nur kurze Zeit weilte er in der badischen Stadt — in denselben Gemächern, welche bei einem früheren Kongreß Villars bewohnt hatte — nur so lange bis Cobenzl angekommen war und er mit ihm den Vertrag über die Auslieferung von Mainz unterzeichnet hatte (1. Dezember 1797). Dann reiste er noch in derselben Nacht nach Paris weiter, wohin ihn Larevellière als Chef des Direktoriums zu einem Ausflug („voyage momentané“) eingeladen hatte und wohin ihn das Verlangen trieb, seinen Ruhm zu nutzen.

Das Direktorium kam ihm äußerlich aufs Liebenswürdigste entgegen; nur die zwei radikalen Mitglieder, Merlin und François, verhielten sich reserviert; seine Haltung Rom gegenüber mag sie mißtrauisch gemacht haben. Man gab ihm Feste im Luxemburg-Palast, im Louvre, dessen Wände die italienischen Beutestücke zierten, Vorstellungen im Theater u. dergl. Auch die Bevölkerung schien den Mann des 13. Vendémiaire über dem berühmten Kriegshelden vergessen zu haben und äußerte allenthalben, die Einen Sympathie und Bewunderung, die Anderen Interesse und Neugier. In den Schauspielhäusern verlangte das Publikum, das seine Anwesenheit erfuhr, stürmisch ihn zu sehen; kaum daß er sich den Ovationen entziehen konnte. Das National-Institut erwählte ihn an Carnots Stelle zu seinem lebenslänglichen Mitgliede, und seitdem zeigte er sich nur noch in dem Ehrenkleide des Gelehrten, um seinen bürgerlichen Sinn zu beweisen. Er trug überhaupt eine schlichte Einfachheit des Wesens und des Benehmens zur Schau, bewohnte das bescheidene Haus seiner Frau in der Rue Chantereine, die man ihm zu Ehren in Rue de la Victoire umtaufte, begegnete den vielfachen Aufmerksamkeiten mit

berechneter Zurückhaltung und zeigte sich nur selten öffentlich. Seinem Freunde Bourrienne sagte er darüber: „In Paris behält man nichts im Gedächtnis. Bleibe ich lange untätig, so bin ich verloren. In diesem Babel drängt eine Berühmtheit die andere. Hat man mich dreimal nur im Theater gesehen, so wird man mich nicht weiter beachten, darum geh ich so selten dahin“. Und als ihm Jener bemerkte, es müßte ihm doch schmeicheln, die Menge sich derart nach ihm drängen zu sehen, antwortete er: „Bah, das Volk würde sich ebenso herzu drängen, wenn ich zum Schaffot ginge!“

Im Mittelpunkte aller offiziellen Feierlichkeiten stand das prächtige Fest, welches ihm am 10. Dezember 1797 vom Direktorium veranstaltet wurde, um aus seinen Händen die vom Kaiser Franz ratifizierte Urkunde des Friedens von Campo Formio entgegen zu nehmen. Alles, was Paris an hervorragenden und hochgestellten Persönlichkeiten zählte, war an diesem Tage in dem prächtig dekorierten Hofraume des großen Luxemburg-Palastes versammelt, wo sich ein „Altar des Vaterlandes“ erhob. Minister Talleyrand hielt die Festrede, in der er vor allem Napoleons antiken Sinn für Einfachheit, seine Vorliebe für die Wissenschaften, seine Verachtung alles eitlen Glanzes pries und darin die Gewähr dafür erblickte, daß sein Ehrgeiz ihn niemals fortreißen werde. Unter allgemeiner Spannung gab dann Dieser in ziemlich ausdrucksloser Weise, denn er war bei aller Geläufigkeit seiner Konversation kein guter Redner, folgendes zur Antwort: „Das französische Volk mußte, um frei zu sein, die Könige bekämpfen. Um eine auf Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, hatte es achtzehn Jahrhunderte der Vorurteile zu besiegen. Die Verfassung des Jahres III und Ihr selbst habt über alle diese Hindernisse triumphiert. Religion, Feudalität, Königtum haben seit zwanzig Jahrhunderten nacheinander Europa beherrscht; aber von dem Frieden, den Ihr soeben abgeschlossen habt, datiert die Ära der Repräsentativverfassungen. Ihr habt es erreicht, die große Nation so zu organisieren, daß ihr Gebiet von den Grenzen umschrieben wird, welche die Natur selbst gesteckt hat. Ihr habt aber noch mehr getan: die beiden schönsten Länder Europas, einst so berühmt durch Wisenschaften, Künste und hervorragende Männer, deren Wiege sie waren,

sehen, von Hoffnung erfüllt, den Genius der Freiheit aus den Grüften ihrer Voreltern emporsteigen. Das sind zwei Piedestale, auf welche durch die Geschicke zwei mächtige Nationen emporgehoben werden. Ich habe die Ehre, Euch den unterzeichneten und vom Kaiser ratifizierten Vertrag von Campo Formio zu übergeben. Wenn einmal das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, dann wird auch ganz Europa frei werden."

Dunkel war der Rede Sinn. Namentlich der letzte Satz gab ein Rätsel auf, dessen Lösung nur Einzelne ahnten, indes sich die Übrigen in Vermutungen erschöpften. Also war Frankreich mit der gepriesenen Verfassung des Jahres III noch nicht „auf die besten organischen Gesetze gegründet"? Nach Bonapartes innerster Überzeugung keineswegs. Vor kurzem hatte er, in einem Briefe vom 19. September 1797 über die Verfassung Cisalpiniens, Talleyrand im Vertrauen darüber Folgendes geschrieben: „Die Organisation des französischen Volkes ist erst im Entwurfe begonnen (ébauchée). Trotz unserer hohen Meinung von uns selbst, trotz den 1001 Flugschriften, unseren endlosen und geschwätzigen Reden, sind wir noch sehr unwissend in der politischen Wissenschaft. Wir haben noch gar nicht festgestellt, was man unter ausübender, gesetzgebender, richterlicher Gewalt zu verstehen habe. Montesquieu hat unrichtige Definitionen davon gegeben. Nicht etwa daß dieser berühmte Mann dazu nicht im Stande gewesen wäre, aber sein Werk ist, wie er selbst zugibt, nur eine Art analytischer Betrachtung dessen, was ist und war, eine Zusammenfassung von Reisenotizen und Lesefrüchten; die Begriffsbestimmung von Legislative, Exekutive und Richtergewalt hat er mit besonderer Rücksicht auf England gemacht. Weshalb, in der Tat, betrachtet man die Rechte, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Steuern zu bewilligen als Attribute der gesetzgebenden Gewalt? Die (englische) Verfassung hat allerdings vernünftigerweise dem Hause der Gemeinen eines dieser Attribute erteilt und sie hat wohl daran getan, da diese Verfassung nun einmal nur aus Privilegien zusammengesetzt ist, ein schwarzer Plafond von Gold eingefaßt. Und weil da das Haus der Gemeinen einzig und allein, schlecht und recht, die Nation repräsentiert, so

ist es nur billig, daß es dieselbe auch besteuere; es ist dies der einzige Damm, den man dort dem Despotismus und der Unverschämtheit der Höflinge entgegenzusetzen hatte. Aber in einem Staate, wo alle Gewalt vom Volke ausgeht, wo das Volk selbst der Souverän ist, warum legt man da der Gesetzgebung Befugnisse bei, die ihrem Wesen im Grunde fremd sind? Hier müßte die Regierungsgewalt in dem ganzen Umfange, den ich ihr einräume, als der wahre Vertreter der Nation betrachtet werden, der nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde und der organischen Gesetze herrscht. Diese Regierungsgewalt hätte sich in zwei wohlunterschiedene Behörden zu teilen, von denen eine lediglich überwacht und nicht handelt und der die zweite, d. i. was wir heute Exekutive nennen, ihre Maßnahmen gleichsam zur Legalisierung vorzulegen hätte. Jene erste Behörde wäre in Wahrheit der große Rat der Nation; ihm hätte alles zuzufallen, was heute noch an Verwaltung und Gesetzausführung der Legislative verfassungsmäßig vorbehalten ist. Auf diese Weise würde die Regierung aus zwei Behörden bestehen, die beide vom Volke ernannt würden, von denen in die eine, sehr zahlreiche, nur solche Männer zugelassen werden könnten, welche bereits ein Amt bekleidet und sich dadurch eine gewisse Reife in Regierungssachen erworben hätten. Die gesetzgebende Gewalt hätte dann nur die organischen Gesetze zu machen oder abzuändern, wenn auch nicht in zwei oder drei Tagen, wie man jetzt tut; denn ein zur Ausführung gelangtes organisches Gesetz kann man, meiner Meinung nach, nicht vor vier oder fünf Monaten Beratung verändern. Dieser gesetzgebende Körper, ohne Rang in der Republik, ohne Leidenschaft, ohne Augen und Ohren für das, was ihn umgibt, hätte keinen Ehrgeiz mehr, würde uns nicht mehr mit tausend Gelegenheitsverordnungen überschwemmen, die sich durch ihre Absurdität immer selbst wieder aufheben, und uns nicht bei all unseren dreihundert Gesetzesfolianten zu einer Nation ohne Gesetze machen".

Diese Ausführungen — Napoleon nennt sie seinen „Code complet de politique" — sind vom höchsten Interesse. Sie beweisen nicht nur seine Unzufriedenheit mit den herrschenden Verhältnisen, man bemerkt auch, daß über die



Beschaffenheit der eigentlichen Exekutive kein Wort verloren ist: das war und blieb vorerst sein eigenstes Geheimnis. Der Brief ist, wie gesagt, an Talleyrand gerichtet, der ihn im Vertrauen Sieyès, dem großen Doktrinär und Verfassungsdichter, zeigen soll. Beide waren ebenso wenig Anhänger der gegenwärtigen Konstitution, wie der 29jährige Bonaparte, den namentlich der Artikel 134. — Direktoren müssen vierzig Jahre alt sein — zu ihrem Feinde machte. Sie umzustürzen, kam alles nur auf günstige Umstände an. Fanden sich diese im Winter 1797 auf 1798 vor, dann war auch Napoleon jetzt schon bereit, den Staatsstreich gegen Direktorium und Verfassung auszuführen. Als mitten in der Feierlichkeit des 10. Dezember ein Neugieriger vom Dach des Palastes zu Boden stürzte, deutete man das traurige Ereignis auf den kommenden Fall der Regierung.

Diese tat jedoch alles, um das gute Einvernehmen mit Bonaparte möglichst aufrecht zu erhalten. Die Direktoren bestehen nicht darauf, daß er nach Rastatt zurückkehrt, sie ziehen ihn vielmehr zu den entscheidenden Beratungen über die auswärtigen Verhältnisse heran und geben seinen Winken mehr oder weniger bereitwillig Raum. „Ohne ihn“, heißt es in Barras' eigenhändigen Notizen nicht ohne Ironie, „kann das Direktorium nichts mehr tun“. Es geschah, um den Ruhm des Generals für sich zu nützen und ihn nicht sich selbst zu überlassen, was nicht ungefährlich schien.*) Napoleon hinwieder ging gerne darauf ein, um sich in der Nähe des Steuerruders zu halten. Er nimmt Einfluß in Personenfragen: so z. B. wird Augereau auf seine Vorstellung hin vom Rheine weg nach den Pyrenäen versetzt; Bernadotte bekommt den Posten eines Gesandten in Wien anstatt des Kommandos in Italien, weil Bonaparte den ehrgeizigen Soldaten in der diplomatischen Karriere lieber sieht als in der

*) Frau von Staël, Considérations, II., 194, erzählt von ihm, er habe damals den Plan, das Direktorium zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen, mit sich herumgetragen. Vergl. auch Barras, Mémoires, III., 160; Bourrienne, Mémoires, V., 46. Bourrienne will im J. 1802 zu Josephinen die Äußerung getan haben: „Kaum zwei Jahre nach Ihrer Verheiratung sagte mir Ihr Mann, der eben aus Italien zurückkam, er trachte nach dem Königtum, gab mir aber, auf meine Vorstellungen, freundschaftlich zu, daß das Unternehmen zu gewagt sei.“

militärischen und in den italienischen Dingen seine Hand behalten will. Und auch an den großen politischen Geschäften hat er seinen Anteil. Als im Kirchenstaat Ende Dezember 1797 die demokratischen Elemente der Bevölkerung unter französischem Schutz einen Tumult wagten, den die päpstlichen Truppen mit Gewalt unterdrückten, und als bei dieser Gelegenheit der zufällig anwesende General Duphot erschossen wurde, verließ der französische Gesandte, Joseph Bonaparte, die ewige Stadt, und das Direktorium ergriff die Gelegenheit, gegen die kirchliche Herrschaft vorzugehen. Berthier erhielt in einer von Napoleon verfaßten Instruktion den Befehl, in Rom einzurücken, wo Pius VI. seiner Regierung verlustig erklärt und ein republikanisches Regiment eingesetzt wurde (15. Februar 1798). Ob freilich Napoleon bis zur Absetzung des Papstes gehen wollte, wird mit Recht bezweifelt. Hier dürfte die Strömung im Direktorium überwogen haben, der er sich aus persönlichen Gründen nicht widersetzte. Unangenehm war es ihm sicher, daß Pius VI., krank und alt, nicht die Flucht ergriff, wie es in der Instruktion vorausgesetzt war, sondern seine Abdankung verweigerte und sich eher gefangen nehmen ließ. Rom ward gebrandschatzt, wobei namentlich Massena durch raublustige Habgier seinen Namen schändete. Eine Verfasung mit fünf Direktoren, die hier Konsuln hießen, mit Senatoren und Tribunen wurde den Römern oktroyiert, die überdies aufs neue 23 Millionen Franken zahlen und die Armee ernähren mußten. — Als die föderalistisch gesinnte Regierung der Batavischen Republik sich den Lasten an Geld und Schiffen, die das Bündnis mit Frankreich ihr auferlegte, nicht mehr gewachsen fühlte, und der französische Gesandte offen für die demokratischen Zentralisten eintrat, die durch einen Staatsstreich, ähnlich dem des 18. Fructidor, im Haag ans Ruder gelangten (22. Januar 1798.), da erhielt General Joubert, ein Günstling Bonapartes, den Oberbefehl über die niederländischen Truppen, und am 17. März 1798 bekam auch Holland eine neue Verfassung mit einem Direktorium, das sich den französischen Machthabern unbedingt zur Verfügung stellte.

Besonders deutlich aber tritt Napoleons Einfluß im Verhältnis zur Schweiz hervor. Noch in Italien hatte er das Veltlin, Bormio und Chiavenna, von Graubündten losgelöst

— „da nach dem Völkerrechte der neuen Freiheit kein Volk der Untertan eines andern sein könne“ — und zur cisalpinischen Republik geschlagen, die zwar eine demokratische Direktorial-Verfassung hatte, aber von den französischen Kommissaren Brune, Fouché, Joubert, wie eine Provinz beherrscht wurde. Napoleons Wunsch ging nun nach einer Straße durch Wallis, die Frankreich mit der Lombardei verband. Das war nur erreichbar, wenn es gelang, die Schweiz, gleich Batavien und Cisalpinien, in den Kreis abhängiger Republiken einzufügen, mit denen sich Frankreich umgeben und gegen das übrige Europa decken wollte. Schon auf der Reise von Mailand nach Rastatt soll er dort mit den demokratischen Elementen verkehrt und ihnen gegen das aristokratische Patrizierregiment französische Unterstützung in Aussicht gestellt haben, nachdem die Berner seinen Rat, aus eigenem einen Kanton Waadt zu gründen, hochmütig zurückgewiesen hatten.*) Jetzt dringt er in Paris auf die Revolutionierung der Schweiz. Die Berner waren reich und konnten die Mittel für eine Expedition liefern, wenn es dazu kommen sollte. Es ist dieselbe Politik, welche sich in Holland und Venedig, in Rom und Mailand und Genua so wirksam gezeigt hatte. Als die Waadtländer Demokraten französischen Schutz gegen die Berner Regierung anriefen, kam ihnen das Direktorium bereitwillig entgegen und beauftragte seine diplomatischen Agenten in den Hauptstädten der Schweiz, die aufständische Bewegung nach Kräften zu schüren. Mit dem Führer der demokratischen Zentralisten, Ochs in Basel, hatten Bonaparte und Rewbell einen förmlichen Revolutionsplan und die militärische Intervention Frankreichs verabredet. General Brune rückte dann in's Land, trennte unter der Maske des Befreiers die Gegner, um schließlich am 5. März 1798 sich Berns zu bemächtigen und den „Berner Schatz“, über 25 Millionen Franken — gegen acht Millionen baar und achtzehn Millionen in fremden Schuldtiteln — reiche Vorräte und Kriegsmittel dem Direktorium auszuliefern. Bald war die westliche Hälfte des Landes in seiner Gewalt und die Revolution durchgeführt. Die Berner Schuldscheine wurden zwar, gegen hohe Bestechungssummen, zurückerstattet, aber zugleich

*) Bailleu, Preußen und Frankreich, I., 178.

der neuen „helvetischen Republik“ eine zentralistische Direktorialverfassung und später ein drückendes Bündnis mit der französischen auferlegt. (21. August 1798.) Die Schweiz war ein Klientelstaat Frankreichs geworden, das überdies die Gebiete von Genf und Mühlhausen sich einverleibte. Von dem erbeuteten Gelde flossen drei Millionen in Napoleons Kriegskasse, um dem Unternehmen gegen Ägypten zu dienen.*)

Aber so groß das Entgegenkommen auch war, mit dem die Direktoren dem siegreichen General Einfluß auf die Geschäfte einräumten, eine feste, leitende Stelle, die dieser Einwirkung auf den Gang der Dinge entsprochen hätte, war damit nicht verbunden. Bourrienne weiß zu erzählen, er habe damals, trotz der Verfassung, Aufnahme ins Direktorium geheischt, dieselbe aber nicht erlangen können. Das ist richtig. Er verbindet sich mit Tallien und Talleyrand und eröffnet sich schließlich Barras, um als fünfter Direktor angenommen zu werden. Schon zur Zeit des letzten Staatsstreiches hatte er erwartet, daß ihn Barras ins Direktorium aufnehmen und für ihn von dem „gereinigten“ Parlament ein Ausnahmedekret erwirken werde, das ihm die fehlenden Jahre nachsah.**) Damals war nichts aus der Sache geworden. Jetzt rechnet er darauf. Ja, auch Rewbell's Unterstützung scheint er ins Auge gefaßt zu haben, denn wir hören

*) Die Staël in ihren „Considérations“ (II. 207) sagt: „Es war kein Geld da, um eine Armee nach Ägypten zu schaffen, und das Verwerflichste, das Bonaparte tat, war, daß er das Direktorium zur Invasion in die Schweiz aufreizte, um sich dort des Berner Schatzes zu bemächtigen“. Jonquière, „L'expédition d'Egypte“, I., 88, macht dagegen geltend, daß die schweizer Intervention mehrere Wochen, bevor von der ägyptischen Expedition die Rede war, entschieden wurde. Das ist insoferne richtig, als das Dekret des Direktoriums bezüglich der Waadtländer aus dem Ende Dezember 1797, der Beschluß bezüglich Ägyptens erst aus dem Anfang März 1798 stammt. Aber wenn das Direktorium am 6. dieses Monats den Beschluß bezüglich der Unternehmung in den Orient faßte, so geschah dies sicher erst, nachdem es sich über die Mittel zur Bestreitung der Kosten klar geworden war, auf die es immerhin durch Bonaparte, der vom Berner Schatz erfahren hatte, im Dezember hingewiesen worden sein konnte. Von der Expedition ist ja bereits in Talleyrands Brief an Napoleon vom 23. August 1797 die Rede. (S. Pallain a. a. O.)

**) So erzählt Barante in seinen „Souvenirs“ (I., 45 n.) nach einer Mitteilung Regnault de S. Jean d'Angélys, wodurch Barras' Angabe in seinen Memoiren (III., 154) bestätigt wird. S. auch Bailleu, I., 156.

von einem Eheprojekt, welches den Sohn des Direktors mit der Stieftochter Bonapartes, Hortense, vereinigen sollte, hören aber auch, daß Rewbell für die Ehre gedankt habe.*) In politischen Kreisen verbreitete sich sogar das Gerücht, das englische Agenten, der Publizist Mallet du Pan u. A. in ihren Berichten verzeichnen, Barras habe Bonaparte die Diktatur verschaffen wollen, worüber es im Direktorium zu unerquicklichen Szenen gekommen sei. Aber dieses Gerücht war falsch. Napoleon fand mit seinem Verlangen nach einer Direktorstelle auch jetzt bei Barras kein Entgegenkommen, der ihn auf die Verfassung verwiesen haben will, welche die gesetzgebenden Körperschaften mit einem Ausnahmegesetze verletzen würden, während das Direktorium ein solches Gesetz zurückweisen müßte. So erzählt Barras selbst.**) In das Einzelne dieser Intrigue kann man heute noch nicht genauen Einblick gewinnen. Tatsache ist, daß Napoleon nicht in die Regierung aufgenommen wurde und daß er gut daran tat, sich nach einem anderen Wirkungskreise umzusehen. Mallet du Pan schrieb schon zu Anfang 1798 an den Wiener Hof, sein Stern sei im Verbleichen, er selbst ein toter Mann, wenn ihn nicht ein neues Kriegstheater wieder auf die Szene bringe; und der preußische Gesandte weiß Mitte Februar zu berichten, das leichtfertige Volk der Pariser habe bereits die Frage aufgeworfen, was der General so lange in der Hauptstadt mache und warum er sich nicht gegen England einschiffe. So lief er auch noch Gefahr, die Glorie seiner Triumphe in Alltäglichkeit verfließen zu sehen und seine Popularität einzubüßen, wenn er noch länger untätig blieb. Von einem erfolgreichen Staatsstreiche konnte jetzt nicht die Rede sein, das sah er ein. Waren auch die Direktoren verhaßt beim Volke, so war er selbst doch noch lange nicht so beliebt, um zu einem Kampfe mit Jenen Boden genug zu finden.***) Er mußte vor allem bedacht sein, „seinen Ruhm warm zu halten", wie er selbst sagte. Dazu erschien ihm aber die Landung in

*) Barras a. a. O., III., 141. Vergl. Bailleu, I. 178.

**) Mémoires, III., 184.

***) „Er sah, daß sie nicht beliebt waren, aber auch, daß zur Zeit noch ein allgemeines republikanisches Gefühl es einem General verwehrte, sich an die Stelle der bürgerlichen Behörden zu setzen." Staël, Considérations, II., 205.

England, so populär sie auch war, bei den unzulänglichen Marineverhältnissen Frankreichs doch als ein allzu gefährliches Unternehmen. Er ist ihr auch später, im Jahre 1805, gerne aus dem Wege gegangen, als sich ein anderer Schauplatz zur Entfaltung seiner Macht darbot. Lieber noch kam er auf seine orientalischen Pläne zurück. „Ich will nicht hier bleiben", sagte er zu Bourrienne, „es gibt hier nichts zu tun. Ich sehe, wenn ich bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nutzt sich hier ab; schon habe ich meinen Ruhm eingebüßt. Dieses kleine Europa bietet auch zu wenig davon. In den Orient muß man gehen; dort ist der Ursprung aller Macht und Größe.*) Ich will übrigens eine Inspektionsreise an die Nordküste machen, um mich zu überzeugen, was man wagen kann. Erscheint mir der Erfolg einer Landung in England zweifelhaft, wie ich fürchte, so wird die englische Armee zur orientalischen gemacht, und ich gehe nach Ägypten."

Die beabsichtigte Reise an die Küste wird am 8. Februar 1798 angetreten. Sie ist bald beendet. Bonaparte überzeugt sich leicht von der momentanen Unausführbarkeit des Unternehmens und sucht nach seiner Rückkehr auch dem Direktorium die gleiche Überzeugung beizubringen. Es geschah in zwei Denkschriften vom 23. Februar, von denen die erste dartat, daß eine Landung in England, ohne Herr des Meeres zu sein, zu den kühnsten und schwierigsten Wagnissen gehöre und, wenn überhaupt, dann nur durch Überraschung in langen Nächten und nicht vor dem nächsten Jahre bewerkstelligt werden könne. Nur unter der Voraussetzung des Zusammenwirkens aller vorhandenen maritimen Kräfte — heißt es in dem zweiten Memoire — wäre das Unternehmen möglich. Freilich lasse der Zustand der Marine an dieser Voraussetzung zweifeln, und man müsse andere Unternehmungen gegen England ins Auge fassen: so die Eroberung Hannovers und Hamburgs oder die Expedition nach Ägypten, das Landungsprojekt aber tatsächlich aufgeben und nur dem Anscheine nach noch daran festhalten. Wäre nichts von

*) Noch in Italien hatte er ähnlich zu Bourrienne gesprochen: „Europa ist nur ein Maulwurfshaufen; es hat stets nur im Orient große Reiche und mächtige Revolutionen gegeben, dort, wo 600 Millionen Menschen leben."

alledem durchzuführen, so bliebe nur noch der Friede mit dem britischen Reiche übrig, der es allerdings gestatten würde, in Rastatt mit höheren Forderungen aufzutreten. Neue Berichte von der Küste her bestätigten die skeptische Ansicht des Generals, und wenig Tage später empfiehlt er dem Direktorium geradezu die Expedition nach Malta und Ägypten, er selbst wolle sie leiten.

Dieser sein Entschluß war wohl von allen Argumenten, die er für das Unternehmen ins Treffen führte, das wirksamste, denn es befreite die Pariser Regierung von dem ehrgeizigen Manne mit seinen herrschsüchtigen Plänen. Am 5. März beschließen die Direktoren die Gründung einer „Kommission zur Beaufsichtigung der mittelländischen Küsten", die in Toulon und Marseille, in Genua, Civita-Vecchia und auf Korsika entsprechende Streitkräfte sammeln soll, und am 12. April stellen sie dem General Bonaparte seine von ihm selbst redigierte Ernennung als Chefgeneral der Orientarmee zu. Er erhielt Vollmacht und Auftrag, sich Maltas und Ägyptens zu bemächtigen — des Ersten, weil dort der Johanniterorden im Jahre 1793 (!) sich gegen die französische Republik erklärt habe, des Zweiten, weil die Mameluckenbeys sich mit den Briten verständigen und „die schrecklichsten Grausamkeiten gegen die Franzosen verüben, die sie täglich quälen, plündern, morden" — dann die Engländer aus ihren Niederlassungen im Osten, soweit er sie erreichen mochte, insbesondere aus dem Roten Meere, zu vertreiben und endlich den Isthmus von Suez zu durchstechen, um den Franzosen den Besitz dieses Meeres zu sichern. In dem Kommando der direkt gegen England bestimmten Streitkräfte sollte er bis zu seiner Rückkehr substituiert werden. Denn daß er nach der Beendigung der ägyptischen Expedition wieder in das Oberkommando der gesamten gegen England gerichteten Streitkräfte zurücktrat, war selbstverständlich. Vom 13. April ist eine geheime Denkschrift aus seiner Feder datiert, worin er nochmals auf das Landungsprojekt zurück kam. Man müsse während des Sommers trachten, das Geschwader von Brest auf 35 Linienschiffe zu bringen und auszurüsten. Zu den 200 Schaluppen an der Nordküste bei Boulogne und Dünkirchen müßten weitere 200 gefertigt werden. Beides könnte bis Ende September bewerkstelligt sein. „Nach Beendigung

der Expedition ins Mittelmeer" würden weitere 14 französische Linienschiffe gleichfalls von dorther zur Eskadre von Brest stoßen und diese so im Oktober und November — bis dahin glaubte er also die ägyptische Unternehmung zu Ende geführt — auf fünfzig Kriegsschiffe gebracht sein. „Dann wäre es möglich, 40.000 Mann nach einem Punkt der englischen Küste zu bringen, während andere 40.000 Mann sich einzuschiffen bereit wären und die holländische Flotte mit 10.000 Mann Schottland bedrohen könnte. Auf solche Weise wäre die Invasion in England im November oder Dezember nahezu sicher", da durch die Expedition in den Orient die Engländer genötigt würden, von ihrer Flotte im Kanal Teile nach Indien und ins Rote Meer zu detachieren. Wer anders sollte dann wohl diese Landung ausführen als er? Noch von Toulon aus apostrophiert er die Expeditionstruppen mit den Worten: „Ihr seid ein Flügel der England-Armee!" und nennt sich in seinen Generalbefehlen „Chefgeneral der England-Armee".*)

Mit einem Eifer, wie ihn seine Umgebung noch niemals an ihm bemerkt hatte, traf er seine Vorbereitungen, und in einem Maßstabe, der den Erfolg verbürgte und den Ruhm des Feldherrn nicht in Zweifel geraten ließ. Jetzt ist es nicht mehr die einfache Expedition, welche 25.000 Mann auf wenigen Fregatten leicht durchzuführen vermochten. Mit einer Armee von 38.000 der besten Krieger auf der größten Flotte, über die Frankreich damals verfügte und die das Übergewicht der Republik im Mittelmeere feststellen sollte, wurde die Orientfahrt unternommen. Später sollte Talleyrand nach Konstantinopel gehen, um in direkten Verhandlungen mit der Pforte den Sultan zu überzeugen, daß der Feldzug nicht ihm, sondern nur den Mamelucken gelte, die, seiner Oberherrlichkeit spottend, Ägypten wie selbständige Fürsten regierten. Ein Stab von über hundert Gelehrten, Mechanikern, Ingenieuren, Architekten, Schriftstellern und Dolmetschen, darunter der Mathematiker Monge und der Chemiker Berthollet, begleiteten den Feldherrn, um das ferne Land wissenschaftlich auszubeuten, die beabsichtigte Kolonisation anzubahnen und die erforderlichen Wasserwege zu eröffnen.

*) Siehe Corresp., IV., 2594.

Auch eine Bibliothek wurde ausgewählt. Ossian und Tassos „befreites Jerusalem“, Homer und Virgil, Rousseaus „Heloise“ und Goethes „Werther“ fehlten darin nicht. Interessant und bezeichnend ist, daß die Bibel, der Koran und die indischen Vedas zusammen mit Montesquieus Werken unter der Rubrik „Politik“ eingestellt wurden. Besonders reichhaltig war die Geschichte vertreten. Natürlich sind Plutarchs Biographien darunter, ebenso Arrians Alexanderzüge und Raynals „Philosophische Geschichte der beiden Indien“. Wir wissen, welch tiefen und nachhaltigen Eindruck das letztere Werk seinerzeit auf Napoleon gemacht hat; die Stelle über Ägypten gewiß nicht zuletzt. Sie lautet: „Beim Anblick dieses Landes, das zwischen zwei Meeren gelegen ist, von denen das eine die Pforte zum Orient, das andere die Pforte zum Occident bildet, faßte Alexander den Plan, den Hauptsitz seines Reiches nach Ägypten zu verlegen und dieses Land zum Mittelpunkt des Welthandels zu machen. Dieser Fürst, der aufgeklärteste aller Eroberer, begriff, daß, wenn es ein Mittel gebe, alle Erwerbungen, die er bereits gemacht oder noch zu machen vorhatte, zu einem Staatswesen zu vereinigen, dies jenes Ägypten sei, welches sozusagen von der Natur dazu bestimmt ist, Afrika und Asien mit Europa zu verbinden.“

Daß diese großen Entwürfe des Mazedoniers Napoleon jetzt besonders lebhaft beschäftigten und zur Nachahmung, zur Überbietung reizten, ist wohl anzunehmen. Seine Phantasie ging ins unermeßlich Weite. Aber wir wissen, wie er sie zügelte. „Ich habe stets zwei Sehnen auf meinem Bogen“, pflegte er zu sagen. Und so übersieht er auch jetzt, bei aller Größe seiner Konzeptionen, nicht das Naheliegende und Erreichbare. Als er von Bourrienne gefragt wurde, wie lange er in Ägypten zu verweilen gedenke, antwortete er: „Wenig Monate oder sechs Jahre; alles hängt von den Ereignissen ab“. Und in der Tat, wie die Dinge lagen, war es nur zu wahrscheinlich, daß binnen „wenig Monaten“ schon ein neuer Krieg auf dem Festlande Europas entbrannte, der der öffentlichen Meinung seinen Namen notwendig ins Gedächtnis zurückführen mußte. Denn durch die Fortschritte der Revolution in Italien, durch die Republikanisierung des Kirchenstaates war man Toskana und Neapel drohend in die Nähe

gerückt, und es war nur zu wahrscheinlich, daß Österreich darauf bedacht sein würde, die verwandten Fürsten und mit ihnen sein eigenes Interesse zu schützen. Die Einmischung in die orientalische Frage mußte Rußland gegen Frankreich aufbringen, dessen Herrscher bereits durch die republikanische Propaganda aus seiner Zurückhaltung aufgerüttelt worden war. Schon spannen sich Fäden zwischen Wien und Petersburg, und das geängstigte England fand sich sicher als Dritter im Bunde ein.*) Gewiß, man irrt, wenn man diese Politik der revolutionären Expansion Bonaparte zur Last legt; Frankreich hat sie bereits seit 1792 verfolgt.**) Aber es ist sicher, daß er sie jetzt insgeheim befürwortete, mit der egoistischen Rücksicht darauf, daß die aus einem neuen Koalitionskriege dem Direktorium erwachsenden Verlegenheiten Dieses völlig in Mißkredit bringen, seine Rückkehr geboten erscheinen lassen und sein Ansehen in Frankreich endlich doch bis zu jener Stufe erhöhen würden, auf der er selbst nach der Herrschaft greifen durfte. Frankreich sollte in Europa geschlagen werden, während er im Orient um seinen Namen frischen Lorbeer wand, das war das Programm seines vaterlandslosen Ehrgeizes. Darum auch die Wegführung der besten Soldaten und Generale. „Ich gehe in den Orient — sagte er zu seinem Bruder Joseph — mit allen Mitteln, die den Erfolg verbürgen. Wenn Frankreich meiner bedarf, wenn die Zahl derjenigen, die wie Talleyrand, Sieyès, Röderer denken, wächst, wenn der Krieg entbrennt und unglücklich geführt wird, dann kehr' ich wieder und bin der öffentlichen Meinung sicherer als jetzt. Ist dagegen die Republik im Kriege glücklich, erhebt sich ein

---

*) Am 21. April wurde in der Sitzung des Direktoriums ein Bericht Talleyrands besprochen, nach welchem Bernadotte aus Wien gemeldet hatte, der englische Gesandte habe dem Kaiser eine neue Koalition mit England, Rußland und Dänemark vorgeschlagen. Jonquière, L'expédition d'Egypte, I., 385.

**) Schon am 25. Mai 1796 schrieb der scharfsichtige Mallet du Pan nach Wien: „In allen Ländern, die man nicht behalten mag, wird man den Republikanismus säen, sich als Alliierten jedes Staates erkennen, der Frankreichs Beispiel nachahmen will, diese Nachahmung mit allen Mitteln hervorrufen, und man schmeichelt sich, auf solche Weise in kurzer Zeit zu erreichen, was seit 1792 einer der ersten und wichtigsten Zwecke des Krieges war."

neuer Feldherr, wie ich, der auf sich die Hoffnungen des Volkes lenkt, gut, dann werd' ich im Orient der Welt vielleicht doch noch mehr Dienste leisten als er."*)

Noch während er in Paris weilte, traten die ersten Anzeichen der neuen Verwickelung auf dem Kontinent hervor. In Rastatt war der österreichische Bevollmächtigte der Forderung des Direktoriums nach dem ganzen linken Rheinufer entgegen getreten, und in Wien hatte Bernadotte die leitenden Kreise brüskiert und die Bevölkerung zu einem Auflaufe gereizt, der seine Abreise zur Folge hatte. Am 23. April kam die Nachricht nach Paris. Die Lage schien ernst. Der Krieg drohte. Napoleon zauderte und verschob seine Abreise. Wir hören, daß er es unangenehm empfunden habe, als er hörte, Bernadotte sei in Rastatt in den für ihn bestimmten Räumen abgestiegen. Sollte Diesem die Kriegführung vorbehalten sein? Nun ist er gegen den Kampf, der sein Friedenswerk in Frage stellte, und will nach Rastatt gehen, um es zu sichern. Das Direktorium selbst war damit zunächst einverstanden. Als man aber hörte, daß Cobenzl nach Wien gereist sei, mit dem allein Bonaparte zu verkehren hatte, und daß Thugut eine Genugtuung für den jüngsten Vorfall versprach, ging die Regierung um so lieber auf eine Verständigung ein, als damit die Verwendung des Generals überflüssig wurde. Der Direktor François begab sich zu Konferenzen nach Selz, die den Frieden aufs neue befestigen sollten, und Napoleon wurde von Barras wieder auf die ägyptische Expedition verwiesen. Hatte er jetzt wirklich, wie Miot es ihm in seinen Memoiren nachsagt, nur nach Rastatt gestrebt, um dort in Verhandlungen, die Krieg und Frieden in seine Hände legten, seinem Ehrgeiz zu dienen? Dachte er wirklich, wie Matthieu Dumas in seinen Erinnerungen berichtet, einen Augenblick wieder an Staatsstreich und Diktatur? Die Direktoren scheinen es vermutet zu haben und bestehen auf seiner Abreise. In der Nacht vom 3. auf den 4. Mai verläßt er Paris, um in Toulon sich einzuschiffen.

Im Hafen von Toulon waren die Zurüstungen mit dem größten Eifer betrieben worden. Ihre eigentliche Bestimmung

*) Du Casse, Mémoires du roi Joseph, I., 71.

kannten nur sehr wenig Personen. Zwar war von Ägypten mehrfach die Rede gewesen, auch in den Blättern hatten Notizen darüber gestanden, aber gerade deshalb glaubte man umsoweniger an den Ernst eines Wagnisses, das den besten General Frankreichs in kritischer Zeit in die Ferne trieb. Und doch war es so. Am 19. Mai 1798 lichtete die Flotte mit einem Teile der Expeditionsarmee und dem Chefgeneral an Bord des Admiralschiffs „Orient“ die Anker. Zur selben Zeit liefen aus Genua, Ajaccio und Civita-Vecchia die Divisionen Baraguay d'Hilliers, Vaubois' und Desaix' aus und vereinigten sich mit dem Touloner Geschwader zu einer imposanten Streitmacht von fünfzehn Linienschiffen, (darunter dreizehn Schlachtschiffe), ebensoviel Fregatten, acht Korvetten und einer Anzahl kleinerer Kriegsfahrzeuge mit zusammen an zweitausend Geschützen als Bedeckung der dreihundert Transportschiffe, welche die Expeditionstruppen trugen. Unter den Divisionären, die den Feldzug mitmachten, finden wir außer Berthier, dem Generalstabschef, und den früher Genannten noch Kleber, Menou, Reynier, Dugua; unter den Brigadegeneralen die später so stolz klingenden Namen eines Lannes, Davout, Murat, Andréossy u. a.; den Oberstenrang bekleideten damals noch Marmont, Junot, Lefebvre und Bessières.

Die größte Gefahr drohte dem Unternehmen von den Engländern, die zwar früher zur eigenen Sicherheit gegen die mit Frankreich verbündeten Spanier und Holländer, und aus Besorgnis vor der französischen Landung, ihre Flotte aus dem Mittelmeer weggezogen hatten, dann aber doch auf die Touloner Schiffe aufmerksam geworden waren und sich eben entschlossen hatten, sie durch ein Geschwader unter Admiral Nelson beobachten zu lassen. Napoleon hatte von dieser Absicht keine Ahnung. Zu seinem Glück war, wenig Tage bevor er auslief, Nelson durch ein Unwetter aus seinem Hinterhalt vertrieben worden und erst wieder auf seinen Posten zurückgekehrt, als die Franzosen bereits davon gefahren waren. Unsicher, wohin sie sich gewendet hatten, suchte er sie in Sizilien und Neapel, während sie sich der ersten wichtigen Etappe auf ihrem Zuge bemächtigten: Malta's.

Schon seit einem Jahre waren einzelne von den Rittern des Johanniterordens, in dessen Besitz die Insel seit Karl V.

sich befand, durch französisches Geld gewonnen worden. In der Bevölkerung regten sich revolutionäre Absichten. Der Großmeister, Herr von Hompesch, war ein unfähiger, kurzsichtiger Mann, der völlig den Kopf verlor, als er unter den Ordensleuten Verrat und bei den Soldaten wenig Kampfeslust bemerkte; er leistete Bonaparte fast keinen Widerstand und übergab am 13. Juni 1798 die mächtigen Bastionen von Lavalette, ohne auch nur den Versuch zu wagen, sie bis zum Einlangen eines englischen Entsatzes zu halten. Es war eine wenig ehrenvolle Kapitulation — ein Wort, welches Napoleon übrigens in der Urkunde vermied, um, wie er sarkastisch meinte, nicht eine Bezeichnung zu gebrauchen, die in den Ohren eines einst so kriegsberühmten Ordens übel klingen würde.*) Die Güter der Johanniter wurden mit Beschlag belegt, die Ritter zogen, mit kärglichen Pensionen bedacht, von dannen, mehrere unter ihnen in der Armee des Siegers, dessen Name durch diese Eroberung in Frankreich eine neue Glorie erhielt. Nun müsse, schrieb Talleyrand an den Gesandten in Konstantinopel, der Handel des Mittelmeeres gänzlich in französische Hände gelangen.

Von Malta, wo eine entsprechende Besatzung zurückblieb, nach Osten segelnd, erhielt Napoleon auf der Höhe von Candia die erste Nachricht, daß er durch ein starkes englisches Geschwader verfolgt werde. Das paßte schlecht zu seinen Entwürfen. Denn nicht nur die ägyptische Expedition, sondern auch die für später geplante Landung in England, beruhten auf der Voraussetzung, daß die französische Flotte Herrin des Mittelmeeres b l e i b e n werde, wenigstens so lange, um den Besieger der Mamelucken wieder zurückzubringen. Jetzt galt es vor allem, mit den Hunderten von Transportschiffen dem Feinde zu entkommen und Alexandrien zu erreichen. Bonaparte bewies hier, daß er, wenn er seiner Neigung gemäß seinerzeit zur Marine kommandiert worden wäre, Frankreich einen sehr tüchtigen Admiral geliefert hätte. Er wußte dadurch, daß er an der Südküste von Candia hinfuhr, der nahen Gefahr zu entrinnen. Nelson hatte ihn im Golf von Neapel nicht vorgefunden und

*) „Par ménagement pour l'honneur chevaleresque." (D o u b l e t, Mémoires, p. 207.)

beschlossen, nach Ägypten zu steuern. Er tat dies an der Nordküste Afrikas und eilte in seinem Eifer, den Feind zu treffen, so sehr, daß er die Franzosen überholte und noch vor ihnen an der Rhede von Alexandrien anlangte — nur um dieselbe, als er sie leer fand, sogleich wieder zu verlassen und nach Syrien zu fahren. Unmittelbar hinter ihm traf am 1. Juli die französische Flotte in Ägypten ein und fand Zeit, die Expeditionsarmee auszuschiffen.

Noch auf hoher See, am 22. Juni, hatte der Chefgeneral in einem Armeebefehl seine Soldaten auf die Aufgabe vorbereitet, die ihrer harrte: „Soldaten! Ihr steht im Begriffe eine Eroberung zu machen, deren Folgen für die menschliche Kultur und den Handel der Welt unberechenbar sind. Ihr bringet England den sichersten und empfindlichsten Schlag bei, bis ihr ihm endlich den Todesstoß versetzen werdet. Wir werden einige ermüdende Märsche machen, mehrere Gefechte liefern, wir werden siegen, das Geschick ist für uns". Er ermahnt sie, die Religion der Mohammedaner und ihre Muftis zu respektieren. „Die Völker, mit denen wir zusammentreffen werden, behandeln die Frauen anders als wir; gleichwohl ist, wer ihnen Gewalt antut, überall ein Scheusal. Plünderung bereichert nur wenige, entehrt alle, zerstört die Hilfsquellen und macht uns denen verhaßt, die zu Freunden zu haben unser Interesse erfordert. Die erste Stadt auf unserm Wege hat Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Erinnerungen großer Taten begegnen, würdig von Franzosen nachgeahmt zu werden". Für manchen mochte aber deutlicher geklungen haben, was er noch in Toulon verhieß: greifbare Erfolge, wie in Italien, und sechs Acker Grundes überdies.*)

Auch an die Eingeborenen des Landes wendete sich Bonaparte, nachdem er am 2. Juli Alexandrien genommen hatte. Eine arabische Proklamation schilderte ihn als Freund des Sultans, gekommen um dessen Feinde, die Mamelucken, zu vernichten und das ägyptische Volk aus ihrer Tyrannei zu erlösen. Er verkündete die Gleichheit aller Menschen vor Gott, den er auch im Alkoran anerkenne, erklärte sich und

*) Nach dem Zeugnis seines Adjutanten Sulkowski. S. Jonquière, I. 464 und Vigo Roussillon, Mémoires militaires, Revue des deux mondes, 100, 582.

seine Armee als „wahre Muselmanen“ und erzählte, um mehr Vertrauen zu erwecken, wie er den Papst besiegt und die Malteser-Ritter vernichtet habe. Ob diese Worte auf das stumpfe Volk der Fellahs viel Eindruck gemacht haben werden? Wohl kaum. Sie fügten sich eben der neuen Invasion wie jeder anderen Herrschaft, wenn auch nicht ganz willig. Wichtiger und wirksamer war, daß die Ankömmlinge sich als Freunde des Sultans gaben, was ihnen eine Zeit hindurch bei der moslemischen Bevölkerung der größeren Städte zustatten kam. Zum Unglück ward eine der Gesandtschaften, die der General mit aller Zuvorkommenheit empfangen hatte, als sie ihn verließ aus Versehen niedergeschossen, was das Zutrauen zu den „Befreiern“ nicht eben erhöhte. Bonapartes eigentlicher Feind aber, die bewaffnete Macht des Landes, war das Reitervolk der Mamelucken. Ursprünglich, im 12. Jahrhundert, die aus erkauften Sklaven gebildete Leibwache der Khalifen, hatten sich die Mamelucken bald selbst der Herrschaft über Ägypten bemächtigt, bis sie im 16. Jahrhundert von den Osmanen besiegt wurden und Sultan Selim I. die Verwaltung des Landes als einer türkischen Provinz vierundzwanzig ihrer Häuptlinge übertrug. Als dann wieder die osmanische Macht abnahm, wurde auch die Stellung der Beys, von denen jeder über ein ansehnliches Reitergefolge verfügte, mehr und mehr unabhängig, und die Oberhoheit des Sultans schrumpfte auf den bloßen Namen ein. Zur Zeit, als Bonaparte den Kampf gegen sie aufnahm, geboten ihre beiden Feldherrn, Ibrahim und Murad Bey, über 8 bis 10.000 Mann vortrefflich gerüsteter und geübter Reiter, die mit Säbel, Wurfspieß und Feuergewehr virtuos zu hantieren wußten, aber auch sonst über keinerlei reguläre Truppen; die Infanterie waren schlecht bewaffnete Fellahhorden, Artillerie fehlte fast gänzlich, nur die kleine Nilflotille hatte einige Kanonen. Schwärme von Arabern, die den Türken ebenso feindlich gesinnt waren wie den Franzosen, wurden zumeist nur den Kurieren und den Marodeuren gefährlich. Das waren Verhältnisse, die, bei der vierfachen Übermacht der Franzosen, deren Sieg nicht zweifelhaft erscheinen ließen. Was ihn erschwerte waren andere Momente.

Vor allem eine entmutigende Enttäuschung. Geich Alexandrien, jetzt nur noch ein Zwölftel jener Metropole der

Kultur, welcher der mazedonische Held den Namen gab, der Rest in Schutt und Schmutz versunken, blieb weit unter jeder Erwartung. Als dann Napoleon am 7. Juli nach Kairo aufbrach und anstatt des etwas längeren bequemeren Weges über Rosette und den Nil entlang, den kürzeren durch die Wüste wählte, waren die Strapazen durch Durst, Hunger und Hitze so ungeheuere, daß die künstlich genährten Vorstellungen von dem Paradies im Osten jäh zusammenbrachen. Die Soldaten murrten, drohten mit Umkehr, machten den Feldherrn für ihre Leiden verantwortlich und verhöhnten die Gelehrten, denen sie an der Enttäuschung Schuld gaben. In den Fellahdörfern fand sich keinerlei Kultur, Getreide in Fülle, aber weder Mühlen noch Backöfen, als Getränk höchstens schlammiges Zisternenwasser. Nicht wenige starben vor Durst, andere, vom Heimweh gefoltert, töteten sich selbst. Bis in die Reihen der höheren Offiziere reichte die Entmutigung hinauf. Als man bei Ramanieh den Nil erreichte, bekam man mit dem Feinde zu tun, der in einzelnen Trupps die Divisionen umschwärmte, sodaß nur in geschlossenem Viereck, die Artillerie, den Train und die geringe Reiterei in der Mitte, marschiert werden konnte, was auf dem welligen und sandigen Boden überaus beschwerlich war. Bei Schebrachit traf man am 13. Juli auf das Gros der Armee Murad Beys, der sich aber nach einem Kampfe der beiden Nilflotillen ohne Gefecht zurückzog.*) Erst bei den Pyramiden, die man am 19. Juli bei Omm Dinar, drei Meilen vor Kairo, erblickte, sollte es zu einer ernsten Aktion kommen. Unter Mühsal und Beschwerden, von 2 Uhr morgens an marschierend, waren die Franzosen an den Punkt gelangt, wo sich Murad bei

*) Es soll hier an einem Beispiele für sehr viele andere gezeigt werden, in welchem Maße die Taten der Orientarmee sich vergrößerten, bis sie in den Berichten Bonapartes an das Direktorium Paris erreichten. Marmont in seinen Memoiren erwähnt bei Schebrachit nur 4 oder 5 Mamelucken, die in wahnwitzigem Ungestüm an ein Karree heranstürmten und niedergemacht wurden. In einem Briefe an den in Alexandrien zurückgebliebenen Menou vom 15. Juli beziffert Napoleon den Verlust des Feindes mit 50 Toten und Verwundeten. In seinem Bericht an das Direktorium aber, vom 24. Juli 1798, ist sogar von einer „Schlacht bei Schebrachit“ die Rede, wobei der Feind 300 Mann verlor. Er hat es später offen ausgesprochen, daß ein Staatsmann perfekt lügen können müsse. Und der Unterhändler von Udine und Passariano war ein Staatsmann.

Embabeh verschanzt hatte und nun, am 21. Juli, mit etwas mehr als 5000 Reitern und einem Haufen bewaffneter Fußknechte der geordneten Übermacht entgegentrat. Es war nicht erst nötig, den Mut der republikanischen Armee mit den Worten: „Soldaten! Bedenkt, daß vierzig Jahrhunderte auf Euch herabsehen!“ anzufachen. Schon die numerische Überlegenheit ließ den Sieg leicht erscheinen, und die Sehnsucht, der Wüste zu entrinnen, steigerte von selbst die Kampflust. Der Ausgang war, wie er nicht anders sein konnte. Von den fünf Divisionen Bonapartes, die alsbald in Karrees von 6 Mann Tiefe formiert waren, die Kanonen an den Ecken, Stab und Bagage im Innern, wurde zuerst die des Generals Desaix von Murad mit Ungestüm attaquiert. Hier zurückgewiesen, wiederholte der Mamelucke den Angriff auf die Divisionen Reynier und Dugua (bei der sich Bonaparte befand), mit dem gleichen Mißerfolg. Dann sprengte er von dannen. Sein Lager bei Embabeh fiel nach kurzer Wehr mit reicher Beute den Siegern in die Hände. Ibrahim, der mit einem Teile der Mameluckenarmee jenseits des Nils bei Bulak gestanden hatte, gab seine Stellung auf und zog ostwärts an den Rand der syrischen Wüste. Die Schlacht bei den Pyramiden hatte die Feinde getrennt und Kairo in die Hände der Sieger geliefert. Am 22. Juli besetzten die Franzosen die Stadt, und am 24. bezog Napoleon den Palast Mohammed-Beys am Esbekieh-Platze als Hauptquartier.

Wenn er bisher, den Klagen der Truppen zu begegnen, Kairo mit seiner Pracht und seinen Schätzen als Trost in Aussicht gestellt hatte, so brachte, was man in der Stadt mit ihren 300.000 Einwohnern vorfand, nur wieder eine neue Ernüchterung. Man fand zwar für Geld seine Nahrung, aber von dem erhofften Wohlleben war nicht die Spur vorhanden; alles, bis auf das verlassene Mameluckenviertel, starrte in Armut und Unsauberkeit. Der Verdruß in der Armee stieg. Die zahlreichen Briefe, welche Soldaten und Offiziere in ihrem Unmut nach Hause schrieben und die von den Engländern aufgefangen und veröffentlicht wurden, bezeugen den Geist der Unzufriedenheit, der sich geltend machte. Bonaparte hatte vollauf zu tun, um zu strafen, zu beschwichtigen, zu versprechen, daneben die tausend Geschäfte der Organisation

der Verwaltung zu besorgen, die Bekämpfung des Feindes anzuordnen, der sich nur zurückgezogen hatte, um sich zu neuen Schlägen zu sammeln. Und dabei kam keine Nachricht aus Europa. Dagegen aus Alexandrien eine Botschaft von niederschmetterndem Gewicht: am 1. August war die englische Flotte unter Nelson wieder an der ägyptischen Küste erschienen und hatte auf der Rhede von Abukir die französische vernichtet!

Bonaparte hatte gewünscht, die Eskadre unter Admiral Brueys in den alten Hafen von Alexandrien gebracht zu sehen, ließ aber, woferne dies nicht zu bewerkstelligen wäre, die Frage offen, ob sie nicht auf der Rhede von Abukir eine sichere Verteidigungsstellung nehmen könnte; wäre beides nicht möglich, so sollte der Admiral unter Zurücklassung einiger Fregatten und der leichten Kriegsfahrzeuge nach Korfu segeln.*) Brueys entschied sich, da der Eingang des Hafens nicht für alle Schiffe passierbar war, für die offene Rhede, wo er die Flotte verankerte und seine Position für fest genug erklärte, um den Feind zu erwarten, da er nach einer Seite durch die Küste geschützt sei und kein feindliches Schiff zwischen den seinigen und dem Lande Stellung nehmen könne. Verhängnisvoller Irrtum. Am 1. August erschien Nelson, der in Hast und Aufregung bisher vergebens die Spur des Feindes gesucht hatte, mit seinem Geschwader und stürzte sich alsbald auf die Franzosen, von deren Fahrzeugen ein Teil der Bemannung gar nicht zur Stelle war. Nun zeigte sich, daß Brueys' Position sehr wohl angreifbar gewesen und daß die englischen Linienschiffe, obgleich geringer an Zahl, mit Geschick und verwegener Kühnheit geführt, sich doch zwischen den Feind und die Küste zu drängen vermochten. Und einmal unter zwei Feuer gebracht, erlag eines der republikanischen Fahrzeuge nach dem andern. Aller Heldenmut konnte nicht mehr helfen. Brueys büßte seinen Irrtum mit dem Tode. Der „Orient“ flog mit ihm und der Bemannung in die Luft. Unter dem Rufe „Vive la République!“ starben die tapferen Kämpfer. Es war ein Sieg, wie bis dahin noch nie einer zur See errungen wurde. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten rettete der Kontreadmiral Villeneuve in die

*) Corresp., IV. 2728.

Flucht. Einige andere Fregatten waren vorher in den Hafen bugsiert worden. Alles Übrige war vernichtet oder in des Feindes Händen.*)

Bonaparte erhielt die Nachricht auf der Rückkehr von einem Zuge gegen Ibrahim nach Osten, während er zu gleicher Zeit, allerdings erfolglos, mit Murad unterhandeln ließ. Anfangs nahm er die Botschaft mit vollkommener Fassung entgegen, ja er fing sofort an — es war in Marmonts Zelt — ihre Tragweite zu schätzen. Man sei nun auf Ägypten allein angewiesen, sagte er; aber dieses Land habe früher ein ganzes mächtiges Königreich gebildet; jedenfalls sei es ein Stützpunkt für Eroberungen beim Zusammenbruch der türkischen

*) Wenn Napoleon in seinen Berichten über die Niederlage der Flotte an das Direktorium und in seiner Darstellung auf S. Helena die Schuld allein auf Brueys wälzte, so war dies, wie an der Hand seiner eigenen Briefe und der jüngst veröffentlichen Dokumente erwiesen werden kann, unrichtig. Es ist unrichtig, wenn er nach Paris schreibt: „Als ich von Alexandrien wegging, befahl ich dem Admiral, binnen 24 Stunden in den Hafen einzufahren oder, wenn dies nicht möglich wäre, nach Korfu zu segeln“, denn er selbst hatte daneben die Alternative der Rhede von Abukir aufgestellt. (S. oben.) Es ist vielmehr sicher, daß er noch in Alexandrien sich mit Brueys über die Position auf der Rhede geeinigt hatte. Denn er schrieb am 7. Juli von dort an Kleber: „Das Geschwader wird bei Akubir ankern und zwar so, daß es durch die Batterien, die wir errichten, gedeckt ist.“ Daß eine Unterredung mit Brueys vorausgegangen war, bezeugt der Schiffsfähnrich Lachadenède in seinen gleichzeitigen Aufzeichnungen: „Der Admiral kam an Land, um die Befehle des Chefgenerals entgegenzunehmen. In dieser Unterredung wurde vereinbart, daß, wenn man nicht nach Alexandrien einfahren könne, die Flotte sich bei Abukir vor Anker legen solle.“ (Jonquière, II. 91.) Später kamen dem Admiral Zweifel. Am 13. Juli schreibt er an Bonaparte: „Diese Rhede liegt doch zu sehr offen, als daß ein Geschwader einem überlegenen Feinde gegenüber eine militärische Position nehmen könnte. Die Piloten hoffen, im alten Hafen endlich eine Passage gefunden zu haben.“ (Jonquière, II., 248.) Am 27. und 30. Juli erwidert ihm der Chefgeneral aus Kairo: da nach allem, was er höre, eine Einfahrtsstelle gefunden sei, nehme er an, daß die Flotte sich im alten Hafen befinde. Die Briefe kamen zu spät. Brueys war vom Nahen Nelsons unterrichtet worden und wollte von ihm nicht während der Einfahrt überrascht werden. Auch war er von Lebensmitteln so entblößt, daß er zunächst vor Anker liegen bleiben mußte. S. seinen Brief an Menou vom 24. Juli bei Guitry L'armée de Bonaparte en Egypte, p. 119. In Paris aber nahm man später wirklich an, er habe Bonapartes Befehlen zuwidergehandelt.

Herrschaft, eine Offensivposition gegen England. „Vielleicht sind wir bestimmt“, rief er Marmont zu, der in seinen Memoiren darüber berichtet, „das Aussehen des Orients zu verändern und unsere Namen denjenigen zur Seite zu stellen, welche die alte und die mittelalterliche Geschichte mit der größten Auszeichnung unserm Gedächtnis einprägt.“ Man müsse nur den Kopf oben behalten, in solchen Augenblicken bewähre sich der überlegene Charakter. Das waren mutige Worte, die ihre Wirkung auch nicht verfehlten. Den ganzen Eindruck aber, den die Kunde auf den Feldherrn übte, sprachen sie nicht aus. Der Verlust der Flotte hatte ihn härter getroffen, als er merken ließ. Nach seinen Plänen, die wir kennen, hatte er Ägypten zu erobern und dessen Besitz zu sichern gedacht, dann aber heimkehren wollen, wenn unterdes der neue Krieg auf dem Kontinent und dessen Wechselfälle seinen Degen im Preise gehoben hätten. Bourrienne versichert: „Nach dem, was mir Bonaparte vor der Nachricht des 1. August mitgeteilt, wollte er, wenn einmal der Besitz Ägyptens gesichert war, mit der Flotte, die nunmehr hier nichts nützen konnte („devenue désormais inutile“) nach Toulon zurückkehren, von dorther Verstärkungen und Proviant nach Ägypten senden, die Flotte aber mit denjenigen Streitkräften vereinigen, welche die Regierung bis dahin gegen England gesammelt haben würde, dessen Marine er dann überlegen zu werden hoffte. Der Verlust seiner Schiffe zerbrach diese Kombinationen“.*) Aber er tat noch weit mehr, er brachte selbst für die Stellung in Ägypten ernste Gefahren.

Napoleon hatte gehofft, den Sultan über die Natur seiner Expedition täuschen oder hinhalten zu können. Das hatte Talleyrand als außerordentlicher Gesandter besorgen sollen. Dieser jedoch wagte es nicht mehr, seitdem die

*) Mémoires, II. 133. Bourrienne so wenig, wie Napoleon konnte damals schon wissen, daß das Direktorium von dem Plan einer Landung im nächsten Herbste bereits zurückgekommen war und die in den Nordhäfen stationierten Schiffe den Irländern zu Hilfe geschickt hatte, die sich Ende Mai 1798 gegen England erhoben. Diese Hilfsaktion hatte nur Verluste im Gefolge. In einzelnen Expeditionen verzettelt, teils verloren, teils verschlagen, war von einer neuen Konzentration der maritimen Streitkräfte im Norden fürs erste nicht mehr die Rede.

Engländer im Mittelmeer aufgetaucht waren — vorausgesetzt, daß es überhaupt je seine Absicht gewesen war — und überließ das Geschäft dem Geschäftsträger Ruffin in Konstantinopel.*) Der Großherr, der schon durch Napoleons Zettelungen mit dem Pascha von Janina und den Griechen mißtrauisch geworden war, schwankte lange Zeit zwischen der Freundschaft mit der Republik und einer Allianz mit Rußland, die ihm von Zar Paul I. nahe gelegt wurde, dessen politische Kreise durch Frankreichs Übergreifen in den Orient und die Wegnahme Maltas gleichfalls gestört worden waren. Da drang die Kunde von der Vernichtung der französischen Flotte an den Bosporus und entschied gegen das Direktorium. Was man für unmöglich gehalten hatte, wurde zur Tat: Rußland riß die von England bearbeitete Türkei mit sich fort, damit sie ihre Souveränitätsrechte über die ionischen Inseln und Ägypten gegen die Eindringlinge verteidige. Am 1. September erklärte die Pforte den Krieg an Frankreich, setzte den französischen Geschäftsträger gefangen und bemächtigte sich mit Rußlands Hilfe der Inseln im ionischen Meere.

Bonaparte erfuhr nicht sogleich von dieser Wendung der Dinge. Aber er ahnte sie bald. Allsogleich nach seiner

*) Talleyrands Haltung in dieser Sache ist nicht klar. Miot (Mémoires, I. 221) meint, er habe sowohl Bonaparte als dem Direktorium gegenüber unaufrichtig gehandelt. Es scheint nun, daß er wohl den Gesandtenposten ins Auge gefaßt hatte, als er im Mai 1798 seine Stellung als Minister erschüttert sah, und Napoleon dieser seiner Absicht bei dessen Abreise versicherte; denn er sagte zu dem preußischen Gesandten in jener Zeit: „Ich werde wahrscheinlich abgesetzt werden von einem Posten, auf dem ich nur Verdruß hatte. Vielleicht werde ich zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, was ich wünsche und annehmen werde.“ (Bailleu, I. 208.) Als er aber, kurz nachher, wieder fester im Sattel saß, dachte er nicht mehr daran, an den Bosporus zu gehen, sondern schlug einen Anderen (Descorches) für die Stelle vor. Bonaparte wußte von diesem Entschluß des befreundeten Ministers nichts. Er schrieb am 22. August 1798 an den Großvezier, das Direktorium habe Talleyrand zum Gesandten ernannt, er dürfte bereits in Konstantinopel eingetroffen sein, und am 7. Oktober an das Direktorium, „es sei sehr wichtig, daß ein Gesandter über Wien nach Konstantinopel geschickt werde, Talleyrand solle sich hinbegeben und sein Wort halten“. Am 11. Dezember schreibt er an diesen selbst — nach Konstantinopel. (Corr., IV. 3076, V. 3439, 3748.)

Landung in Ägypten hatte er dem Großvezier und dem Statthalter von Syrien, Achmed Pascha — seiner Grausamkeit wegen Djessar (Schlächter) genannt — seine Freundschaft entbieten lassen und wie sein Zweck kein anderer sei, als die Interessen des französischen Handels gegen die Mamelucken zu schützen. Auf diese Briefe war keine Antwort erfolgt. Dagegen vernahm er anfangs Oktober, die Pforte habe allenthalben die französischen Konsuln verhaften lassen. Aber noch hatte er keine Gewißheit über die Haltung der Türkei. Lautete sie ungünstig, dann ward ihm die doppelte Aufgabe, die Position, die er hier erkämpft, nicht nur gegen die Abneigung der arabischen Bevölkerung und gegen die Streitmacht der Mamelucken, sondern auch gegen den rechtmäßigen Herrn des Landes, den Sultan, zu verteidigen. Nach der Niederlage seiner Flotte bei Abukir, die in der Heimat gewiß einen schlechten Eindruck machte, bedurfte er neuer Triumphe um ihn rasch zu verwischen; die Lorbeeren, die er in der Schlacht bei den Pyramiden gepflückt — und wenn er die Verlustziffer des Feindes verzehnfachte — reichten für seine persönliche Geltung nicht mehr aus. Und er war doch nach Ägypten gegangen, um seinen Ruhm zu stärken. Am 8. September schrieb er dem Direktorium: „Ich erwarte Nachrichten aus Konstantinopel. Ich kann nicht, wie ich Euch versprach, im Oktober in Paris sein, wohl aber um einige Monate später.“

Während dieses bangen Harrens fand Napoleon Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Volk von Ägypten die Fremdherrschaft nur mit dem größten Widerwillen ertrug und daß ihm hier seine Sympathien für den Islam nicht viel halfen. Sogleich nach seinem Einzug in Kairo hatte er für die Administration des Landes rasch sehr wertvolle Vorkehrungen getroffen. In der Hauptstadt selbst hatte ein Divan von neun Mitgliedern (durchwegs Scheikhs) die Regierung zu führen, zwei Polizeibeamte, ein Komitee für die Approvisionierung der Stadt, eines für die Beerdigung der Toten zu ernennen und jeden Tag zusammenzutreten. Eine türkische Polizeiwache wurde dem französischen Kommandanten untergeordnet. Gleiche Einrichtungen galten für die Provinzen, wo die Divans sieben Mitglieder zählten, die alle Beschwerden

an Bonaparte gelangen lassen, für den Frieden unter den Dörfern sorgen und das Volk aufklären sollten. Ein Janitscharenaga, der sich mit dem französischen Kommandanten zu verständigen hatte, ward mit seiner Garde für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe verantwortlich gemacht; ein Intendant hatte mit seinen Beamten die Steuern in der Höhe einzuheben, in der sie bisher an die Mamelucken geleistet worden waren. Alles Eigentum blieb seinen Besitzern, die frommen Stiftungen den Moscheen. Das Recht wurde, wie bisher, gehandhabt. Diesen Zugeständnissen stand freilich eine empfindliche Strenge zur Seite. „Die Türken", schreibt Bonaparte am 31. Juli an Menou, „können nur durch die größte Strenge regiert werden. Ich lasse täglich 5 bis 6 Köpfe in den Straßen von Kairo abschneiden. Wir mußten sie bisher schonen, um den Ruf des Schreckens zu zerstören, der uns voranging; heute aber muß man den Ton anstimmen, auf den diese Völker gehorchen, und sie gehorchen nur, wenn sie fürchten." Anfänglich hatte er bloß die Mameluckengüter konfisziert und die andere Bevölkerung mit Kontributionen verschont. Jetzt, nach der Schlacht bei Abukir, wo die Armee von allem Zuschuß abgeschnitten war und empfindlicher Geldmangel eintrat, änderte er dieses System einigermaßen. Jetzt wurden auch die Religionsgüter besteuert und eine neue Häusersteuer eingeführt, die man als drückend empfand. Dann versuchte es Napoleon mit Lotterie und Papiergeld, das Letztere in Appoints zu 50 Franken, die der Direktor der Münze denjenigen auszustellen hatte, die ihr Silberzeug oder ihren Goldschmuck gegen Geld vertauschen wollten. Es entstand eine förmliche Suche nach derlei Schätzen und man wird an Mephistos Finanzkunst erinnert. Diese Maßregeln beeinträchtigten einigermaßen das volkstümliche Ansehen „Ali Bounaberdis", wie die Einheimischen den Chefgeneral nannten, nachdem er im Burnus der Nilfeier beigewohnt hatte, ungefähr wie auch Alexander in Asien persische Gewänder trug. Überdies waren, seit der Wendung in der Politik der Pforte, türkische Agenten von Syrien her nach Ägypten gekommen und wiegelten das Volk auf. Fermane des Sultans, die Bonaparte die Absicht zuschrieben, er wolle den Islam zerstören, wurden in den Moscheen verlesen und

reizten zum Widerstand. Nebenher hatte das Gerücht, der Sultan habe Frankreich den Krieg erklärt, Djezzar sei aus Syrien im Anmarsch, die Franzosen müßten abziehen, wollten jedoch vorher die Stadt verbrennen, die Gemüter maßlos erhitzt. Im Oktober kam es zum offenen Aufstand. Der Pöbel stürmte gegen die Häuser der Fremden und ermordete eine Anzahl Franzosen, darunter fünfundzwanzig kranke Soldaten; auch der Stadtkommandant wurde getötet; die Massen ergriffen die Waffen und organisierten die Revolution. Napoleon ließ das aufständische Stadtviertel einschließen und die große Moschee darin bombardieren. Bald war die Bewegung völlig niedergeschlagen. Um sich gegen eine Wiederholung zu sichern, ließ er sogleich eine Anzahl Gefangener köpfen, und in den folgenden Nächten je dreißig. Das werde ihnen eine gute Lehre sein, meinte er in Briefen an die Generale. Er habe geglaubt, mit Milde wirken zu können, aber hier sei nur Einschüchterung von Erfolg.*)

Die Zeit der Ruhe, die auf das Strafgericht folgte, wurde zur weiteren Ausbildung der inneren Organisation und zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten verwendet. Die mitgebrachten Gelehrten Frankreichs hatten ein „Institut“ gebildet, das sich in vier Klassen teilte, mit Forschungsarbeiten und Vorträgen über das Wesen und die Kultivierung des Landes. Die Berichte über die Sitzungen erschienen in einer Zeitschrift: „La décade égyptienne“, die Arbeiten in besonderen Bänden, Nachrichten politischer und lokaler Art im „Courrier d'Egypte“. Die Eröffnung des Institutes hatte am 23. August 1798 stattgefunden, Monge war zum Präsidenten, Bonaparte zum Vizepräsidenten, der Physiker Fourier zum Sekretär erwählt worden. In den Sitzungen der Sektionen — an jedem fünften Tag — fanden Fragen, die der Feldherr den Gelehrten bezüglich der Verbesserung von Einrichtungen für die raschere Verpflegung der Armee u. dergl. vorlegte, ihre Beantwortung. Er fragte aber auch nach dem Stande der Jurisprudenz und des Unterrichtswesens und den möglichen Reformen auf diesen Gebieten. Endlich wurde hier das reiche

*) Die Anzahl der Hingerichteten ist von royalistischen Schriftstellern bis auf 60.000 übertrieben worden. Napoleon gibt 2000 bis 2500 an. Corr., V., 3538, 3539. Andere Berichte nehmen auch diese Zahl als zu hoch gegriffen an. (S. Jonquière, III. 284.)

Material für jenes großartige wissenschaftliche Sammelwerk geschafft, das zehn Jahre später, als „Beschreibung Ägyptens“ zu erscheinen begann und den Grund zur Erforschung des Landes nach jeder Richtung legte. Ein französischer Offizier fand zu Rosette den dreisprachigen Denkstein, der dann Champollion zur Entzifferung der Hieroglyphen führte. In einer dieser gelehrten Sitzungen soll Bonaparte — erzählt ein Offizier der Expedition — mit Berthollet in Streit geraten und, was ihm oft passierte, heftig geworden sein. Da habe der große Chemiker ruhig bemerkt: „Du hast Unrecht, Freund, denn Du wirst grob.“ Als dabei der Chefarzt Desgenettes sich auf die Seite des Naturforschers stellte, brach Napoleon los: „Ich sehe schon, daß hier alles zusammenhält. Die Chemie ist die Küche der Medizin und diese die Wissenschaft der Meuchelmörder.“ Worauf Desgenettes kalt zurückgab: „Und wie würden Sie, Bürger General, die Kunst der Eroberer definieren?“

Die Nachricht von der Kriegserklärung der Türkei, die im Oktober die Kairoten aufgeregt hatte, war richtig gewesen, diejenige vom Anmarsche Djezzars nur verfrüht. Ende Dezember 1798, als Bonaparte nach Suez gegangen war, um den Spuren des alten Kanals nachzuforschen, der einst den Nil mit dem Roten Meere verband und in der Zukunft den Verkehr mit Indien ermöglichen konnte, und um nebenbei die Wunder Mosis zu erproben, erhielt er die Botschaft, Truppen Achmed Paschas wären in Ägypten eingebrochen und hätten sich im Grenzfort El Arisch festgesetzt. Sofort traf er seine Anordnungen für einen Offensivzug nach Syrien. Hier ergab sich die Gelegenheit zu neuen Siegen, und er ergriff sie mit Eifer. Zu seiner innersten Beruhigung hatten zwei Franzosen, Hamelin und Livron, die auf einem Ragusaner Frachtschiff Ende Januar 1799 nach Alexandrien gekommen waren, gemeldet, daß noch immer auf dem Kongreß in Rastatt verhandelt werde und daß nur Neapel allein mit Frankreich in Krieg geraten sei. Das war, was Napoleon wünschte: die Sicherheit, daß der große Kampf auf dem Kontinent noch nicht entbrannt war, und doch zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß er, entzündet an dem Streitfall mit

Neapel, nicht lange werde auf sich warten lassen. Daß es dann seine Absicht war, nach Hause zurückzukehren, hatte er bereits im Oktober dem Direktorium eröffnet; er tat es jetzt in einem Briefe vom 10. Februar 1799, bevor er nach Syrien aufbrach, neuerdings.*)

In demselben Schreiben tat er seinen Plan kund, den er mit dem Marsche nach Syrien verfolgte: er wolle nicht nur die Invasion zurückwerfen und durch Befestigung der Grenze jenseits der Wüste jedes Zusammenwirken der syrischen Armee mit einer zweiten, die voraussichtlich im Delta landen werde, verhindern, sondern auch, einmal im Besitze Syriens, den Bemühungen um die Türkei mehr Nachdruck geben und überdies der englischen Eskadre die dortigen Nahrungsquellen nehmen. Der Zug nach Syrien sollte also ersetzen, was an politischem Gewicht durch die Zerstörung der Flotte verloren gegangen war. Ob er noch weitere Pläne hatte? Am 25. Januar hatte er Tippu Sahib, den Sultan von Maissur, den geschworenen Feind Englands zu Verhandlungen aufgefordert, an den schon der Konvent gedacht. Auch mit dem Schah von Persien hat er angeknüpft; es war wegen der nötigen Etappen auf einem Zuge nach Indien. Fünf Jahre später erzählte er der Frau v. Rémusat: „In Ägypten fühlte ich mich frei vom Zügel einer beengenden Zivilisation. Ich träumte von allem Möglichen und sah die Mittel, meine

---

*) „Wenn im Laufe des Monats März sich die von Hamelin erhaltenen Berichte bestätigen, und wenn Frankreich mit den Königen in Kampf gerät, kehre ich nach Frankreich zurück.“ (Corr. V. 3952.) Dasselbe sagte er an demselben Tage, es war der des Aufbruches nach Osten, zu Bourrienne (Mémoires. II. 201). In dem Briefe vom 7. Oktober 1798 (Corr., V. 3439) heißt es: „Weiß ich einmal, welche Partei die Türkei ergreifen wird, und ist das Land hier besser geordnet, sind die Befestigungen weiter fortgeschritten, so werde ich mich entschließen, nach Europa zu kommen, insbesondere, wenn mich neue Nachrichten annehmen lassen, daß der Kontinent noch nicht zur Ruhe gekommen sei.“ Seit der Schlacht bei Abukir und bei dem fortwährenden Kreuzen der englischen Schiffe war der Verkehr mit der Heimat außerordentlich erschwert; namentlich, als, nach der Kriegserklärung der Türkei, auch die Barbareskenstaaten eine feindselige Haltung annahmen und die Verbindung zwischen Tripolis und Ägypten ganz unsicher geworden war. Hamelins Bericht über seine Begegnung mit Bonaparte ist im Pariser Kriegsarchiv erhalten und von Guitry, L'armée de Bonaparte en Egypte, p. 350, abgedruckt worden.

Träume wahr zu machen. Ich sah mich auf dem Wege nach Asien, nachdem ich zuvor eine neue Religion gestiftet, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Kopfe, einen neuen Alkoran in der Hand, den ich nach meinem Ermessen zusammengestellt. Die Erfahrung zweier Welten wollte ich in meinen Unternehmungen vereinigen, die Domäne der Geschichte mir dienstbar machen, die englische Macht in Indien angreifen und durch diese Eroberung meine Verbindungen mit Europa wieder anknüpfen". Aber man darf diesen Entwürfen in der historischen Darstellung nicht allzuviel Gewicht beilegen. Denn auch hier war die kalte Vernunft sofort zur Stelle. Nur wenn Ägypten gesichert war, vertraute er Bourrienne, wenn er 15.000 Mann da zurücklassen und mit weiteren 30.000 den Marsch antreten könnte, wollte er den Zug nach Indien wagen. Da diese Voraussetzungen fehlten, blieb es beim syrischen Feldzug. „Er fühlte selbst zu gut" — bemerkt Jener in seinen Memoiren — „wie wenig all diese Projekte mit unseren geringen Kräften, mit der Schwäche der Regierung und mit dem Abscheu der Soldaten gegen die Wüste vereinbar waren."

Ernster vielleicht war es ihm jetzt mit einem anderen Gedanken. „Er sprach", erzählt Talleyrand in seinen Memoiren, „einige Male davon, nach Europa über Konstantinopel zurückkehren zu wollen, was nicht so ganz der Weg nach Indien war, und es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß er nach einem siegreichen Einzug in Stambul weder den Thron Selims aufrechterhalten noch aber an Stelle des ottomanischen Reiches eine „einige und unteilbare Republik" gründen würde."*) Nun, vorläufig begab er sich auf den Weg dahin.

Mit vier Divisionen unter Kleber, Reynier, Lannes und Bon (etwa 13.000 Mann) wurde die Eroberung des heiligen Landes unternommen. Desaix stand gegen Murad in Oberägypten. Dugua und Marmont blieben im Delta zurück. Am 20. Februar gelang es, nachdem ein türkisches Hilfskorps geschlagen worden war, die Besatzung von El Arisch gegen Zusicherung freien Abzugs zur Kapitulation zu bringen, und am 24. langte der Vortrab in Palästina an, wo die durch

*) Talleyrand, Mémoires, I. 262.

Hitze und Durst zur Verzweiflung gebrachten Truppen neue Kräfte sammelten. Bald ist Gaza, von ein paar Tausend Feinden ohne ernsten Widerstand geräumt, in den Händen der Franzosen, und am 4. März das befestigte Jaffa von ihnen eingeschlossen. Hier beginnt nachhaltigere Gegenwehr. Der türkische Befehlshaber des Platzes läßt den französischen Parlamentär köpfen und stachelt dadurch die Kampflust der Expeditionstruppen zur rücksichtslosen Wut auf. Am 7. März haben die Batterien — leichte Geschütze nur — Bresche gelegt, und alsbald ist die Festung im Sturme genommen. Nun wird in den Straßen niedergemacht, was den Siegern unter die Hände gerät. Von der 4500 Mann starken Garnison sind 2000 bereits getötet. Der Rest hat sich fechtend in Moscheen, Karavansereis und in eine kleine Zitadelle zurückgezogen. Als sich tags darauf zwei Adjutanten Bonapartes zeigen, bieten ihnen die Eingeschlossenen, gegen Zusicherung ihres Lebens, ihre Ergebung an, und die Offiziere gehen, ohne weitere Ordre zu holen, darauf ein, zum nicht geringen Verdruß des Oberfeldherrn, dem die große Zahl der Gefangenen arge Verlegenheit schafft. Sie nach Ägypten schicken, war der Eskorte wegen unmöglich, die man nicht entbehren kann; sie entlassen, hieß den Feind verstärken; sie einteilen und ernähren, schien nicht minder bedenklich; einige Generale, mit denen der Oberfeldherr sich besprach, waren dafür, dem Kriegsrechte seinen Lauf zu lassen, das bei Erstürmung einer Festung den Verteidigern das Leben absprach. Bonaparte befiehlt denn auch, die Gefangenen, bis auf 300 Ägypter, zu töten; sie werden ans Meer geführt und teils niedergemetzelt, teils in die Fluten gejagt, wo sie umkommen.*)

*) Die Geschichtsschreibung hat diesen grausamen Akt zumeist verurteilt; militärische Schriftsteller haben ihn für gerechtfertigt erklärt. Aber auch nur insoweit, als es sich dabei bloß um die Garnison von Jaffa handelte. Diese soll es jedoch nicht allein gewesen sein, die über die Klinge springen mußte. Ein Stabsoffizier der Expeditionsarmee erzählt: „Die Gefangenen von El Arisch waren gegen die Kapitulationsbedingungen mitgeschleppt worden. Bonaparte fürchtete, sie möchten statt nach Bagdad nach Jaffa oder Akka gehen und seine Feinde verstärken. Nach der Erstürmung Jaffas begannen die Milizen unruhig zu werden und zu murren. Sie meinten, jetzt habe Bonaparte ohnehin nicht mehr zu befürchten, daß sie sich nach Jaffa wenden, er möge sie, der Kapitulation gemäß, nach Bagdad marschieren lassen. Bonaparte konnte sich nicht dazu entschließen und

Am 19. März lagerte Bonaparte vor Akka (St. Jean d'Acre). Der Anblick, den die Festung bot, war kaum verschieden von dem der bisher verhältnismäßig leicht eroberten El Arisch und Jaffa. Eine oberflächliche Rekognoszierung der Werke ergab einen ähnlichen Eindruck, und da das von Alexandrien herbeorderte schwere Geschütz noch nicht angelangt war — vorausgesetzt, daß es den englischen Kreuzern überhaupt entkam — begann der Chefgeneral die Belagerung mit denselben Mitteln, die in den früheren Fällen ausgereicht hatten. Aber hier lag die Sache doch anders. Die Werke waren viel widerstandsfähiger, da der Platz hinter der äußeren Umwallung eine Kontreeskarpe hatte. Überdies stand der englische Kontreadmiral Sydney Smith mit mehreren Schiffen auf der Rhede, versorgte die Festung mit Proviant und Verteidigungsmitteln und sandte Djezzar einen

da er ohnehin beschlossen hatte, sich der bei (!) Jaffa gemachten Gefangenen zu entledigen, ließ er heimlich die Gefangenen von El Arisch unter jene mengen und alle zusammen am 10. März (es war der 9.) ermorden." (Jahrbücher f. d. deutsche Armee und Marine, XXXVI. 141.) Ist diese Nachricht wahr, dann hätte man es hier mit einer Scheußlichkeit ohnegleichen zu tun, die keine Kriegsraison zu entschuldigen vermöchte. Und sie wird von anderer Seite bestätigt. Ein zweiter Augenzeuge, Vigo Roussillon, erzählt nämlich gleichfalls, die gefangene Garnison von Jaffa habe, „zusammen mit der von El Arisch, die wir hinter uns hergeführt hatten, den Tod erlitten". (Revue d. d. mondes, v. 100, p. 604.) Die offizielle Geschichtsschreibung, wie wir sie von Napoleon, Berthier u. s. w. vertreten sehen, stellt die Sache so dar, als wären die freigelassenen Milizen von El Arisch nicht nach Bagdad weiter, sondern wirklich nach Jaffa gezogen, hätten hier, ihrem Versprechen entgegen, an der Verteidigung teilgenommen und gerechterweise das Schicksal der übrigen geteilt. Rose, Life of Napoleon, I. 204, will dieser Darstellung mit einem Briefe Djezzar's an Sidney Smith vom 1. März zu Hilfe kommen, worin es heißt, daß diejenigen seiner Truppen, die El Arisch nicht hatten halten können und auch Gaza aufgeben mußten, in großer Angst vor den Franzosen in Jaffa stünden. Hier sind aber sicher nicht die Türken gemeint, die El Arisch verteidigt hatten, sondern jene, denen der Entsatz der Festung nicht gelungen war. Andere vertrauenswürdige Augenzeugen, wie z. B. der Genieoffizier Detroye, aus dessen Tagebuch Waas in der Hist. Vierteljahrschrift, 1903, Mitteilung machte, erwähnen nichts von den Gefangenen von El Arisch. Malus in seiner Agenda (p. 123) sagt, man habe sich ihnen gegenüber zwar perfid benommen, indem man sie, gegen die Zusage, nicht freigab, sie seien aber sämtlich bei guter Gelegenheit entwischt. Und so dürfte es wohl gewesen sein.

tüchtigen Genieoffizier zu, der die Verteidigung leitete. Eigentümlicher Zufall! Es war Picard de Phélipeaux, ein Mitschüler Bonapartes auf der Pariser Ecole militaire. Da standen sich, die auf der Schulbank nebeneinander gesessen hatten, in einem welthistorischen Augenblicke gegenüber: der Korse im Dienste Frankreichs, der Franzose als Werkzeug der Engländer.

Bonaparte war sehr viel an der raschen Eroberung dieses Platzes gelegen. Denn der Krieg war nun wirklich auch auf dem Kontinent ausgebrochen. Im März erhielt er eine Depesche des Direktoriums vom 4. November 1798, die ihm bestätigte, daß die neapolitanischen Truppen im Begriffe seien, ins Feld zu ziehen, daß sie unter österreichischen Feldherren (Mack und Sachsen) stehen, was gleichsam den Beginn auch der österreichischen Feindseligkeiten bedeute, daß eine österreichische Abteilung in Graubündten eingedrungen sei und damit die Neutralität der verbündeten Schweiz verletzt habe. Angesichts dieser Verwickelungen habe das Direktorium die Aushebung von 200.000 Mann angeordnet, General Jourdan das Kommando der Rheinarmee, Joubert dasjenige in Italien, wo voraussichtlich die entscheidenden Schläge fallen werden, übertragen. Was ihn, Bonaparte, betreffe, so möge er selbst nach den Umständen und seiner Einsicht sich benehmen. Da das Direktorium nicht in der Lage sei, ihn zu unterstützen, werde es ihm auch keine Befehle oder Instruktionen erteilen. „Nachdem die Rückkehr nach Frankreich im Augenblick so schwer zu bewerkstelligen ist“, — hieß es am Schlusse — „scheint es, daß Sie zwischen drei Wegen zu wählen haben: in Ägypten bleiben und sich so einrichten, um gegen jeden Angriff der Türken gedeckt zu sein, wobei Sie allerdings wissen werden, daß es Jahreszeiten gibt, die dort den Fremden verderblich werden können; oder nach Indien vordringen, wo, einmal angelangt, zweifellos Viele sich zur Vernichtung der englischen Herrschaft anschließen werden; oder endlich nach Konstantinopel dem drohenden Feinde entgegen gehen“. Diesen Brief begleiteten Zeitungen bis in den Februar, die der Konsul von Genua dem Kurier mitgegeben hatte und die nicht nur vom Kriege mit Neapel und Sardinien sonderen auch vom Anmarsch der Russen

erzählten. Da war sie nun, die Bestätigung jener Mitteilung, die Bonaparte zu seinem Briefe an die Pariser Regierung vom 10. Februar veranlaßt hatte, worin er seine Heimkehr in Aussicht stellte. Sofort zog er den General Dommartin ins Vertrauen, dem er sagte, er beabsichtige mit einer Anzahl Generale nach Frankreich zurückzukehren.*) Freilich wünschte ihn das Direktorium, wie aus seinem Briefe sprach, nicht gerade in Europa, es ging aber doch auch nicht von Siegeszuversicht erfüllt in den Krieg. Jetzt nur noch diesen Steinhaufen, das alte Ptolemaïs, erobert, und dann, bedeckt mit dem Ruhme, die Taten der Kreuzfahrer verdunkelt zu haben, allein zurück nach Europa. Ende März befahl er eiligst, und den Widerspruch Klebers nicht achtend, den Sturm auf die feste Stadt.

Aber Akka widerstand. Der Sturm wurde abgeschlagen, und der Erfolg hob das Selbstvertrauen der Belagerten. Gute Geschütze, von englischen Kanonieren bedient, brachten den Franzosen viel Schaden; albanische Schützen bedrohten die geringste Unvorsichtigkeit mit sicherem Tode; der tüchtige Ingenieurgeneral Caffarelli starb an einer in den Tranchéen erhaltenen Wunde; häufige Ausfälle hielten die Belagerer unausgesetzt in Atem. Wenn die Schreckenstat von Jaffa weiteren Widerstand hatte lähmen sollen, so hatte sie das gerade Gegenteil erreicht und nur den Kampfesmut der Feinde aufs höchste befeuert. Dazu hatte sich bei Damaskus ein Entsatzheer gebildet und den Jordan überschritten. Die Division Kleber, die ihm nach Nazareth zur Beobachtung entgegengeschickt wurde, war bald von vielfacher Übermacht umringt und, trotz ihrem Heldenmute, in äußerst bedrohter Lage. Napoleon mußte Hilfe bringen und zerstreute am

*) Richardot, einer der Offiziere im Stabe Dommartins, des Artilleriegenerals, schreibt in seinen Erinnerungen: „Vor Akka machte General Bonaparte dem General Dommartin Mitteilung von den üblen Nachrichten, die er aus Frankreich erhalten habe, und von der Absicht, die er im Augenblicke faßte, mit einer Anzahl Generale dahin zurückzukehren, unter denen sich auch Dommartin befinden würde. Dieser nahm, wie man leicht denken kann, an. Ich kann dies bezeugen, da ich, wenig Tage später, von General Dommartin ins Vertrauen gezogen wurde, der mir sagte, ich würde in diesem Falle unter den Offizieren sein, die mit ihm heimkehren sollten.“ (Nouveaux mémoires, p. 188.) Dommartin fiel noch vor Napoleons Abreise.

16. April 1799 mit einer überaus glänzenden Waffentat, indem er die Division Bon dem Feinde unbemerkt in die Flanke brachte, am Fuße des Berges Tabor die gegnerischen Scharen. Murat warf dann den Rest über den Jordan zurück.

Unterdessen war die Belagerung fortgeschritten. Man hatte Minen gelegt, sie hatten wenig Erfolg gehabt. Man hatte den Angriff wiederholt erneuert, immer vergeblich. Man änderte endlich den Angriffspunkt, ohne mehr zu erreichen als zuvor. Phélipeaux hatte innerhalb der Festung eine zweite Verteidigungslinie anlegen lassen und überdies die Straßen verbarrikadiert. Ein mit unerhörter Bravour unternommener Sturm am 8. Mai 1799 brach sich an dieser vielfachen Wehr, und nur ein paar hundert der tollkühnsten Grenadiere gelangten ins Innere der Stadt, wo sie sich schließlich den Engländern ergaben. Bald breitete sich die Pest im Lager der Franzosen aus, die Munition wurde spärlich, und, wie um Napoleon die Aussicht auf Erfolg gänzlich zu benehmen, landete ein türkisches Geschwader Verstärkungen. Als am 16. Mai der letzte entscheidende Angriff auf die arg zerschossene Stadt erfolgte, mißlang er wie die früheren. Ein weiteres Verweilen war nun nutzlos und verderblich. Verderblich namentlich auch der persönlichen Geltung Bonapartes bei seinen Truppen, die er ohne Wahl opferte. Hatten doch die zwei Tage des 7. und 8. Mai allein den Franzosen an 3000 Mann und zwei Generale gekostet. Die Armee fing zu murren an, verglich den menschenfreundlichen Kleber mit dem rücksichtslosen Oberfeldherrn, und Einzelne wünschten sogar Jenem das Oberkommando übertragen. Napoleon beschloß den Rückzug nach Ägypten. Je unwahrscheinlicher die Eroberung Akkas geworden war, desto mehr hatte er sich über seine weitaussehenden Pläne verbreitet für den Fall als sie gelang. Wo seine Taten ihm den erstrebten Glanz versagten, mußten seine Ideen helfen. Mit den in der Festung erbeuteten Waffen hatte er die unzufriedenen Völker Syriens ausrüsten, auf Damaskus und Aleppo marschieren, das Ende der Paschatyrannei verkündigen und mit den Scharen, die sein Heer vermehrten, vor Konstantinopel ziehen wollen. „Dann stürze ich das türkische Reich“, sagte er zu Bourrienne, „gründe im Orient ein neues großes Kaisertum,

welches meinen Platz bei der Nachwelt sichern soll, und kehre vielleicht über Adrianopel und Wien zurück, nachdem ich das Haus Österreich vernichtet". Da er aber schon die Gewißheit erlangt hatte, es werde eine türkische Armee, unter Mustapha Pascha, die bereits bei Rhodos gesehen worden war, im Nildelta ans Land gehen, und ihm klar war, daß diese besiegt werden müsse, wenn nicht alles verloren sein sollte, so verflüchtigten sich von selbst alle Träumereien seiner Phantasie vor der eisernen Gewalt der nächstliegenden Notwendigkeit. In dem erwähnten Gespräch mit Frau von Rémusat erklärte er später, seine Einbildungskraft sei „vor Akka gestorben". Mag sein. Jedenfalls wissen wir aus seinen eigenen Briefen, die er von dort aus im April nach Ägypten schrieb, daß er — die Festung mochte fallen oder nicht — nach Kairo zurückstrebte.*) Und ein Kaiserreich gab es vielleicht auch noch anderwärts zu gründen.

Am 20. Mai wurde die Belagerung aufgehoben und der Rückzug angetreten. Entsetzlich sind die Beschreibungen desselben in den Aufzeichnungen der Zeitgenossen. Der Marsch von Akka nach Jaffa wird uns geschildert wie folgt: „Ein verzehrender Durst, gänzlicher Wassermangel, eine unmäßige Hitze, ein ermüdender Marsch in den glühenden Dünen demoralisierten die Leute und setzten an die Stelle edler Gefühle die grausamste Selbstsucht oder betrübende Gleichgiltigkeit. Ich sah, wie man verwundete Offiziere, deren Fortbringung befohlen war und die ihre Träger bezahlt hatten, mit den Bahren im Stiche ließ. Amputierte und Blessierte wurden gleich den Pestkranken, oder denen, die man dafür hielt, zurückgelassen. Unserem Marsche leuchteten als Fackeln die kleinen Städte, Dörfer, Weiler und die reiche Ernte der Felder, die man angezündet hatte. Die ganze Gegend war im Feuer. Sterbende, Plünderer, Brandleger umgaben uns. Am Rande der Straße lagen Halbtote, die mit schwacher Stimme versicherten, sie seien nicht pestkrank, sondern nur verwundet, und, um zu überzeugen, den Verband

*) An Marmont, 14. April 1799: „Im Verlaufe des Mai werde ich in Ägypten sein." An Dugua, 19. April: „Akka wird am 6. Floreal (25. April) fallen und ich werde sofort nach Kairo abgehen . . Ich antworte nicht im Einzelnen, da ich bald zurück sein werde u. a." Corr., V., 4091, 4100, 4101, 4102, 4103.

aufrissen. Niemand glaubte ihnen. Die Sonne selbst, so klar und glänzend unter diesem Himmelsstrich, war verfinstert durch den Rauch unserer unaufhörlichen Brandstiftungen. Das Meer zur Rechten, die Wüstenei, die wir selbst erzeugt, zur Linken, vor uns der Mangel und die Mühsal, die uns erwarteten: das war unsere Lage". Dabei ringsum schwärmende Nablusen, von denen einer einmal auf Bonaparte geschossen haben soll, der während des Marsches auf seinem Pferde eingeschlafen war. Am 24. Mai langte man in Jaffa an. Hier blieb Napoleon fünf Tage lang, um den weiteren Rückzug zu ordnen, die Festungswerke zu sprengen und für die Fortbringung der Verwundeten und Kranken Sorge zu tragen. Sie werden zum großen Teil auf Schiffen, zum andern zu Lande transportiert. Auch hier hatte die Seuche um sich gegriffen. Napoleon eilte selbst durch die Hallen des Pestspitals indem er den Kranken mitteilte, die Mauern seien zerstört, er müsse nach Ägypten zurück, um dort gegen den Feind zu kämpfen, der kommen werde. „In wenig Stunden werden die Türken hier sein. Was die Kraft hat, sich zu erheben, folge uns; man wird auf Bahren und Pferden fortgebracht werden".*) Was aber die Kraft nicht mehr hatte? Es sollen an dreißig Pestkranke gewesen sein, die zurückblieben. Man hat späterhin Bonaparte ein Verbrechen daraus gemacht, daß er daran dachte, sie durch ein sanft tötendes Narkotikum der Wut des nachfolgenden Feindes zu entziehen. Er hat es nie geleugnet. Es wäre, meinte er auf St. Helena einem Arzte gegenüber, das Vernünftigste gewesen, und er hätte unter jenen Umständen dieselbe Behandlung für sich selbst begehrt.**)

---

*) Bourrienne, II., 250, 257. Die Mitteilung, auch Verwundete seien zurückgelassen worden, die sich ebenso bei Vigo Roussillon findet, erfährt eine Widerlegung durch einen Brief des Chefchirurgen Larrey bei Triaire, Dominique Larrey, p. 256.

**) S. die Briefe des Dr. Warden bei Hérisson, Le cabinet noir, p. 233. Desgenettes erzählt in seiner „Histoire médicale de l'armée d' Orient" (2. Ausgabe von 1830), p. 245, er habe das Ansinnen Napoleons abgelehnt, dieser aber Andere für die Ausführung gewonnen, und so sei 25 bis 30 Kranken das Gift gereicht worden. Bei einigen hätte es nicht tötlich gewirkt, sie hätten sich erbrochen und wären dann mit dem Leben davongekommen, welches Sidney Smith, der mit den Türken einmarschierte, geschont habe. Larrey

An Askalon und Gaza vorüber und dann neun Tage lang durch den glühenden Wüstensand*) schleppte sich das kläglich reduzierte Korps — ein Zug, kleiner in den Maßen, doch ähnlich jener schaurigen Retraite aus dem unerbittlichen Eise Rußlands heraus, die dreizehn Jahre später das Ende der „Fortune“ des Franzosenkaisers einleitete. Fünftausend Mann hatte man eingebüßt und der Pforte nicht im Geringsten imponiert. Und um ein türkisches Heer auseinander zu treiben, hätte man nicht erst den Schmerzensweg bis an den Berg Tabor zu gehen brauchen**) Am wenigsten war dem Ehrgeize des Führers genügt. Aber nur jetzt der Wahrheit kein Zugeständnis! Noch vor Akka, am 10. Mai 1799, hatte er dem Direktorium gemeldet: sein Zweck sei erreicht, die Jahreszeit werde ungünstig, Ägypten rufe ihn, er werde, nachdem er die Veste in Trümmer geschossen habe, durch die Wüste zurückkehren. In einem andern Berichtee vom 27. Mai hieß es dann, er hätte die Stadt besetzen können, es aber der Pest wegen nicht getan, die, wie seine Spione meldeten, aufs fürchterlichste darin hause. (Nur schade, daß die Spione das Übel so spät entdeckten.) Dem Divan von Kairo, seiner Schöpfung, verkündigte er in einem Siegesbulletin vom 16. Mai, er bringe viele Gefangene und Fahnen mit, habe den Palast Djezzars rasiert, desgleichen die Wälle von Akka, und die Stadt bombardiert, so daß kein Stein auf

bei Triaire, p. 258, widerspricht dem, weil gar kein Opium vorhanden gewesen sei. Jedenfalls blieben aber Kranke in Jaffa zurück, denn Sidney Smith fand ihrer sieben noch am Leben. (S. auch Rose, I., 212.) Der von Gros' Pinsel verherrlichte Besuch des Generals im Pestspital zu Jaffa fand nicht erst auf dem Rückmarsche, sondern schon im März, fünf Tage nach der Eroberung, statt und trug nach den Zeugnissen des Chefarztes Desgenettes (a. a. O.) und des Intendanten Daure (in A. B., Bourrienne et ses erreurs, II., 44) einen geradezu heroischen Charakter, da der Feldherr, um seinen Soldaten die Furcht zu benehmen, selbst zugriff und einen an der Pest Verstorbenen forttragen half.

*) In der Wüste zwischen Syrien und dem Nil erreichte die Luft 34°, der Boden 42° Réaumur.

**) Jomini urteilt, es wäre weiser und militärischer gewesen, die Werke an der Grenze zu verstärken, bei El Arisch ein verschanztes Lager anzulegen und dort die feindliche Armee zu erwarten, mit der die tapfern und ausgeruhten Truppen leichtes Spiel gehabt hätten. (Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution, III., 190.)

dem andern blieb, die Einwohner seien aufs Meer geflüchtet, Djezzar habe sich, verwundet, mit seinen Leuten in ein Fort zurückgezogen. Ja, sogar seine eigenen Soldaten tröstete er mit der dreist ausgesprochenen Unwahrheit, sie hätten in wenig Tagen schon hoffen können, sich des Paschas von Syrien in seinem Palaste zu bemächtigen, aber in dieser Jahreszeit, wo die Landung der Türken in Ägypten möglich werde, wiege die Wegnahme Akkas den Zeitverlust nicht auf.*) Als sein Sekretär gegen diese Verdrehungen des wirklichen Sachverhaltes Einwendungen machte, wies er ihn mit der Bemerkung zurecht, er sei ein einfältiger Kleinigkeitskrämer und verstehe nichts von solchen Dingen.**)

Mitte Juni hielt die syrische Armee, allerdings nur noch 8000 Mann stark, im Triumph in der Hauptstadt Ägyptens ihren Einzug. Bald darauf bekam Bonaparte von Marmont aus Alexandrien die Nachricht, es seien hundert türkische Schiffe unter Bedeckung Sidney Smiths am 11. Juli auf der Rhede von Abukir erschienen und hätten an 18000 Mann gelandet.***) Dieselbe Botschaft wurde offenbar auch Ibrahim und Murad bekannt, die Desaix bisher in respektvoller Entfernung gehalten hatte, denn jetzt tauchte der Erste wieder an der syrischen Grenzlinie auf, und der Zweite suchte mit einigen hundert Mamelucken den Norden zu gewinnen, beide in der Absicht, mit den gelandeten Türken zu kooperieren. Die Letzteren hatten sich, da Alexandrien durch die Franzosen befestigt worden war, zunächst auf der Landzunge von Abukir verschanzt. Hier beschloß Napoleon, sie zu treffen, und so bald als möglich. Murad ward rasch nach Süden zurückgetrieben, Ibrahim beobachtet, Oberägypten zur bessern Konzentration der Kräfte durch Desaix

---

*) Corr., V., 4124, 4136, 4138, 4156.

**) Als er auf S. Helena seine ägyptischen Proklamationen durchsah, rief er aus: „Das ist etwas schwindelhaft“ („C'est un peu charlatan“). Gourgaud, Journal, I., 168.

***) Die Zahl schwankt nach englischen und französischen Angaben zwischen 8000 und 18.000. Doch ist die erstere Ziffer sicher zu niedrig, die letztere, im Vergleiche mit der Anzahl der Transportschiffe, zu hoch gegriffen. Mehr als 15.000 Mann waren wohl kaum auf hundert türkischen Fahrzeugen zu verfrachten, eine Zahl, die wir auch in Briefen Napoleons finden und die sicher nicht zu gering angegeben ist.

geräumt, während der Chefgeneral alle sonst verfügbaren Truppen — an 6000 Mann und 2000 Mann Reserven unter Kleber — gegen den Feind führte. Es war ein schnell konzipierter Plan, der in der Landschaft bei Abukir am 25. Juli 1799 zur glänzenden Durchführung kam. Durchaus napoleonisch nach den Grundsätzen, vor der Schlacht sich zu vereinigen, alles zur Aktion zu verwenden und die Vernichtung des Gegners anzustreben, wurde sein Gelingen erleichtert durch die schlechte Aufstellung der Türken. Der Erfolg war vollständig. Nachdem der linke Flügel des Feindes umarmt und ins Meer gedrückt worden war, traf den rechten das gleiche Schicksal. Dann gelang es Lannes' Truppen sich mit unvergleichlicher Bravour einer dominierenden Schanze zu bemächtigen, die Murat mit seinen Reitern tollkühn umgangen hatte und welche die Stärke des feindlichen Zentrums ausmachte. Damit war auch dieses gesprengt, und nur wenig Reste retteten sich in das Fort an der äußersten Spitze der kleinen Halbinsel. Sie wurden ausgehungert und kapitulierten nach einer Woche. Jetzt war es die Wahrheit, wenn Napoleon nach Kairo schrieb: „Der Generalstab wird Sie von dem Ergebnisse der Schlacht bei Abukir in Kenntnis gesetzt haben; eine der schönsten, die ich gesehen habe; von der feindlichen gelandeten Armee ist nicht ein Mann entkommen".

Nach diesem Triumphe fehlte ihm für seine eigensüchtigen Absichten nur noch die Bestätigung, daß auch seine zweite Voraussetzung eine richtige war, als er nach Ägypten ging, d. i. daß der inzwischen in Europa entbrannte Krieg zu Frankreichs Nachteil geführt wurde und daß dadurch nicht nur seine Persönlichkeit im Werte gestiegen, sondern auch die Pariser Regierung diskreditiert war, so daß einem entschlossenen Soldaten, der jetzt zu siegen verstand, leicht die Staatsgewalt in die Hände fiel. Und auch diese Gewißheit verschaffte sich Napoleon.

Seit jener Botschaft, die ihn vor Akka ereilte, war keine mehr vom Direktorium an ihn gelangt. Er konnte nicht wissen, daß Ende Mai 1799 der französische Admiral Bruix Befehl erhalten hatte, sein Geschwader mit der spanischen Flotte zu vereinigen, die Engländer im Mittelmeer zu schlagen und die Expeditionsarmee aus Ägypten heim zu holen — ein

Unternehmen, das an der Weigerung des spanischen Befehlshabers scheiterte. Auch ein Brief, den am 26. Mai das Direktorium an ihn absandte, um ihm die Sendung Bruix' anzuzeigen und ihn nach Europa zu rufen, war ihm nicht zugekommen.*) Aber er erfuhr doch, was er zu wissen brauchte. Es ist fast gewiß, daß er durch die ihm ergebenen Konsuln von Genua und Ancona die eine und andere Nachricht von seinen Brüdern über Tunis erhielt. Und dann kam ihm auch hier der Zufall zu Hilfe. Sidney Smith, der jetzt vor Alexandrien lag und mit ihm in Unterhandlungen über Auslieferung der Kriegsgefangenen eintrat, machte sich ein Vergnügen daraus, von den inzwischen erfolgten Niederlagen der Franzosen in Italien zu erzählen, wo in der Tat im April Scherer geschlagen und die cisalpinische Republik aufgelöst worden war, und schickte, wie um die Wahrheit seiner Mitteilung zu erhärten, ein Paket jüngster Zeitungen an Bonaparte. Zum Überfluß fügte er noch hinzu, er habe die Aufgabe, die vom Direktorium gewünschte Rückkehr der Expeditionsarmee zu hindern. Mehr bedurfte es nicht, um Napoleons längst gefaßte Absicht sofort zur Tat zu machen. In den Worten, mit denen er sie jetzt Marmont, wie damals Dommartin, ankündigte, liegt der ganze Plan seiner nächsten Zukunft: „Ich bin entschlossen, nach Frankreich zurückzugehen, und ich denke Sie mitzunehmen. Der Stand der Dinge in Europa nötigt mich, diesen großen Entschluß zu fassen. Unsere Armeen sind im Nachteil, und Gott weiß bis wohin die Feinde nicht schon gedrungen sind. Italien ist verloren, und der Lohn so vieler Anstrengungen, so vielen vergossenen Blutes ist dahin. Aber was vermögen auch diese

*) Eine Stelle des von drei Direktoren unterzeichneten Briefes lautet: „Die außergewöhnlichen Anstrengungen Österreichs und Rußlands, die ernste und nahezu allarmierende Wendung, welche der Krieg genommen, verlangen, daß die Republik ihre Kräfte zusammenhalte. Das Direktorium befahl demnach dem Admiral Bruix alles anzuwenden, um Herr des Mittelmeeres zu werden und die von Ihnen kommandierte Armee aus Ägypten zurückzubringen. Sie werden entscheiden, ob Sie einen Teil ihrer Streitkräfte in Sicherheit zurücklassen können, in welchem Falle das Direktorium Sie bevollmächtigt, mit dem Befehl über diese Truppen zu betrauen, wen immer Sie für geeignet halten. Sie selbst würde das Direktorium mit Vergnügen an der Spitze der republikanischen Armeen erblicken, die Sie bisher so ruhmreich befehligt haben.“ (Boulay de la Meurthe, p. 126.)

Unfähigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Alles ist Unwissenheit, Unverstand oder Korruption bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch fortwährende Erfolge dieser Regierung Bestand verliehen, die, ohne mich, sich niemals emporgebracht und behauptet hätte. Als ich mich entfernte, mußte alles zusammenstürzen. Warten wir nicht ab, bis die Zerstörung vollendet ist. Man wird in Frankreich die Kunde von meiner Heimkehr zugleich mit der Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armee bei Abukir erhalten. Meine Gegenwart wird die Geister erheben, den Truppen das verlorene Selbstvertrauen und den gutgesinnten Bürgern die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft wiedergeben". Die Absicht wird nur einigen Vertrauten mitgeteilt, den meisten Generalen verheimlicht. In aller Heimlichkeit auch werden zwei im Hafen von Alexandrien ankernde Fregatten zur Fahrt gerüstet, und kaum hatte Sidney Smith, der sich offenbar nicht denken konnte, daß der Oberfeldherr ohne sein Heer zurückkehren werde, auf kurze Zeit die Rhede verlassen, um in Cypern Wasser einzunehmen, als Napoleon auch schon diese neue Gunst des Zufalls benützte und in der Nacht vom 21. zum 22. August mit wenigen ergebenen Begleitern, Berthier, Lannes, Marmont, Murat, Andréossy, Bessières, Duroc, Gantheaume, Monge, Berthollet, Bourrienne, Denon und ein paar hundert Garden, in See ging. Der wackere aber durch seine rücksichtslose Offenheit Napoleon unangenehme Kleber erhielt mit schriftlicher Weisung den Oberbefehl über die zurückbleibende Armee übertragen.

Daß es eine Ehrenpflicht gewesen wäre, bei den Truppen auszuharren, die seiner Führung anvertraut worden waren und seinen eigensten Plänen mit Mut und Blut gedient hatten, kam Napoleon nicht in den Sinn. Und doch wird man kaum von Preisgebung der Armee oder gar — wie es geschehen ist — von Desertion sprechen dürfen.*) Seine Stellung dem Direk-

---

*) Thiébault, der diese Meinung in seinen Memoiren, III., 59 ff. vertritt, machte ihm hauptsächlich zum Vorwurf, daß er die Generale mitgebracht habe, die nur auf eine Ordre der Regierung ihren Posten verlassen durften. Auch Larevellière-Lépaux in seinen Memoiren, II., 349, gebraucht das Wort „Desertion". Bonaparte sei aus eigenem Antrieb zurückgekommen „und ohne daß man es ihm erlaubt, geschweige denn befohlen habe; es müßte denn nach der

torium gegenüber war ohne Zweifel eine ausnahmsweise. Als er nach Ägypten ging, war seine Rückkehr für den Herbst 1798 in Aussicht genommen, damit er dann den Befehl über die England-Armee wieder übernehme. Nicht so die Wiederkehr des ganzen Expeditionskorps, da man doch eine Kolonie zu gründen und Kulturen anzulegen beabsichtigte, die stetig geschützt werden mußten. Der erwähnte Brief der Pariser Staatsbehörde vom 4. November 1798, den er vor Akka empfing, ließ ihm die volle Freiheit seiner Entschließungen. Er selbst hatte wiederholt seine baldige Rückkehr nach Frankreich offen angekündigt, was er doch gewiß nicht getan hätte, wenn es geradezu gesetzwidrig war. Daß er sich dabei von Rücksichten seines persönlichen Ehrgeizes und Interesses leiten ließ, ist sicher. Für beide war in Ägypten eben nichts mehr zu holen, wohl aber alles zu verlieren. Die Lage der Expeditionsarmee mußte immer kritischer werden. Wenn er auch verkündete, er lasse sie mit einem Erfolge im Felde zurück, der sie für lange Zeit gegen Belästigungen schütze, so entsprach das nicht ganz der Wirklichkeit. Er verschwieg eben, was er später auf St. Helena ausgeplaudert hat: daß er schon nach dem Verluste der Flotte bei Abukir überzeugt gewesen sei, die Sache werde mit einer Katastrophe enden, weil jedes Korps, welches sich nicht zu rekrutieren vermöge, kapitulieren müsse. Er verschwieg auch weislich, was der ehrliche Kleber in einem Briefe an Talleyrand verriet: daß die Armee, auf die Hälfte reduziert, Mangel an Munition und Kleidung litt, die Bevölkerung Ägyptens, vom Sultan gegen die Christen aufgehetzt, jeden Augenblick zur Empörung bereit war, daß der Anmarsch neuer türkischer Streitkräfte drohte, daß Alexandrien fast wehrlos lag, seitdem das schwere Geschütz bei der syrischen Expedition zu Grunde ging und der Rest zur Armierung von Napoleons zwei Fregatten verwendet wurde, daß diese bedrängte Situation durch einen empfindlichen Geldmangel verschärft ward, da sich der rückständige Sold auf vier Millionen belief und Bonaparte nur Schulden und keinen

Erneuerung des Direktoriums Mitte Prairial gewesen sein.“ Das ist unrichtig. Denn der Brief des Direktoriums, der Bonaparte zurückrief, war vom 26. Mai datiert und der Wechsel im Direktorium im Prairial fand am 18. Juni statt. (S. unten.)



Sous in den Kassen zurückgelassen hatte.*) Wenn aber die Lage der Expeditionsarmee eine so schwierige war, wenn die Fortdauer der französischen Herrschaft in Ägypten mit ihr auf dem Spiele stand, dann hätte hier Napoleons Verbleiben nicht viel helfen können; denn Hilfe konnte nur noch von Frankreich kommen, und so war seine Heimkehr auch aus diesem Gesichtspunkte entschuldbar. Wir werden hören, daß er von dorther seine orientalische Gründung nicht im Stiche ließ.

Man hat viel von dem Mute gesprochen, sich der Gefahr einer Fahrt in dem von Feinden bevölkerten Mittelmeer auszusetzen. Aber man könnte darüber streiten, ob es nicht mehr Mut gefordert hätte, unter so verzweifelten Verhältnissen zu bleiben. Er würde Napoleon nicht gefehlt haben, wenn seine ehrgeizigen Pläne ihn nicht nach der Macht über Frankreich hätten streben lassen, Pläne, deren Grundzüge längst feststanden, denen es an ergebenen Anhängern nicht fehlte und die schon vor der Expedition in den Orient ihrer Verwirklichung durch einen Gewaltstreich nahe gewesen waren. Daß die Orientarmee in ihrer weit überwiegenden Mehrheit streng republikanisch gesinnt war, mag es ihm nicht allzuschwer gemacht haben, sich jetzt von ihr zu trennen, ja, es war ihm vielleicht sogar erwünscht, sie bei seinen nächsten Absichten fern von Frankreich zu wissen.**) Schon auf seinem

*) Dieser Bericht fiel den Engländern in die Hände; er wurde später veröffentlicht und von Bonaparte zu widerlegen versucht — ein Versuch, der angesichts der Nachrichten, die wir heute besitzen, als nicht gelungen angesehen werden muß. (Vergl. u. a. den Brief Duguas an Napoleon, 26. August 1799 bei Guitry, L'armée de Bonaparte en Egypte, der seine Abreise als „Flucht" bezeichnet.) Wenn z. B. Napoleon die Verlustziffern der Armee, die Kleber angibt, bemängelt und durch die Zahl der später wiederkehrenden Truppen rektifizieren will, so übersieht er, daß es dem genialen und rücksichtsvollen Kleber gelungen war, die Lücken der Divisionen teilweise durch Einheimische zu ergänzen.

**) Der Offizier Vertray erzählt: „Die große Mehrheit der Armee war gründlich republikanisch. Kurz vor der Abreise Bonapartes sagte der Oberst Boyer von der 18. Halbbrigade: „Bonaparte als General der Republik wird in mir stets einen Mann finden, der ihm überallhin folgt; aber wenn ich vermuten würde, daß er jemals ein Cäsar werden wollte, er würde in mir den ersten Brutus finden, der ihm den Dolch ins Herz stieße." (Galli, p. 142.)

italienischen Feldzuge hatte Bonaparte sich nach seinen eigensten Entschlüssen benommen, als Souverän sich in dem eroberten Lande gefühlt und wie ein solcher die Verträge von Leoben und Campo Formio verhandelt und abgeschlossen, die Frankreich verpflichteten. Jetzt, in Ägypten, wo er noch mehr als sein eigener Herr schaltete, hatte seine Herrschsucht neue Nahrung gewonnen und der sehnsüchtige Gedanke an ein selbständiges Regiment noch tiefere Wurzeln geschlagen. Er konnte sich kaum mehr ohne Krone denken. Nur schien es ihm offenbar leichter, sie von dem verdorrten Maibaume der Revolution zu pflücken als aus dem unendlichen Sande der Wüste auszugraben.

Sechstes Kapitel.

Staatsstreich und Konsulat.

Eine Fahrt nach oder von Ägypten war dazumal, als noch Wind und Wetter allein den Kurs vorschrieben, eine Frage der Jahreszeit. Vom Beginne des Frühlings bis zum Herbst gelangte man, von einem konstanten Nordwest getrieben, leicht von Toulon nach Alexandrien, aber um so schwerer von dort zurück. Es war daher kein günstiger Zeitpunkt für eine Reise nach Frankreich, als die beiden Fregatten „Muiron“ und „Carrère“ — auf der ersten befand sich Bonaparte — den ägyptischen Hafen verließen. Nur um dem spähenden Auge Sidney Smiths zu entkommen, war man schon im August ausgelaufen. Der widrige Wind zwang die beiden Schiffe den Kurs auf Toulon aufzugeben und an der Nordküste Afrikas hin zu segeln. Es war kaum ein Vorwärtskommen. An manchen Tagen wurde man um zehn Meilen zurückgetrieben, und nur der nächtliche Landwind stellte das Gleichgewicht wieder her. So brauchten die Ungeduldigen nicht weniger als drei Wochen, ehe sie die Höhe des karthagischen Vorgebirges erreichten, immer in Angst und Sorge, vom Feinde im Rücken erfaßt zu werden. Als endlich der Wind sich drehte und den Heimstrebenden dienstbar wurde, da begann erst recht die Gefahr. Die Enge zwischen Tunis und Sizilien mußte passiert werden. Sie war von einem englischen

Kreuzer bewacht, der zur Flotte Nelsons gehörte, die vor Syrakus ankerte. Wurden die Fregatten von ihm entdeckt, dann war ihnen binnen kürzester Zeit der gefürchtete Admiral auf der Spur. Glücklicherweise kamen sie bei Nacht ohne Lichter an dem Kundschafter vorbei und steuerten nun nach Norden, an der Westküste Sardiniens entlang, bis Korsika. Hier hielt sie anfangs Oktober ein neuerlicher Nordwest mehrere Tage fest, zum Verdruß Napoleons, der in Ajaccio von Vettern, Basen, Paten und allen, die es gerne sein mochten, überlaufen wurde. Nur das Wiedersehen seiner alten Amme, die ihn herzhaft mit „Caro figlio" anrief, bewegte ihn. Er zeigte seinen Begleitern nicht ohne einigen Stolz den ehemaligen Grundbesitz der Bonaparte und jagte mit ihnen in der Wildnis der Umgebung. Es war das letztemal, daß er seine Heimat sah.

Als ob sich sein Programm Punkt für Punkt erfüllen sollte, vernahm er in Ajaccio, daß die französischen Armeen neuerdings Verluste erlitten hatten, daß am 19. Juni eine Schlacht an der Trebbia, am 15. August eine zweite bei Novi verloren und Joubert getötet worden sei. Aber er erfuhr noch mehr: daß das Direktorium in einem Streite mit den gesetzgebenden Körpern unterlegen war und neue Männer, darunter Sieyès, hatte aufnehmen müssen. Wir wissen, daß er auf Sieyès viel Vertrauen setzte und daß ihn daher alle diese Nachrichten nur befriedigen konnten. Sie haben auch sein Reiseziel verändert. Denn wenn es ursprünglich seine Absicht gewesen war, geradezu auf den italienischen Kriegsschauplatz zu eilen, dort das Oberkommando zu übernehmen, sich dem Volke von Frankreich durch neue Siege als Retter in der Not zu empfehlen und dann dem Direktorium mit dem ganzen Gewichte seines Ruhmes entgegenzutreten, so kam er jetzt von diesem Plane zurück. Er strebte direkt nach der Hauptstadt. Der Umweg über das Schlachtfeld erschien ihm offenbar zeitraubend.

Nur mußte allerdings zuvor die Küste von Frankreich erreicht sein, und das sollte sich schwieriger erweisen, als man so nahe dem Ziele und nach so viel überstandenen Gefahren voraussetzte. Mit gutem Winde hatte man Korsika endlich verlassen und war, in der Richtung auf Toulon segelnd, am

8. Oktober bereits der hyerischen Inseln ansichtig geworden, als plötzlich, bei Sonnenuntergang, ein englisches Geschwader signalisiert wurde, das im Kurs heranfuhr. Da war die kritische Stunde gekommen. Denn auch die Engländer hatten die Fregatten bemerkt und begannen Jagd auf sie zu machen, Schon wollte Bonaparte's Admiral nach Korsika zurückkehren. Aber Jener befahl nordwärts zu drehen und weiter zu fahren. Im Notfalle war er entschlossen, sich in eine mitgenommene Schaluppe zu werfen und allein ans Land zu flüchten. Und wieder belohnte das Glück den Mutigen. Die Engländer täuschten sich aus der Entfernung über die Segelstellung der Franzosen, indem sie dieselben in ihrem Kurse nach Nordost steuernd wähnten, und fuhren eilig vorwärts. Der Einbruch der Nacht hinderte sie, ihren Irrtum so bald gewahr zu werden. Die Bedrängten entkamen und waren am nächsten Morgen, den 9. Oktober, auf der Rhede von Fréjus geborgen.

Wie im Nu verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von der Wiederkehr Bonaparte's. Alsbald bevölkerte sich das Meer mit Barken, die, der Pestgefahr nicht achtend, den gefeierten General ans Land geleiteten. Von Quarantaine wollte man hier so wenig wie in Ajaccio etwas wissen — kein geringer Zeitgewinn für Napoleon. Und was ihm noch wertvoller sein mußte, das war die Überzeugung, die er aus dem enthusiastischen Empfang abnehmen konnte: daß sich die öffentliche Meinung gar sehr zu seinen Gunsten gewendet hatte. Kam ihm doch — wie Marmont erzählt — ein Klubredner offen mit den Worten entgegen: „Schlagen Sie den Feind und vertreiben Sie ihn, General, und dann machen wir Sie zum König, wenn Sie es wollen!"

Nach kurzer Rast fuhr er noch am selben Tage weiter, um erst in Aix anzuhalten und dem Direktorium seine Ankunft zu melden. Das war ein Brief voll Berechnung. Er enthielt zunächst die Mitteilung, daß der General das Schreiben der Regierung vom 4. November des Vorjahres erhalten und aus demselben auf den ausbrechenden Kontinentalkrieg geschlossen habe. Wenn er sich nicht sofort für denselben zur Verfügung gestellt, so müsse der Türkeneinfall dies rechtfertigen, der erst bewältigt werden mußte, ehe er an Rückkehr denken durfte. Die Heimfahrt hätte er unter allen Umstän-

den gewagt, und wäre sie auch nur „in einem Boote, in einen Mantel gehüllt“ möglich gewesen. Natürlich stand auch in dem Briefe, daß er Ägypten aufs Beste organisiert zurückgelassen habe. Desgleichen war dafür gesorgt, daß der Kurier nicht viel früher als der Schreiber selbst in der Hauptstadt eintraf.

Von Aix ging es rasch weiter. Es war ein förmlicher Triumphzug. Die Begleiter Napoleons wissen den begeisterten Empfang auf der Fahrt über Lyon nach Paris gar nicht genug zu schildern. Eine Stadt überbot die andere an Zeichen der Huldigung dem Manne gegenüber, in dem man nicht so sehr den Sieger über den äußern Feind als vielmehr den Retter in der Not des innern Haders, den Erlöser aus dem Dilemma „hic Bourbon, hie Anarchie“ und aus dem dumpfen Siechtum erblickte, dem alles öffentliche Leben in Frankreich verfallen war.*) Und das war nicht bloß die Stimmung in der Provinz. Auch in der Hauptstadt wirkte die Nachricht von seiner Rückkehr in gleicher Weise. Als man sie erfuhr, geriet alles in jubelnden Aufruhr. Seit dem Beginne der Revolution hatte sich das allgemeine Hoffen nicht so enge an einen Namen gekettet wie jetzt, wo man ihr Ende mit tausend Wünschen ersehnte. Und doch hatte dasselbe Volk denselben Mann erst vor anderthalb Jahren ohne allzu tiefes Bedauern scheiden und einem gefährlichen Abenteuer entgegengehen sehen! Was hatte die öffentliche Stimmung so rasch und gründlich verändert und Napoleons Hoffnung wahr gemacht, die er darauf baute? Die Antwort auf diese Frage liegt in den Geschehnissen in Frankreich während seiner Abwesenheit. Wir müssen sie näher kennen lernen.

Nach dem Staatsstreiche des 18. Fruktidor hatte sich das Direktorium gegen die Wiederkehr der Gefahr, durch die konservativen Elemente der Bevölkerung verdrängt zu wer-

*) Barante erzählt in seinen Memoiren (I. 44): „Ich begegnete auf der Landstraße dem Wagen Bonapartes, der aus Ägypten zurückkehrte. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Begeisterung zu machen, die seine Rückkunft erweckte . . . Ohne zu wissen, was er tun wolle, ohne vorherzusehen, was kommen werde, hatte jeder, und zwar in allen Klassen, die Überzeugung, er werde der Agonie ein Ende bereiten, in der Frankreich zugrunde ging. Man umarmte sich auf den Straßen, man drängte sich auf seinen Weg und suchte ihn zu sehen.“

den, sicherzustellen gesucht und zu derselben Maßregel gegriffen, durch welche schon einmal die Herrschaft der radikalen Minorität über Frankreich ermöglicht worden war: eine tyrannische Diktatur, die der andersgestimmten Presse den Mund verschloß, Adel und Priester proskribierte, mehr als hunderttausend Besitzende zur Auswanderung nötigte, die offenen politischen Gegner in die Kolonien deportierte und dadurch jene Elemente wieder hervorlockte, die durch die Ereignisse am 9. Thermidor verscheucht worden waren, diese Gewaltherrschaft sollte den Direktoren den Fortbestand ihrer Macht verbürgen. Um sich und ihre Politik am Ruder zu erhalten, drückten die Barras, Rewbell, Larevellière Millionen in angstvolle Abhängigkeit hinab, ruinierten sie das Vermögen des Landes.

Bald jedoch mußte das Direktorium einsehen, daß ihm seine radikalen Alliierten vom 18. Fruktidor, die man als „Jacobiner" bezeichnete, ebenso gefährlich werden konnten wie die Konservativen und die Monarchisten. Die ruhigeren und friedlicheren Elemente waren zwar besiegt, aber die Parteigänger des Terrorismus traten nur um so dreister in den Vordergrund. Obwohl verboten, bildeten und verbündeten sich zahlreiche Klubs, die das Schlagwort der politischen Tugend gegenüber der korrupten Genußsucht der Barras und Konsorten ausgaben und, als die Regierung mit einschränkenden Maßregeln gegen sie vorging, Anhang gewannen, so daß bei den Ergänzungswahlen im April 1798 die Anhänger des Direktoriums in der Minderheit blieben. So war dessen Regiment jetzt durch ein Überwiegen der Enragierten in der Legislative ebenso bedroht und gefährdet wie im Vorjahre durch das der Konservativen. Aber man kannte das Mittel, welches hier helfen konnte, welches im letzten Sommer geholfen hatte und welches nun wieder helfen sollte: das war die Verletzung der Verfassung von Regierungswegen. Anstatt die terroristisch, daher ungesetzlich, vollzogenen Wahlen ungiltig zu erklären und Neuwahlen auszuschreiben, ließen die Direktoren durch die Fünfhundert die Mandate der ihnen ergebenen secessionistischen Minoritäten bestätigen und sechzig radikale Abgeordnete ausschließen (11. Mai 1798; 22. Floréal). Doch was war damit erreicht? Daß von den zwei großen Parteien im Lande von jetzt ab gar keine mehr

die Regierung stützte. Die Konservativen haßten sie und waren seit dem 18. Fructidor ihre geschworenen Feinde; die Jakobiner sind es seit dem 22. Floréal gleichfalls. Ihr Bestand war nur solange gesichert, als die Armee ihr noch zu Diensten blieb. Da aber auch unter den Heerführern die Parteispaltung eintrat, so daß z. B. Moreau den Konservativen beigezählt wurde, Jourdan den Jakobinern zugehörte, und bei Offizieren und Mannschaft die Abneigung gegen die Advokatenherrschaft immer festeren Fuß faßte, so konnte die Situation bedenklich werden, wenn nicht bald der Krieg auf dem Festlande ausbrach und der Aufmerksamkeit all dieser unzufriedenen Elemente eine andere Richtung gab.

Es war dafür gesorgt, daß er nicht ausblieb. War doch am 18. Fructidor die Friedenspartei ebenso besiegt worden wie früher am 13. Vendémiaire. Der jähe Abbruch der Verhandlungen mit England, die brüsken Ansprüche der Gesandten in Rastatt, die herausfordernde Haltung Bernadotte's in Wien, die Aufwiegelungen gegen die legitimen Gewalten in Italien, der Umsturz in der Schweiz, das Übergreifen in den Orient: Alles das konnte nicht anders als aufs neue einen gewaltigen Brand in Europa erzeugen, der der Kraft Frankreichs zu schaffen gab und seinen Regenten die Herrschaft fristete. Zunächst erstand in Rußland ein erbitterter Feind. Denn die offene Begünstigung der Polen durch die Republik und insbesondere durch Bonaparte, in dessen Armee ein polnisches Freikorps gedient hatte, die Besetzung der ionischen Inseln, die geheimen Verbindungen mit den unruhigen Elementen auf der Balkanhalbinsel, die Expedition nach dem Osten und insbesondere die Wegnahme Maltas, wo der Ritterorden kurz zuvor den Zar zum Protektor gewählt hatte, machten Paul I. zum Gegner Frankreichs und zum Anwalte der von der Republik und ihren Agenten bedrohten und bekämpften Legitimität.

Die Nachricht von der Vernichtung der französischen Mittelmeerflotte und von der Blockierung Bonaparte's in Ägpten beschleunigte die Bildung einer Koalition. Paul I. schloß mit England und der Türkei Bündnisverträge ab und drängte zum Angriff. England seinerseits — oder richtiger: Nelson — bewog sogar den Hof von Neapel, der jetzt sehr

kriegslustig geworden war, schon im November 1798 die Feindseligkeiten gegen die Franzosen zu eröffnen, die den Kirchenstaat besetzt hielten, ein verfrühtes Wagnis, welches Thugut vergeblich widerraten hatte und das denn auch kläglich mißlang. Der französische General Championnet räumte zwar Rom, aber nur um schon nach wenig Tagen, am 4. Dezember 1798, die von dem Österreicher Mack geführten neapolitanischen Truppen auseinanderzujagen, nach Neapel vorzudringen und dort, nachdem der König sich zur Flucht nach Sizilien gewendet hatte, die „Parthenopäische Republik" mit einer Verfassung, ähnlich der französischen, zu begründen. Das war nun ein neuer erobernder Eingriff in den Bereich angestammter Königsherrschaft, ein neuer Schritt zur völligen Beherrschung Italiens, von dem niemand mehr betroffen wurde als der verwandte Wiener Hof. Die seit der Abreise Bernadotte's gestörten Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich hatten die Konferenzen zwischen Cobenzl und dem ausgetretenen Direktor François de Neufchâteau zu Selz nicht wieder anzubahnen vermocht. Das österreichische Begehren nach Kompensationen in Italien war von dem Franzosen weit weggewiesen worden, die Verhandlungen endeten resultatlos. Darauf war die Republikanisierung der Halbinsel immer weiter gediehen. Zur selben Zeit, Dezember 1798, als Neapel der französischen Klientel einverleibt wurde, ward auch Piemont so nachdrücklich insurgiert, daß der König auf das Land verzichtete und sich auf die Insel Sardinien zurückzog. Österreich aber wurde auch noch anderwärts in seinen Interessen getroffen. In Deutschland ward die revolutionäre Propaganda eifrig betrieben. Ein französischer Gesandter am Regensburger Reichstag und die Unterhändler in Rastatt hatten den Auftrag, die kleineren deutschen Fürsten gegen den Kaiser aufzureizen; ein Emissär in München, wo sich mit dem Kurfürsten Max Joseph und seinem Minister Montgelas ein franzosenfreundlicheres Regiment etabliert hatte, und ein anderer in Stuttgart, arbeiteten an einem süddeutschen Bund wider Österreich und nährten nebstbei die republikanische Stimmung der schwäbischen Weltbürgerschaft; es war als ob das italienische Experiment an Deutschland wiederholt werden sollte. Die vertragswidrige Besetzung der Festung Ehrenbreitstein nach deren Kapitulation im Januar 1799 gab schließlich

den Ausschlag. Der Losbruch der Feindseligkeiten war nur noch eine Frage von Wochen, da sich nunmehr auch der Wiener Hof mit Rußland verständigte und ein russisches Hilfskorps in Galizien einrückte. Als dann die Franzosen die Zurückziehung der nordischen Truppen forderten und die Nichterfüllung ihres Begehrens als Kriegsfall bezeichneten, war jede Aussicht auf Erhaltung des Friedens geschwunden. Die Russen marschierten weiter, und Thugut ignorierte die französische Drohung. Anfangs März gingen die Franzosen über den Rhein, die Österreicher unter Erzherzog Karl über den Lech, und am 12. erklärte Frankreich der Donaumacht den Krieg, der alsbald im Gange war. Zu allem Überfluß nahm auch der Rastatter Kongreß ein entsetzliches Ende, als am 28. April die französischen Gesandten Bonnier, Roberjot und Debry, deren Zusammenhang mit der politischen Wühlarbeit in Deutschland außer Frage stand und deren Papiere Aufklärung versprachen, bei ihrer Abreise von österreichischen Husaren überfallen und bis auf einen (Debry) niedergemacht wurden. Standen dieser aus einem Mißverständnis hervorgegangenen Untat auch die leitenden Kreise der Wiener Politik ebenso fern, wie der kommandierende Erzherzog, so hat sie doch den Grad der Feindseligkeit wesentlich erhöhen müssen.*)

*) Die wertvollen „Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes" des österreichischen Hauptmannes Criste in den „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs" von 1899 haben die bisher festgehaltene Annahme, daß die Täter Székler Husaren gewesen seien, noch nicht zu entkräften vermocht. Es finden sich im Gegenteile Dokumente beigebracht, die derselben neue Unterstützung verleihen. So schreibt z. B. Erzherzog Karl am 1. Mai an den Korpskommandanten FML. Kospoth: „Aus dem vom Herrn FML. eingeschickten Berichte nebst den Rapporten des Herrn Oberst Barbáczy habe ich ersehen, daß die französischen Gesandten außerhalb Rastatt von diesseitigen Truppen überfallen und zusammengehauen wurden." (Criste, S. 215.) Im Berichte des Obersten wird als Beweggrund der Tat das „Mißverständnis" angenommen, „daß es laut dem hier allgemein zu hören gewesenen Gerüchte Franzosen seien, die uns zu attackieren das Vorhaben hätten." (Criste, S. 194.) Am 18. Mai bittet der Erzherzog seinen kaiserlichen Bruder um Nachsicht für seinen Generalstabschef Schmidt, der während der zweitägigen Erkrankung des Chefgenerals die Geschäfte des Hauptquartieres geführt und in einem Privatschreiben an Kospoths Generalstäbler Mayer seinem Haß gegen die spionierenden französischen Gesandten in Andeutungen Ausdruck gegeben habe, die der Adressat mißverstand.

Man sollte nun meinen, das Direktorium, das mit seiner Politik den Krieg provoziert hatte, wäre aufs stärkste gerüstet gewesen, um der Gefahr vollkommen gewachsen zu sein. Aber hier trat es so recht zutage, wie verderblich das System der Machthaber auf die öffentlichen Verhältnisse

„Mayer gab dem Inhalt dieses Privatschreibens eine ganz eigene Deutung, und so wurde die Sache immer schlimmer, da sie in den unteren Stufen mehrere Zusätze erhalten, wo dann endlich das unglückliche Ereignis daraus folgte." (Hüffer, Der Rastatter Gesandtenmord, S. 94 und bei Criste). Am 2. September schrieb dann der Prinz dem Kaiser, es seien, nachdem der Reichstag, dem die Untersuchung anvertraut worden war, sie dem Reichsoberhaupte überlassen habe, „nur zwei Wege übrig, wie diese Sache beendet werden kann: 1. entweder dieselbe in ihrer wahren Gestalt der Publizität vorzulegen, oder 2. der Sache eine solche Wendung zu geben, daß nicht die Székler Husaren, sondern Fremde als Urheber der Mordtat erscheinen. Sobald der erste Weg gewählt wird, so muß der Satisfaktionspunkt auf dem Fuße folgen. Die Husaren kann an und für sich keine Strafe treffen, weil sie im Gefolge einer Ordre gehandelt haben. Die Satisfaktion würde nur in den Veranlassern statt haben können." Als solche bezeichnet Karl den General Schmidt, Oberstleutnant Mayer, die Brigadegenerale Graf Merveldt und Görger, rät aber von diesem Wege ab, weil dadurch das Ansehen des Hofes und des Dienstes kompromittiert werden könnte. (Criste, S. 382.) Die Annahme Cristes, der Erzherzog sei in der Sache nicht genügend informiert gewesen, hält nicht Stich, weil der Wortlaut des letzterwähnten Schreibens auch beim Kaiser die Kenntnis der „wahren Gestalt" der Sache, also die gleiche Information voraussetzt. Dadurch und durch die ursprünglichen Berichte der Offiziere vom 29. April (Criste, S. 187, 193), welche die Tat zugestehen, büßt das auf Seite 233--343 nach einer Abschrift auf dem Wiener Staatsarchiv mitgeteilte Protokoll der Villinger Untersuchungskommission vom Mai 1799, vor welcher Offiziere und Soldaten ihre Schuldlosigkeit zu erhärten suchten, an Beweiskraft ein. Jedenfalls scheint es für den Erzherzog, der es sicher genau kannte, von keiner zwingenden Bedeutung gewesen zu sein, sonst hätte er nicht noch im September dem Kaiser von dem Anteil der Husaren reden können. Man vergleiche übrigens Bray, „Aus dem Leben eines Diplomaten der alten Schule", (1901), S. 35—52. Die maßlosen Ausschreitungen der öffentlichen Meinung in Frankreich gegen Kaiser Franz und seine Regierung, die beide völlig unschuldig waren, und der Krieg selbst, überhoben übrigens den Wiener Hof jeder Genugtuung. Eine solche wurde auch später nicht mehr begehrt, da man in Paris den Unfall dem Direktorium auf sein Schuldkonto setzte. Man wird gut tun, heute geltende Anschauungen und Empfindungen nicht als Maßstab für jene Zeit zu verwenden, und vergleiche nur beispielsweise die Schilderung der Husaren von 1857 in Wattmanns „Dreiundfünfzig Jahre aus einem bewegten Leben" (1903), S. 87, mit modernen Verhältnissen.

zurückwirkte. Die Finanzen waren unter dem elenden Regime endlich ganz in Unordnung geraten, und die Kontributionen bei den Nachbarn halfen ihnen nur ungenügend auf. Man führte wieder indirekte Steuern ein, verdoppelte z. B. die Tür- und Fenstersteuer, während es Grundstücke genug gab, die seit zehn Jahren gar keine Abgabe mehr geleistet hatten. Dem Heere, dessen Reihen dem französischen Staatsgedanken die letzte Zuflucht boten, fehlte die energisch sorgende Hand des verbannten Carnot, und sein bester Feldherr weilte fern im Osten. Es war zwar mit einem Wehrgesetz vom 5. September 1798 die Militärkonskription eingeführt worden, wonach jeder unverehelichte Franzose vom 20. bis 25. Jahre verzeichnet wurde und in Altersklassen, die das Los festsetzte, dienen sollte, und daraufhin wurde die Aushebung von 200.000 Mann angeordnet. Aber das Gesetz blieb ohne das erhoffte Ergebnis; viele der jungen Leute verheirateten sich, um nicht dienen zu müssen, noch vor dem zwanzigsten Jahre; andere entzogen sich durch Desertion der Wehrpflicht; Tausende wurden beurlaubt; eine Anzahl Departements (16) verweigerten gänzlich die Stellung von Rekruten.*) In Oberitalien konnte man den Feinden nicht mehr als 56.000 Mann entgegenstellen, in Süddeutschland kaum 40.000; der Rest wurde an Massena in die Schweiz (30.000), an Brune und Bernadotte nach Norddeutschland und Holland (23.000), an Macdonald, der den mißliebig gewordenen ehrlichen Championnet ersetzt hatte, nach Rom und Süditalien (34.000), verteilt, mit den kleinen Garnisonen zusammen beiläufig 180.000 Mann, die einer europäischen Koalition gegenüber die revolutionäre Politik französischer Übergriffe verfechten sollten. Die Ausrüstung war mangelhaft, die Verpflegung in den Händen von Spekulanten, die der Regierung an Gewissenlosigkeit nichts nachgaben. Dabei herrschte Meinungsverschiedenheit im Direktorium über die Befehlshaber. Von diesen hatten sich einige mit den geldgierigen Regierungskommissaren, welche die Armeen begleiteten, überworfen. Es kam dahin, daß man dem alten unzulänglichen Scherer das wichtige Oberkommando in Italien überweisen mußte.

*) Vandal, L'avènement de Bonaparte I. 49 Anm. S. unten S. 223.

Viel stärker gewappnet traten die Gegner auf die Bahn. Österreich allein hatte auf den drei Schauplätzen: Schwaben, Schweiz und Oberitalien die Übermacht, in Erzherzog Karl einen tüchtigen Führer und in den Russen unter dem gewaltigen Suworow einen starken Sukkurs. Man beziffert die Streitkräfte der Verbündeten auf über 280.000 Mann. Die Dinge kamen, wie sie mußten. Jourdan, der an die Donau gerückt war, wurde noch im März 1799 von dem kaiserlichen Prinzen bei Osterach und Stockach geschlagen und an den Rhein zurückgedrängt, der aus der Schweiz anfangs siegreich nach Osten vordringende Massena bei Feldkirch aufgehalten, Scherer von dem Österreicher Kray bei Magnano im Cisalpinischen getroffen und hinter den Mincio zurückgeworfen. Und was Scherer gegen die Österreicher allein nicht vermochte, das konnte sein Nachfolger Moreau noch viel weniger gegen die vereinigten Austro-Russen unter Suworow und Melas. Er erlitt bei Cassano an der Adda am 27. April 1799 eine entscheidende Schlappe, die dem nordischen Sieger die Tore von Mailand und Turin öffnete und die Cisalpinische Republik verschwinden machte. Österreich trat wieder in den Besitz der Lombardei ein, unterstützt von einer konservativen Strömung in der Bevölkerung, welche die Demokraten überall aus ihren Positionen trieb. Nur die Festungen verblieben in den Händen der Franzosen. Bald darauf hinderte ein neuer Sieg des Erzherzogs über Massena bei Zürich am 4. Juni die Verbindung des Letzteren mit Moreau und lieferte ein Drittel der Schweiz den Österreichern in die Hände. Diese Ereignisse machten den Abmarsch Macdonalds aus Neapel nach Norden notwendig und bereiteten zugleich der Parthenopäischen Republik ein grausames Ende, da der zurückgekehrte Hof (auf Nelsons Anregung?) an seinen abtrünnigen Untertanen bittere Rache nahm. Aber nur wenn es Macdonald gelang, seine Streitkräfte mit denen, die Moreau an die genuesische Riviera gerettet hatte, zu vereinigen und zu siegen, war noch Hoffnung, das Verlorene wiederzugewinnen. Auch das sollte nicht gelingen. Noch bevor die geplante Vereinigung bewerkstelligt war, wurde der Franzose von den eilig losstürmenden Russen an der Trebbia in einer dreitägigen Junischlacht (17.—19.) besiegt und mit schweren Verlusten über den Apennin zurückgetrieben. Bald darauf

wird auch Mantua kapitulieren, um das vor zwei Jahren so viel Blut geflossen war.

Aus diesen Verlusten im Felde ergab sich, daß das Direktorium im Innern schließlich jede Geltung verlieren mußte. Der Krieg hatte allerdings auch im Jahre 1797 einer durchaus mißliebigen Regierung die Herrschaft gesichert. Damals aber war es eine Reihe von Siegen gewesen, errungen von einem Feldherrn, der das politische System der Ausdehnung und Eroberung zu dem seinigen gemacht hatte, während jetzt Niederlage auf Niederlage das Ansehen der Armee verkleinerte und deren Führer durchaus nicht Parteigänger der Machthaber waren. Darum kann es nicht überraschen, wenn wir hören, daß die Letzteren bei den Neuwahlen im Frühling 1799 eine neue Schlappe erlitten. Es war ja schon ein Zeichen offenen Mißtrauens gewesen, daß bei der vorgeschriebenen Auslosung eines Direktors an Stelle Rewbells ein Mann in die Regierung gewählt wurde, von dem es bekannt war, daß er sich noch im Konvent ablehnend gegen die Verfassung des Jahres III geäußert und den Ehrgeiz hatte, Frankreich eine bessere Konstitution zu geben: der Abbé Sieyès, derselbe, den Napoleon bei seinen Verfassungsplänen durch Talleyrand ins Vertrauen ziehen ließ und der, wie er, für eine Stärkung der Regierungsgewalt gestimmt war. Da sich der charakterlose Barras sofort dem populären Manne anschloß, so ergab sich, daß zunächst wieder, wie 1797, einer oppositionellen Majorität in der Kammer eine Minorität im Direktorium (Sieyès und Barras gegen Treilhard, Larevellière, Merlin) entsprach, woraus neue Kämpfe entstanden. Jetzt, bei den Nachteilen von außen her, konnte aber die regierende Mehrheit der Direktoren nicht mehr, wie damals, an einen Staatsstreich denken, sondern mußte sich den Gegnern im Parlamente stellen, die alsbald in der entsetzlichen Finanzverwirrung, die von der radikalen Linken kurzweg als „Diebstahl“ bezeichnet wurde, den geeigneten Hebel fanden, um die verhaßten Drei zu stürzen.*) Als erstes Opfer fiel Treilhard, dem man — allerdings etwas spät — nachwies, daß seine Wahl zum Direktor der konstitutionellen Voraussetzungen entbehrt habe. Treihard ging, und damit war das

*) Nach der Verfassung bedurfte es zu einer giltigen Regierungshandlung der Übereinstimmung mindestens dreier Direktoren.

„Triumvirat“ gesprengt. Am 18. Juni 1799 (30. Prairial) traten auch Larevellière und Merlin, bedrängt und bedroht, von ihrem Amte zurück. Treilhard war sofort durch Gohier, den Präsidenten des Kassationshofes, ersetzt worden; an die Stelle Larevellières trat ein unbedeutender und völlig ungefährlicher General, der kürzlich die Westarmee kommandiert hatte, Moulin; der Nachfolger Merlins wurde Roger Ducos. Dieser war ein Anhänger Sieyès, während die beiden Anderen sich den „Jakobinern“ zuwandten. Die Staatsarbeit, zu der diese Regierung wenig fähig war, lag in den Händen der Minister: des Girondisten Reinhard, der Talleyrand ersetzen sollte, dessen schmutzige Habsucht man von dem neuen Regiment der „reinen Hände“ fern halten wollte, Cambacérès’ als Justizministers, des Jakobiners Lindet als Finanzministers und Bernadottes, der Kriegsminister wurde, jedoch sein Portefeuille bald wieder abgeben mußte, da die Jakobiner immer dreister hervortraten, die auf ihn ihre Hoffnung für einen Staatsstreich setzten.

Der Sturz der alten Regierung war das Werk einer Koalition der beiden großen Parteien bei den „Fünfhundert“ gewesen: der Radikalen einerseits und der gemäßigten Republikaner andererseits, die von Boulay de la Meurthe geführt wurden und zu denen auch die Brüder Napoleons, Lucian und Joseph, zählten. Bald nach dem Siege zerfiel diese Verbindung. Da die Gemäßigteren durch die Majorität in der Regierung (Sieyès, Ducos, Barras) herrschten, gingen die Jakobiner in die Opposition. Sie fanden anfangs soviel Anhang unter den Neutralen in der Kammer, daß sie ein Zwangsanlehen auf die Reichen und ein Gesetz gegen die Adeligen, welche sie in den Departements mit royalistischer Bewegung als Geiseln reklamierten, durchsetzen konnten. Als sie aber, auf diese Erfolge pochend, widerrechtlich ihren Pariser Klub eröffneten und in der Provinz Filialen gründeten wie ehedem, als sie ein radikales Programm mit gemeinsamer Kindererziehung, öffentlichen Werkstätten für die Armen aufstellten, bei den „Fünfhundert“ einen unsäglich rohen Ton einbürgerten und die offizielle Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr, verlangten, um damit ein Regiment, wie das von 1793, einzuleiten — da verloren sie ihren Anhang. Ihr Appell an das Volk fand bei den Arbeitern und

den kleinen Leuten der Hauptstadt keinen Widerhall, die sich der Not und des Elends erinnerten, in die sie der Freiheitstaumel vor wenig Jahren erst verführt hatte, und die durch das Zwangsanlehen in Form einer Einkommensteuer auf die Vermögenden, wegen deren veränderter Lebensführung, vielfach ihr Brot verloren. In den Departements erzeugte ihre Agitation nur neue unerträgliche Zwietracht. Der öffentlichen Meinung folgend, schloß Sieyès ihren Klub der „Freiheits- und Gleichheitsfreunde“ in der Reitschule nächst den Tuilerien, und das ehemalige Konventsmitglied Fouché konnte als Polizeiminister ein System sorgfältiger Überwachung organisieren.

Es kam nun darauf an, ob sich Sieyès auch durch die Armee wieder festen Rückhalt werde verschaffen können, und es mußte seine nächste Sorge sein, mit einem entscheidenden Erfolg im Felde den Bestand seiner Geltung zu sichern. So wurde denn im Juli 1799 nach Kräften gerüstet und dem jungen General Joubert — mit Moreau an zweiter Stelle — das Kommando in Italien übertragen. Siegte er, dann konnte er möglicherweise im Wechsel der inneren Verhältnisse, den man erwartete, ein brauchbares Werkzeug bilden. Aber auch Sieyès sollte nicht glücklicher sein als seine Vorgänger. Was Joubert in den ersten Augusttagen an neuen Truppen an die Riviera brachte, war doch zu wenig, um den vereinigten Russen und Österreichern die Wage zu halten. Die Rechnung, daß die Letzteren durch die Belagerung Mantuas aufgehalten würden, wodurch den Franzosen die Übermacht über Suworow gesichert bliebe, erwies sich als unrichtig, denn die Festung kapitulierte bereits Ende Juli, und die Österreicher rückten in Eilmärschen heran. In der überaus blutigen Schlacht bei Novi an der Bormida (15. August 1799) verlor die Republik 10.000 Mann, Joubert das Leben, Sieyès sein Prestige.

Wer dabei gewann, das war einzig und allein der Mann, dessen man sich — wie er richtig vorhergesehen — erinnern mußte, als die französischen Waffen gegen die fremden den Kürzeren zogen. Wo war, fragte man, der Sieger von ehemals? Warum war er nicht zur Stelle? Wo waren die Tausende, die er fortgeführt? War es denn für das Staatsinteresse wirksamer, wenn die Söhne des Landes im fernen Wüstensande verbluteten, indes daheim, auf den Schauplätzen

früherer Triumphe, der Ruhm der Nation zu Schanden ging? Man klagte die vergangene Regierung an, den General „deportiert" zu haben; die radikale Opposition forderte sogar, daß man die ehemaligen Direktoren deshalb vor Gericht ziehe, und eiferte gegen die gegenwärtigen, welche die Expedition im Stiche ließen.*) Talleyrands Nachfolger, Reinhard, schrieb daher im Auftrag der Regierenden am 18. September einen Brief, der den General „und die Tapferen mit ihm" zurückrief. Zugleich wandte man sich nochmals an Spanien, damit es mit der Türkei über die Rückkehr des Expeditionskorps unterhandle; nötigenfalls war man bereit, Ägypten dafür aufzugeben, alles, um der Stimme der öffentlichen Meinung zu entsprechen. Früher, 1798, als man Napoleon noch mit dem gehaßten Direktorium zusammenwarf, hatte er, trotz seinen Siegen, nur geteilte Sympathien gewinnen können, jetzt, wo man sich ihn im Gegensatze zur Regierung, gleichsam als ein Opfer ihrer selbstsüchtigen Politik, dachte, da wurde er der Liebling des Volkes, das Ideal der parteilosen Millionen, die Ruhe und Ordnung und ein starkes Regiment ersehnten, das dem ewigen Schwanken der Staatsgrundsätze und der entsetzlichen Konfusion in der Verwaltung ein Ende machen, dem Lande den Frieden verschaffen und den Bürger die gesunden Früchte der Revolution genießen lassen sollte. Ihnen war Napoleon nicht bloß der erprobte Sieger, der die Feinde schlagen, sondern auch der Mann von Energie, der nötigenfalls — und die Not war groß genug — die Anarchie bewältigen konnte. Darum begrüßte ihn bei seiner Heimkehr allerwegen die rückhaltloseste Begeisterung, darum büßte seine populäre Geltung auch nichts ein, als bekannt wurde, daß Massena Ende September die Russen und Österreicher in der Schweiz, Brune in den ersten Oktobertagen die Engländer in Holland besiegt habe, daß die Koalition geborsten und jede Gefahr von außen für Frankreich geschwunden sei. Jetzt bedurfte er neuer Triumphe im Felde gar nicht erst, um als gefeierter Günstling des Volkes das Äußerste zu wagen. Er hatte Recht gehabt, wenn er vor seiner Abreise seinem Bruder gegenüber die Überzeugung aussprach, er werde, wenn er wiederkehre, der öffentlichen

*) Lucian und Joseph taten das Ihrige in der Verbreitung der Meinung, das Direktorium habe sich durch die Expedition Napoleons entledigen wollen.

Meinung sicherer sein. Sie hatte ihm vor anderthalb Jahren gefehlt, als er an einen Staatsstreich dachte; jetzt war sie sein, und nun sollte ihn auch nichts mehr abhalten, seinen Ehrgeiz zum Ziele zu führen.*)

Als Napoleon im Jahre 1803 der Frau von Rémusat von seiner Vergangenheit erzählte und auf die Zeit nach der ägyptischen Expedition zu sprechen kam, sagte er: „Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr. Ich achtete sehr auf mich. Es ist die Zeit meines Lebens, wo ich mich am geschicktesten benahm. Ich besuchte Sieyès und versprach ihm die Durchführung seines wortreichen Verfassungsentwurfs; ich empfing die Führer der Jakobiner und die Agenten der Bourbons, ich verweigerte niemandem meinen Rat, aber ich gab ihn nur im Interesse meiner eigenen Pläne. Ich verbarg mich dem Volke, denn ich wußte, daß es dann im geeigneten Augenblick aus Neugierde meinen Spuren folgen werde. Jeder lief mir in's Garn, und als ich das Oberhaupt des Staates wurde, gab es keine Partei, die nicht irgend eine Hoffnung auf mich baute“.

Bonaparte spielte in der Tat den Unparteiischen und erreichte es, daß beide große Parteien in den Vertretungskörpern, die Gemäßigten und die Jakobiner, ihm zunächst mit der gleichen Begeisterung begegneten, ihn für sich rekla-

---

*) Vandal, L'avènement de Bonaparte, I., 217 u. a. a. O. meint, die Zeugnisse seien selten, daß damals Napoleon nicht nur als der sieghafte Held, sondern auch als der „kommende Mann“ gefeiert wurde. Aber sie fehlen durchaus nicht gänzlich. Die Stimme jenes Klubisten von Fréjus, der ihm die Krone in Aussicht stellte, entstammte schließlich derselben Empfindung, die Barante (s. oben S. 190) wahrnahm und die jenem Baudin (des Ardennes) vor Freude über seine Rückkehr den Tod brachte. Sie würde sich durch die Begeisterung für den Kriegsmann allein — der ja schließlich auch vor Akka hatte umkehren müssen — nicht zureichend erklären lassen, namentlich nachdem die Gefahr einer Invasion vorüber war. Freilich sah und wünschte Baudin in Bonaparte keineswegs den künftigen Monarchen zu sehen, obwohl auch Vandal eine verbreitete Neigung für ein persönliches Regiment zu jener Zeit in Frankreich nicht in Abrede stellt (p. 217 ff.), wohl aber „le régénérateur de la République“. (Ebenda p. 233). Und in einer anderen Gestalt wollte ja auch Napoleon zunächst nicht auftreten. Siehe unten S. 218 den Bericht Brinkmann's und die Erzählung Hyde de Neuvilles.

mierten. In Wirklichkeit aber verfolgte er mit seinem komplizierten Systeme von Verstellung und Intrigue einen ganz bestimmten Weg. Er wollte zur Macht gelangen, das stand fest. Nur das Wie? konnte in Frage kommen. Das Nächstliegende wäre gewesen, sich in's Direktorium aufnehmen zu lassen. Aber als er den Vorsitzenden desselben, Gohier, einen ehrlichen, gesinnungstreuen Jakobiner von jener politischen Borniertheit, die einmal die Stärke dieser Partei ausgemacht hatte, zum Scheine sondierte, hielt ihm dieser die Verfassung entgegen, welche Männer unter vierzig Jahren vom Direktorium ausschloß. Bonaparte kannte diese Bestimmung nur zu genau. Sie hatte sich ihm schon einmal hemmend in den Weg gelegt, und schon längst war deshalb der Gedanke an einen Umsturz der unbequemen Konstitution in ihm zur Reife gekommen. Nichts natürlicher, als daß er sich jetzt denen anschloß, die gleich ihm, einen solchen Umsturz planten. Auch Barras, ein Duzfreund und ehedem sein Protektor, stand dem Gedanken einer Veränderung, etwa im Sinne der amerikanischen Republik mit einem Präsidenten an der Spitze, nicht ferne. Als ihn aber einmal Bonaparte darüber ausholte und er als künftigen Chef von Frankreich einen ganz unzulänglichen Namen, um den seinigen zu verbergen — den des Generals Hédouville — nannte, während er Napoleon mit den Lorbeeren eines neuen Feldzugs in Italien abspeisen wollte, da hatte er für Diesen jede Geltung verloren. Es half ihm nichts mehr, daß er am nächsten Tage in die Rue de la Victoire eilte, versicherte, er habe gefunden, nur Bonaparte sei für die Präsidentenstelle geeignet, und sich zur Verfügung stellte: Napoleon mißtraute ihm fortan gründlich; übrigens war auch das Zusammengehen mit dem durch seine schmutzigen Geschäfte tief diskreditierten Manne nicht ohne Gefahr, und endlich war es zu spät, denn Napoleon war von Barras weg sogleich zu Sieyès gegangen, um mit diesem zu paktieren.

Sieyès hatte sich, nachdem 1795 sein Verfassungsplan abgelehnt worden war, ostentativ von der Regierung ferngehalten. Erst 1799 hatte er eine leitende Stellung übernommen, denn nun glaubte er den Zeitpunkt gekommen, der allgemeinen Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen durch seine Entwürfe abzuhelfen und sich so als Retter des Staates zu erweisen. Und die Übergriffe der Jakobiner

schienen die Verwirklichung des Planes beschleunigen zu sollen. Er fand die heimliche Unterstützung einer großen Anzahl von gemäßigten Republikanern in beiden Kammern und einigte sich mit einigen derselben und den Brüdern Bonaparte über folgende Punkte: Es sollten zur Stärkung der Zentralgewalt an die Stelle der wechselnden fünf Direktoren zwei oder drei auf die Dauer von zehn Jahren gewählte Konsuln treten, daneben ein Senat auf Lebenszeit und ein nach allgemeinem Wahlrecht erkorenes Abgeordnetenhaus. Um diese Verfassung durchzusetzen, sollte der für die Reform in seiner Mehrheit gewonnene Rat der Alten die Verlegung der beiden Kammern außerhalb der Hauptstadt beschließen, damit die jakobinischen Gegner im Rate der Fünfhundert von der Umgebung der Pariser Vorstädte entfernt würden, die man noch immer fürchtete. Hierzu war die erste Kammer durch die Konstitution vom Jahre III ermächtigt. Einmal draußen, wollte man die Sieyès'sche Vorlage durch die „Alten“ den „Fünfhundert“ empfehlen, die neutralen Elemente unter den Letzteren dafür gewinnen und schließlich die neue Verfassung durch ein Plebiszit sanktionieren lassen. Dabei entstand nur das eine Bedenken, ob der Rat der Fünfhundert auch wohl dem Antrage der „Alten“ beifallen würde. Und seine Weigerung konnte gefährlich werden; um so gefährlicher, als die Generale Jourdan, Augereau, Bernadotte zu den radikalen Politikern zählten und auch ihrerseits an eine Änderung in der Regierung dachten. Man bedurfte eines renommierten Soldaten, dem man die Durchführung der Maßregel anvertrauen konnte. Sieyès hatte nach Jouberts Tode an Macdonald gedacht, der aber ablehnte, und dann an Moreau, der ihm das richtige Werkzeug schien, da er nur militärischen und keinerlei politischen Ehrgeiz besaß. Aber zur selben Zeit, als Moreau in Paris anlangte, traf auch Bonaparte in Frankreich ein, Jener in aller Stille, Dieser umdröhnt vom Zuruf der Millionen, Jener besiegt, Dieser als Sieger, und Sieyès konnte nicht schwanken, welchem von beiden Degen er sein Projekt überantworten sollte. Er mußte Napoleon wählen, auf die Gefahr von ihm überflügelt zu werden.

Dieser war gleich nach seiner Ankunft von Lucian in den Reformplan eingeweiht worden und erklärte sich damit einverstanden. Er brauchte ja eine neue Verfassung, um zur

Macht zu gelangen, und Sieyès bedurfte der Macht, um seine Verfassung durchzusetzen. Das war der Angelpunkt, um den sich damals die Geschicke Frankreichs drehten. Am 1. November trafen sich die Beiden insgeheim in der Wohnung Lucians, der, dem Bruder zu Ehren, zum Präsidenten der „Fünfhundert“ erwählt worden war. Bonaparte wünschte die neue Konstitution nicht sofort, wie sie Sieyès im Sinne hatte, den Kammern vorzulegen, sondern eine Abgeordneten-Kommission vorerst mit deren Prüfung zu betrauen, unterdessen aber dahin zu wirken, daß eine provisorische Regierung eingesetzt werde; diese Letztere sollte aus ihm, Sieyès und Roger Ducos gebildet sein. Sieyès mußte wohl oder übel zustimmen. Er sah wohl ein, daß seine Rolle als rettender Genius ausgespielt war, sobald seine Verfassung erst durch ein Komitee lief, und daß er in der provisorischen Regierung neben einem Bonaparte nicht die erste Stelle behaupten würde, war ihm nicht minder klar. Aber er konnte nicht mehr zurück.*) Napoleon benahm sich indes auch weiterhin „sehr geschickt“. Er verbarg seine Absichten aufs Sorgfältigste vor den anderen Direktoren, vor Gohier, der Josephinen den Hof machte, täglich ins Haus kam und sich als Freund desselben fühlte, und vor Barras, der sich in seinem Selbstbewußtsein für unentbehrlich hielt. Die von Diesem zumeist abhängige Beamtenschaft des Pariser Departements gewann man, indem man vorgab, er sei mit im Vertrauen; ebenso die Kommandanten der Garden des Parlaments und des Direktoriums, die nicht zu den Linientruppen gehörten.

Am 6. November, nach einem Bankett, welches die Kammer den beiden Generalen Moreau und Bonaparte zu Ehren gab, und wobei dieser einen Trinkspruch „auf die Einigkeit aller Franzosen“ ausbrachte, traf er wieder mit

*) Nach einem Diner, bei welchem Sieyès mit Joseph Bonaparte und dem eingeweihten Abgeordneten Cabanis zusammentraf, sagte er zu ihnen: „Ich will mit dem General Bonaparte gehen, weil er von allen Soldaten noch der bürgerlichste ist. Aber ich weiß, was mich erwartet. Nach dem Gelingen des Unternehmens wird er es mit seinen beiden Kollegen so machen . . .“ und darauf trat er rasch zwischen Joseph und Cabanis, warf sie mit einer kräftigen Bewegung seiner Arme an den Kamin zurück und stand allein in der Mitte des Zimmers. Als Joseph seinem Bruder davon erzählte, lachte Dieser und rief aus: „Es leben die geistreichen Leute! Ich ahne Gutes.“

Sieyès zusammen, um die letzten Anordnungen zu besprechen. Man erkannte, daß die Sache eile, da die „Fünfhundert“ in ihrer Majorität Miene machten, die ihr in der öffentlichen Meinung verderblich gewordenen Gesetze, insbesondere dasjenige über das Zwangsanlehen, zu widerrufen. Damit wäre dem geplanten Staatsstreich ein wesentlicher Teil seiner Voraussetzung genommen worden. Deshalb wurden schon der 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November) für die Ausführung bestimmt, der erste für die Aktion der „Alten“, der zweite für die Beschlüsse in Saint-Cloud, wohin die gesetzgebenden Körper übersiedeln sollten.

An den nächsten Tagen versicherte sich Bonaparte der Generale und Offiziere. Von der Pariser Garnison hatten einige Regimenter ehedem unter ihm in der italienischen Armee gefochten; von den Offiziersstellen der Nationalgarde hatte er selbst nach dem 13. Vendémiaire als General des Innern die meisten vergeben; Neigung und Disziplin sicherten ihm die Treue der Truppen, die den „kleinen Korporal“ abgöttisch verehrten. Von den Generalen kam Augereau, ein grundsatzloser Polterer, wenig in Betracht. Mit Jourdan hatte Bonaparte ein interessantes Gespräch, wobei sich auch dieser Jakobiner für Änderungen in der Verfassung — „unbeschadet allerdings der großen revolutionären Prinzipien“ — und mit einer stärkeren Regierung einverstanden erklärte. Napoleon warf ihm die radikalen Anträge seiner Partei und das Zusammengehen mit erniedrigenden Elementen vor, beruhigte ihn aber über die Zukunft der Republik. Bernadotte, der, wie er im Jahre 1804 an Lucian schrieb, leicht die Vorstädte hätte in Bewegung setzen können, gab den Bitten Josephs nach, dessen Schwager er vor kurzem geworden war, dem Unternehmen nicht entgegenzuwirken. Moreau wird, sowie der Stadtkommandant Lefebvre, einfach dem Höchstkommandierenden gehorchen. Die Anderen half ein geschickt gewähltes Argument gewinnen: „Was können Generale“, sagte Bonaparte wiederholt zu ihnen, „von einem Advokatenregiment erhoffen? Sie brauchen einen Chef, der sie zu schätzen, zu verwenden, zu unterstützen weiß“.*) Unterdessen tat Sieyès mit seinen Vertrauten die letzten Schritte, um sich des Rates der Alten völlig zu versichern. Ein drohender Handstreich

*) Thiébault, Mémoires, III., 64.

der Jakobiner wurde als Schreckgespenst gebraucht, um die Schwankenden zu gewinnen. Die Unzuverlässigen hielt man von der entscheidenden Sitzung fern, indem man sie durch die eingeweihten Saalinspektoren teils zur unrichtigen Stunde, teils gar nicht einladen ließ.

Am 9. November (18. Brumaire) morgens nach 7 Uhr traten die „Alten“ zusammen. Sofort ergriff Regnier, einer der Vertrauten, das Wort, um folgenden Antrag zu stellen: „Gemäß den Artikeln 102, 103 und 104 der Verfassung dekretiert der Rat der Alten: 1) Die Legislative ist nach Saint-Cloud verlegt, wo beide Räte im Schloß tagen werden. 2) Sie werden am 19. Brumaire (10. November) mittags dort zusammenkommen, bis wohin jede Sitzung untersagt ist. 3) General Bonaparte ist mit der Durchführung des Dekretes betraut und erhält, um für die Sicherheit der Kammern Sorge tragen zu können, den Befehl über die Garde des Gesetzgebenden Körpers, über die Nationalgarden und die Garnison von Paris. Jeder Bürger hat ihm auf sein Verlangen Beistand zu leisten. 4) Er hat vor dem Rate der Alten zu erscheinen, um sein Dekret in Empfang zu nehmen und den Eid zu schwören. 5) Der Beschluß wird den „Fünfhundert“ und dem Direktorium mitgeteilt und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht“.*) Der Antrag wurde angenommen und desgleichen ein Manifest an die Nation beschlossen, worin erklärt ward, der Rat der Alten habe diese Maßregeln dekretiert, um die

*) Die Artikel der Verfassung von 1795, auf welche sich die „Alten“ beriefen, lauteten: „Art. 102: der Rat der Alten kann den Sitzungsort des Gesetzgebenden Körpers verlegen; er nominiert in diesem Falle einen neuen Ort und bestimmt die Zeit, bis zu welcher die beiden Räte gehalten sind, sich dort einzufinden. Das betreffende Dekret des Rates der Alten ist unwiderruflich.“

„Art. 103: Am Tage dieser Verfügung darf weder der eine noch der andere der Räte an dem bisherigen Sitzungsorte Beratungen pflegen. Diejenigen Mitglieder, die gleichwohl ihre Funktionen nicht unterbrechen wollten, würden sich des Angriffes auf die Sicherheit der Republik schuldig machen.“

„Art. 104: Die Mitglieder des Direktoriums, welche die Besiegelung, Verkündigung und Verschickung des Dekretes verweigern oder verzögern, machen sich des gleichen Verbrechens schuldig.“

Von dem Rechte, einen General mit der Durchführung oder mit dem Schutze der Verfügung zu betrauen, stand nichts in den Artikeln. Es war die erste Ungesetzlichkeit, welche die Unternehmer des Staatsstreiches geschickt der Volksvertretung auf die Schultern schoben.



Faktionen, welche die Volksvertretung unterjochen wollen, zu bändigen und den innern Frieden zu sichern.

Während dies bei den „Alten“ vor sich ging, harrte Bonaparte in seinem Hause, umgeben von Generalen und Offizieren, die dahin beordert worden waren, seiner Ernennung. Als sie eingetroffen war, stieg er mit einer zahlreichen Suite zu Pferde und begab sich über die Boulevards und die Place de la Concorde, wo just das brüchig gewordene Standbild der Freiheit ausgebessert wurde, nach den Tuilerien. Sieyès, der kurz zuvor reiten gelernt hatte, war gleichfalls zu Pferde, von zwei Adjutanten begleitet, durch den Louvre herbeigekommen. Auch Roger Ducos fand sich ein. Barras, Gohier und Moulin blieben im Luxemburg-Palais zurück und waren erstaunt darüber, daß die Direktorialgarde abgezogen war. Vor dem Palast der Könige von Frankreich angelangt, ging Napoleon sofort in den Sitzungssaal des Rates der Alten, um dort den von ihm geforderten Eid zu leisten. Hier hielt er eine kurze Ansprache in seinem angewohnten Kommandostil, die mit folgenden Sätzen schloß: „Eure Weisheit hat diese Verfügung getroffen, die das öffentliche Wohl sichert; unsere Arme werden sie auszuführen wissen. Wir wollen eine Republik, die sich auf eine wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die Nationalvertretung gründet. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinem und im Namen meiner Waffengefährten“. „Wir schwören es“, sekundierten die Offiziere. Von Aufrechthaltung der Verfassung sprach er kein Wort; dagegen ließ jede Silbe eine Veränderung der öffentlichen Verhältnisse durchblicken. Die Galerien und viele Mitglieder des Rates applaudierten gleichwohl dem General, und die Sitzung ward geschlossen, um erst am nächsten Tage in Saint-Cloud wieder eröffnet zu werden. Als kurz darauf der Rat der Fünfhundert zusammenkam, fand er das Dekret der ersten Kammer bereits vor, und Lucian Bonaparte vertagte alsbald gleichfalls die Sitzung. Die Legislative hatte ihre Tätigkeit unterbrochen.

Von den „Alten“ weg begab sich Napoleon in den Garten der Tuilerien, wo die aufgestellten Truppen der Garnison Revue passierten, denen er, in wenig sicherer Rede, verhieß, er hoffe, sie bald wieder zum Siege zu führen; vorerst aber müßten „die Aufwiegler entwaffnet werden“. Außerdem erließ

er zwei Proklamationen an die Nationalgarde und an die Armee. „Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht verwaltet“, ruft er darin den Soldaten zu; „Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Übel ein Ende setzen werde; Ihr habt sie mit einer Einträchtigkeit gefeiert, die mir Verpflichtungen auferlegt; ich werde sie erfüllen, wie Ihr Eure Schuldigkeit tun werdet, wenn Ihr Eurem General mit derselben Energie, derselben Festigkeit, demselben Vertrauen zur Seite steht, die ich stets bei Euch gefunden habe. Die Freiheit, der Sieg, der Friede werden der Republik ihren alten Rang in Europa wieder verschaffen, den ihr nur Unfähigkeit oder Verrat rauben lassen konnten“. Der Anklage folgte die Exekution. Sieyès und Ducos hatten, wie verabredet war, ihr Amt als Direktoren niedergelegt. Es galt nur noch, Barras dazu zu bewegen, dann fehlte die zur Giltigkeit jeder Regierungsmaßregel notwendige Dreiheit und die Regierungsmaschine hatte zu funktionieren aufgehört. Bis auf diesen Tag hatte Napoleon seinen früheren Freund und Gönner über seine wahren Absichten getäuscht und Sieyès gleichsam durch ihn im Schach gehalten. Jetzt setzte er jede Rücksicht beiseite und sendete die Vertrauten Talleyrand und Bruix zu ihm, die ihn zur Niederlegung seines Amtes auffordern sollten. Inzwischen war Barras' Geheimsekretär, Botot, im Tuileriengarten erschienen und suchte sich Napoleon zu nähern. Dieser hatte ihn kaum erspäht, als er ihn heranzog und laut und vernehmlich für Alle, die ihn umgaben, anherrschte: „Was habt Ihr aus dem Frankreich gemacht, welches ich Euch so glänzend hinterließ? Ich hinterließ den Frieden und finde Krieg! Ich ließ Euch Siege und finde Niederlagen! Ich ließ Euch die Millionen Italiens und finde allenthalben Plünderung und Elend! Was habt Ihr aus den 100.000 Franzosen gemacht, die meine Ruhmesgenossen waren? Sie sind tot! Dieser Zustand kann nicht länger währen. Er würde uns in drei Jahren zum Despotismus führen. Wir aber wollen die Republik, gegründet auf die Gleichheit, auf die Moral, auf die bürgerliche Freiheit und auf die politische Toleranz. Bei einer guten Verwaltung werden alle die Faktionen bald vergessen sein, in die man die Bürger hineinzwang, und sie werden wieder Franzosen sein dürfen. Die Verteidiger des Vaterlandes aber werden wieder jenes Vertrauen genießen, auf das sie ein so gutes

Recht erworben haben". Kaum war aber Botot mit dieser Erklärung und der ihm leise mitgeteilten Versicherung Bonapartes, daß dessen persönliche Gefühle für Barras dieselben blieben, nach dem Luxemburg-Palaste zurückgekehrt, als dort auch schon Talleyrand und Bruix bei dem Direktor eintraten und ihm ein Schreiben an die gesetzgebenden Körper zur Unterschrift vorlegten, worin er seinen Rücktritt anzeigte. Barras erkannte, daß seine Zeit um sei, und fügte sich. Ein großes Geldgeschenk soll ihm den Abschied von der Macht erleichtert haben. Er verließ sofort unter Eskorte die Stadt.

Mit dem Ausscheiden Barras', hatten Gohier und Moulin den Boden verloren. Den Ersten hatte Josephine mit seiner Frau für 8 Uhr morgens zum Frühstück geladen. Wollte sich Bonaparte seiner versichern? ihn schließlich doch noch umstimmen? Gohier kam nicht. Er erfuhr dann durch seine Gattin, was geschehen war, und eilte mit Moulin zu Napoleon, um ihm Vorstellungen zu machen. Natürlich umsonst. Die beiden Direktoren kehrten unverrichteter Sache in ihr Palais zurück. Moreau erhielt Befehl, sie dort zu bewachen.*)

Die Exekutive war destituiert. Es kam nun nur noch darauf an, die beiden Kammern in Saint-Cloud die Staatsveränderung gutheißen zu lassen und sie zur Annahme der provisorischen Konsular-Regierung und zur Wahl der Verfassungs-Kommissionen zu bewegen. Sieyès hatte geraten, etwa dreißig oder vierzig der entschiedensten Radikalen vom Rate der Fünfhundert, namentlich Jourdan und Augereau, fern zu halten. Das hatte aber Bonaparte abgelehnt; man solle nicht sagen, daß er sich vor den Beiden fürchte. Nebenbei wollte er sich durchaus vom Hergebrachten der letzten Jahre unterscheiden. Darum die Linientore der Stadt nicht geschlossen, keine Verhaftungen, nichts von dem revolutionären Werkzeug des verhaßten Direktoriums. „Im Ganzen" — äußerte er des Abends heiter zu Bourrienne — „gings heute

*) Später, im Exil, hat Moreau die unschöne Rolle, die er hier spielte, und die ihn selbst zum Gefangenen machte, damit erklären wollen, daß er damals der Überzeugung gewesen sei, Bonaparte werde nach sechs Wochen wieder gestürzt sein. S. Boulay de la Meurthe, Les dernières années du duc d' Enghien, p. 293. Hyde de Neuville, Mémoires, I., 255.

nicht schlecht; wir wollen morgen weiter sehen.“ Zur Vorsicht lud er aber doch seine Pistolen, bevor er zu Bette ging.

Am nächsten Tage, den 10. November, hatten sich um die festgesetzte Mittagsstunde die Abgeordneten beider Kammern in Saint-Cloud eingefunden. Die Revolution hatte das Schloß sequestriert und die Möbel verkauft; jetzt stand es leer und mußte für die Zwecke der beiden Vertretungskörper in Eile notdürftig eingerichtet werden. Den „Alten“ war ein Saal im ersten Stockwerke, den „Fünfhundert“ die Orangerie im Gartentrakt angewiesen. Vor der Sitzung trafen sich die Deputierten im Park und besprachen mit Eifer das Ereignis des Tages. Die am Vortage ausgeschlossen gewesenen Mitglieder der „Alten“ heischten Aufklärung; Andere begannen im Gespräche mit Abgeordneten der „Fünfhundert“, die nach Gründen für die Verlegung fragten, einzusehen, daß ihnen das entscheidende Dekret unter einer falschen Vorspiegelung abgelockt worden war, um einem Staatsstreiche zu dienen; wieder Andere verloren den Mut und wollten nur noch höchstens einen Wechsel in der Regierung, aber nicht einen Umsturz der Verfassung unterstützen; die Gemüter erhitzten sich an dem Anblick der Truppen, die den Platz vor dem Schloßhof füllten, in welchem die Parlamentsgrenadiere Aufstellung genommen hatten. Erst nach ein Uhr begannen die Sitzungen. Napoleon hatte sich mit den Generalen in das erste Stockwerk begeben und mit Sieyès und Ducos in ein besonderes Zimmer zurückgezogen. Hier ließ er sich von dem Gange der Verhandlungen fortlaufenden Bericht erstatten. Was er hörte war nicht gerade tröstlich. Im Rate der Fünfhundert hatte einer der Vertrauten (Gaudin) das Wort genommen, war aber sofort von den Radikalen unterbrochen worden, welche „Keine Diktatur!“ „Nieder mit den Diktatoren!“ riefen und den Antrag durchsetzten, daß jedes Mitglied bei Namensaufruf den Eid auf die bestehende Verfassung abzulegen habe. Es hatte Napoleon also nichts geholfen, daß er durch seinen Landsmann Saliceti mit den jakobinischen Abgeordneten Fühlung genommen und sie versichert hatte, die Republik habe nichts zu fürchten. Sie hatten der Botschaft nicht vertraut. Er war doch am Vortage zu sehr als militärischer Gebieter erschienen, was sicher nicht in seiner Absicht gelegen hatte; denn wenn er auch einen

Staatsstreich plante, so sollte es doch kein Gewaltstreich sein, vielmehr eine durch die öffentliche Meinung diktierte und von der Volksvertretung durchgeführte Reformaktion. Jetzt gewannen die Jakobiner auch die Unentschlossenen bei den „Fünfhundert“ für sich, und mit ihnen die Mehrheit. Zum Glück war der Eid auf die Verfassung ein langwieriger Vorgang, der ein paar Stunden ausfüllte, die benützt werden konnten, um die „Alten“ zu einem entscheidenden Beschluß zu bewegen. Denn wenn man die gegnerische Stimmung anwachsen und am Ende auch die Truppen ergreifen ließ, war alles verloren. „Man muß ein Ende machen“, sagte Napoleon in Erregung zu den Offizieren seiner Suite, und ging in den Rat der Alten.*)

Hier, wo man förmlich und gemessen zu beraten pflegte, hatte man zunächst mit der Opposition der am Vortage nicht Verständigten zu tun, denen die Ordner vorlogen, es seien alle Einladungen regelrecht ergangen; dann beschloß man, die Nachricht von der Konstituierung der „Fünfhundert“ abzuwarten und zugleich das Direktorium zu verständigen; dann traf die Nachricht ein, die Direktoren hätten bis auf einen abgedankt, was zu weitläufigen Erwägungen Anlaß gab: kurz, man hatte Stunden hingebracht ohne den Mut zu gewinnen, die Verfassung ernstlich anzugreifen. Den glaubte ihnen Napoleon einflößen zu sollen. Die Sitzung war eben unterbrochen, als er, begleitet von Bourrienne, Berthier, seinem Bruder Joseph und den Adjutanten, eintrat. Man lud ihn in aller Form ein, an den Beratungen teilzunehmen, und er ergriff sofort das Wort. Was er in improvisierter Rede vorbrachte, machte durchaus den Eindruck des Unzusammenhängenden, Abgerissenen. Man stehe auf einem Vulkan, sagte er. Er und seine Waffengenossen seien dem Rufe der Kammer gerne gefolgt, und nun werde er dafür ver-

*) Eigentlich hätte Sieyès die beiden Räte haranguieren sollen, doch dieser hatte, wie es heißt, mutlos gezögert und darum Bonaparte sich kurzweg entschlossen. „Ich werde es in meinen Memoiren erzählen, auf welche Weise und durch wen er zu diesem Schritte bestimmt wurde“, sagt Boulay de la Meurthe bei A. B., „Bourrienne et ses erreurs“, II. 43. Sieyès hat dann, als die Sache kritisch wurde, einen Wagen am Schloßgitter bereit halten lassen, um sich für alle Fälle unter dem Schutze der Truppen auf die Flucht zu begeben.

leumdet, die Rolle eines Cäsar oder Cromwell zu spielen. Wenn er die Freiheit des Landes hätte unterdrücken wollen, hätte er wiederholt Gelegenheit dazu gehabt. Dann sprach er im allgemeinen von den Gefahren, welche die Republik bedrohen, die keine Regierung mehr habe. Nur der Rat der Alten sei jetzt berufen zu handeln. Er möge es rasch tun, möge sprechen, es gelte die Freiheit und Gleichheit zu retten. „Und was ist's mit der Verfassung?“ rief eine Stimme. Da war Napoleon an seiner wundesten Stelle getroffen und gab zurück: „Die Verfassung! Ihr habt sie verletzt am 18. Fruktidor, am 22. Floréal, am 30. Prairial. Von allen Parteien wird sie angerufen, und alle haben sie geschädigt. Sie kann uns nicht zum Heile gereichen, denn niemand achtet sie mehr. Suchen wir das Mittel, jedermann die Freiheit zu sichern, die ihm zukommt und welche ihm die Direktorial-Konstitution nicht zu garantieren wußte.“ Als einige Mitglieder Aufklärung über die drohenden Gefahren verlangten und Napoleon damit in die Enge brachten, log er, Barras und Moulin hätten ihm Umsturzpläne anvertraut. Und als dann der Präsident Lemercier an ihn die Aufforderung richtete, das Komplott zu enthüllen, wiederholte er, der gar nichts Positives vorzubringen wußte, nur, was er schon gesagt, erklärte die Verfassung für unbrauchbar und wandte sich schließlich in einem unbeholfenen Affekt an die draußen an der Türe stehenden Grenadiere, die ihn gar nicht hören konnten, apostrophierte sie mit Schmeicheleien und drückte ihnen sein Vertrauen aus, daß sie ihn schützen würden, wenn irgend ein „vom Ausland bezahlter“ Redner ihn in die Acht erklären wollte. Man möge dessen eingedenk sein, sagte er mit einer Phrase, die ihm von Ägypten her geläufig geworden war, daß ihn der Gott des Krieges und des Glücks begleite. Damit hatte er vollständig die Herrschaft über seine Worte verloren. Bourrienne, der mit Berthier an seiner Seite stand, flüsterte ihm zu: „General, Sie wissen nicht mehr, was Sie sprechen“ und bewog ihn, sich zurückzuziehen. Die Sitzung wurde neuerdings unterbrochen.

Hier war nichts erreicht. Aber das Schwierigere stand noch bevor. Napoleon ging, rasch entschlossen, hinab zu den „Fünfhundert“. Diese hatten unterdessen Mann für Mann den Eid auf die Verfassung geleistet und warteten ihrerseits auf

eine Eröffnung der andern Kammer über die Motive der Verlegung des gesetzgebenden Körpers. Diese Mitteilung blieb aus, was gerade nicht zur Beruhigung der Gemüter beitrug. Dagegen traf der Brief Barras' ein, in dem er erklärte, vor demjenigen zurückzutreten, den der eigene Ruhm und das Vertrauen der Nationalvertretung in gleich hervorstechender Weise ausgezeichnet hätten. Die Jakobiner verlangten zu wissen, welche Umstände den Direktor zum Rücktritt bewogen haben konnten. Da erschien plötzlich, ohne angemeldet zu sein, Bonaparte, gefolgt von seinen Offizieren und vier Grenadieren, in der Saaltüre, ließ seineBegleitung zurück und trat beherzt gegen den Präsidentensitz vor. Was wollte er hier? War es seine Absicht einen Tumult hervorzurufen und in demselben einen Anlaß zum Einschreiten zu gewinnen? Wenn er dies wollte, dann gelang es über Erwarten. Ohne Zweifel war sein Erscheinen eine schreiende Verletzung aller schuldigen Rücksicht. Im Augenblick erhob sich denn auch ein ungeheueres Tosen der Entrüstung gegen ihn. „Bewaffnete im Saale!" riefen die Jakobiner und eine Gruppe von Radikalen warf sich in namenloser Aufregung dem Eindringling entgegen. Er wurde hart angefaßt, gestoßen und nach dem Ausgange zu gedrückt. Der Tumult benahm ihm für einen Augenblick die Besinnung. Er sank den Grenadieren in die Arme, die ihn ins Freie führten. Hinter ihm drein aber scholl, in kreischender Wut ausgestoßen, der Ruf, der vor wenig Jahren noch den sichern Tod bedeutet hatte: „Hors la loi!" „In die Acht mit ihm!"

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Jakobiner Napoleon ruhig angehört hätten. Ein feiner Beobachter, der Schwede Brinkmann, der damals in Paris weilte, spricht in seinen Briefen ein richtiges Urteil aus, wenn er sagt: „Man mußte den General entweder auf der Stelle töten, oder man mußte ihn reden lassen und sich selbst in den Grenzen der Verfassung und der Klugheit halten, um alles Unrecht auf den Angreifer zu wälzen." Gewiß, was die Jakobiner taten, brachte sie in Nachteil, wenn es geschickt benützt wurde. Niemand bemerkte ihren Fehler rascher als Präsident Lucian, gegen den sich jetz ihr Angriff richtete: er solle sofort über die Achtserklärung seines Bruders abstimmen lassen, verlangten die Aufgeregtesten; ein anderer wollte, man solle er-

klären, daß Bonaparte nicht der Chef der Truppen sei, da der Rat der Alten gar nicht befugt war, ihn dazu zu ernennen; wieder andere wollten sich korporativ den Truppen zeigen; ein Abgeordneter haranguierte die Parlamentsgrenadiere vor dem Saaleingang. Es wurden sogar bestimmte Anträge gestellt: die gesetzgebenden Körper erklären sich in Permanenz, sie kehren nach Paris zurück, die Truppen von Saint-Cloud stehen zu ihrem Befehl. Aber all das ging in dem Tumult unter. Das Bureau in der Mitte des Saales wurde von Interpellanten umdrängt. Inmitten des Aufruhrs überläßt Lucian den Vorsitz dem Vizepräsidenten, um von der Tribüne zu Gunsten seines Bruders zu sprechen. Seine Stimme vermag aber nicht durch den Sturm zu dringen. Man macht ihm den Vorwurf der Obstruktion und wiederholt den Ruf nach der Acht über Napoleon. Da raunt er einem vertrauten Ordner eine Botschaft für Diesen zu: die Sitzung müsse binnen zehn Minuten unterbrochen werden, sonst stehe er für nichts.

Napoleon hatte sich inzwischen von seinem Schwächeanfall erholt, und als er vernahm, daß man über seine Achtserklärung abstimme, er also unter Umständen um sein Leben kämpfe, appellierte er an die Truppen. „Ins Gewehr!" rief er beim Fenster hinaus, und „Ins Gewehr!" pflanzte sich der Ruf fort durch die Scharen der Bewaffneten. Dann stieg er, nicht ohne daß der erste Versuch mißlang, zu Pferde und ritt durch die Parlamentswache hindurch bis zu den Linientruppen, die er durch ebenso heftige, als unwahre Anklagen gegen die „Fünfhundert" aufreizte: es seien vom Ausland bestochene Landesverräter, die ihn ermorden wollten. Er hatte sich in der Aufregung im Gesicht blutig gekratzt, was die Wirkung seiner Worte nur erhöhte. Da traf ihn Lucians Botschaft. Sofort läßt er den bedrängten Präsidenten durch ein Pikett Grenadiere ins Freie holen. Eine Anzahl Abgeordneter kommen mit ihm. Die anderen bleiben im Saale zurück. Damit schien nun die Sache des Staatsstreiches bei den Räten so gut wie verloren. Blieb noch die Truppe. Von ihrer Haltung hing jetzt das Schicksal des Tages ab, und zunächst von der der Parlamentsgarde. Das begriff Lucian sofort, schwang sich auf ein Pferd und hielt eine Ansprache an das Bataillon, in der er ebenfalls den Tumult der jakobinischen Minorität bis zum Attentat auf Napoleon übertrieb. „Fran-

zosen!“ rief er, „der Präsident des Rates der Fünfhundert erklärt Euch, daß die weitaus größte Mehrheit dieser Versammlung im Augenblicke von einem Häuflein Abgeordneter terrorisiert wird, die mit Dolchen bewaffnet sind, die Tribüne belagern, ihre Kollegen mit dem Tode bedrohen und ihnen die abscheulichsten Beschlüsse zumuten. Ich erkläre, daß diese verwegenen Verbrecher, ohne Zweifel von der englischen Regierung bezahlt, gegen den Rat der Alten revoltieren, indem sie die Ächtung des Generals fordern, der mit der Ausführung des Dekretes dieses Rates beauftragt ist. Ich erkläre, daß diese kleine Zahl von Wütenden sich selbst durch ihre Angriffe auf die Freiheit dieser Versammlung außerhalb des Gesetzes gestellt hat. Ich übertrage den Kriegern die Sorge, die Majorität der Volksvertreter zu befreien, damit wir, von den Bajonetten gegen die Dolche geschützt, im Frieden die Interessen der Republik beraten können. Ihr werdet als Deputierte Frankreichs nur diejenigen anerkennen, die sich mit ihrem Präsidenten in Eure Mitte begaben. Diejenigen, die in der Orangerie zurückblieben, um die Ächtung zu votieren, jagt hinaus! Diese Räuber sind nicht mehr die Vertreter des Volkes, sondern die des Dolches.“ „Und wer Widerstand leistet,“ fiel Napoleon ein, „den tötet. Mir folget, denn ich bin der Gott des Tages“ . . . Und er wäre in diesem Tone fortgefahren, wenn ihm Lucian nicht zugeflüstert hätte, um alles in der Welt zu schweigen. „Vive Bonaparte!“ riefen die Soldaten. Aber sie rührten sich nicht. Es war auch kein Geringes, gegen die Nationalrepräsentanz das Bajonett zu fällen, die sie zu beschützen hatten. Erst als Lucian, der das verderbliche Zögern wahrnahm, einen Degen gegen die Brust des Bruders zückte und schwor, ihn niederzustoßen, wenn er je die Freiheit der Franzosen gefährden wollte, da waren die Grenadiere gewonnen, und als vollends von außen her Trommelschlag den Entschluß der Regimenter verriet, unter Umständen ohne die Garden vorzugehen, ließen sich diese auf einen Wink Napoleons von Murat und anderen Offizieren in den Saal führen. Die radikalen Abgeordneten gehorchten nicht sogleich der Aufforderung sich zu entfernen; da avancierten die Grenadiere und drängten sie aus dem Saale hinaus. Das erschreckte Publikum der Tribüne ergriff durch die Fenster die Flucht.

Es ist wahr, zu Verleumdung und Erfindung hatten die Bonaparte greifen müssen, um die Gewalt gegen das Recht in Bewegung zu setzen: die Anspielung auf den englischen Einfluß in der Rede Lucians entbehrte durchaus der Wahrheit, die „Dolche“ der Abgeordneten hatte niemand gesehen, eine persönliche Gefahr für den Kammerpräsidenten hatte so wenig bestanden wie für seinen Bruder, und der gegen Napoleon gezückte Degen war eine Harlequinade wie keine zweite. Aber daß solche Mittel verfingen und ausreichten, um die Geschicke eines großen Volkes zu entscheiden, zeigte, bis zu welchem Grade die Zersetzung vorgeschritten war. Und dieses Volk selbst? Ein Teil drängte sich zwar neugierig herzu, der weitaus größere aber ging gleichgiltig seinen Geschäften nach. Zur Stunde, da draußen in Saint-Cloud die Entscheidung über das Schicksal des Landes fiel — um 5 Uhr — füllten sich in Paris die Theater. Auch in den Arbeitervierteln blieb alles ruhig, weil dort die Radikalen, seitdem ihr Zwangsanlehen so viel Not erzeugt hatte, keinen nennenswerten Anhang mehr fanden. Was noch vor wenig Jahren jede Fiber zucken machte und wofür Hunderttausende im Fanatismus der Freiheit ihr Leben in die Schanze schlugen, das schien jetzt kaum mehr einer flüchtigen Erregung wert.

Nachdem die Gewalt gesprochen hatte, war alles Übrige bald in Ordnung gebracht. Jetzt konnte Lucian dem Rate der Alten die Ereignisse bei den Fünfhundert ebenso parteiisch schildern, wie er sie den Truppen erzählt hatte, und ihn auffordern, Beschluß zu fassen, „damit die Rutenbündel der Konsuln, dieses ruhmreiche Zeichen der republikanischen Freiheit der alten Welt, erhoben werden, um unsere Verleumder zu entwaffnen und das französische Volk zu beruhigen, dessen allgemeine Zustimmung Eure Arbeit heiligen wird“. Und der Rat verstand sich allsogleich zur Vertagung der beiden Kammern, zur Ernennung einer provisorischen Regierung von drei Konsuln und zur Wahl einer Kommission zur Beratung der neuen Verfassung. Und das Gleiche tat noch in derselben Nacht ein nicht ohne Mühe zusammengelesenes Häuflein von Mitgliedern der „Fünfhundert“ — die Angaben schwanken zwischen 30 und 120.*) Lucian präsi-

*) Die letztere (zu hohe Ziffer) nennt Brinkmann nach der Versicherung unparteiischer Augenzeugen. (Léouzon-Leduc, Cor-

dierte ihnen, wie er der vollen Versammlung vorgesessen hatte, damit wenigstens ein Schein von Gesetzlichkeit gewahrt blieb. Auch die Tribünen füllten sich wieder mit Neugierigen. Die Vorlagen der Verfassungsänderung wurden eingebracht und einem Ausschuß übergeben, in dessen Namen Boulay de la Meurthe sie dann in längerer Rede rechtfertigte, indem er die Konstitution vom Jahre III und die Politik des vergangenen Direktoriums verurteilte. Darauf faßte das Rumpfparlament in einer Reihe von 16 Artikeln die folgenden entscheidenden Beschlüsse: Es gibt kein Direktorium mehr. Ein Komitee von drei Konsuln: Sieyès, Ducos und Bonaparte übernimmt provisorisch die Regierung. Sie sind mit aller direktorialen Macht bekleidet und beauftragt, die Ordnung in der Verwaltung, die Ruhe im Innern und einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden nach außen herzustellen. Der gesetzgebende Körper vertagt sich bis zum 20. Februar 1800, nachdem er 61 namentlich aufgeführte Abgeordnete ihres Mandates verlustig erklärt und eine Kommission von 25 Mitgliedern erwählt haben wird, die mit der des Rates der Alten und den Konsuln gemeinschaftlich die dringenden Geschäfte der Polizei- und Finanzgesetzgebung erledigen, eine neue Repräsentativ-Verfassung und ein neues Zivilgesetzbuch ausarbeiten soll. Darauf wurde die Kommission gewählt und das Dekret den „Alten" übersendet, die, um der Form zu entsprechen, ihre früheren Beschlüsse annulliert hatten und jetzt die der „Fünfhundert" bestätigten. Zum Schlusse leisteten die drei Konsuln in beiden Versammlungen einen Eid unverbrüchlicher Treue der Souveränität des Volks, der französischen Republik, der Freiheit und Gleichheit und dem Repräsentativ-Systeme. Erst gegen Morgen trennte man sich, nachdem Bonaparte noch rasch eine Proklamation an das Volk redigiert hatte: Im Rate der Fünfhundert seien zwanzig Mörder „bewaffnet mit Dolchen" auf ihn losgestürzt und hätten nach seiner Brust gezielt; ebenso hätten sie den eigenen Präsidenten mit den Waffen in der Hand bedroht. Er habe Diesen ihrer Wut entrissen, worauf die Grenadiere den Saal

respondance diplomatique, p. 338.) Bourrienne dagegen spricht nur von dreißig Abgeordneten, was wohl zu niedrig gegriffen ist. Thiébault erwähnt gleichfalls das Witzwort vom „conseil des Trente", hält aber fünfzig für die richtige Zahl.

räumten. „Die Verschwörer, eingeschüchtert, zerstreuten sich, die Mehrheit aber, vor ihren Anschlägen nunmehr sicher, kehrte frei und ruhig zurück; sie vernimmt die Vorschläge, die ihr im öffentlichen Interesse gemacht werden, und berät und beschließt das heilsame Gesetz, das für die Republik gelten soll. Die Ideen des Bestandes, der Sicherheit, und der Freiheit („conservatrices, tutélaires, libérales“) sind wieder in ihre Rechte getreten“. Und das war ja wohl auch die ehrliche Meinung der Meisten, die an der Wendung teilgenommen hatten. Auch die Grenadiere kehrten heim, indem sie das „Ça ira“, das alte Befreiungslied, sangen, als hätten sie die Grundsätze der Revolution gegen einen dreisten Anschlag siegreich verteidigt. Der Staatsstreich war zu Ende.

Wie richtig Napoleon gerechnet hatte, als er am 19. Brumaire das Äußerste wagte, lehrten sogleich die nächsten Tage. Es war unzweifelhaft: Frankreich war mit dem Staatsstreiche zufrieden. „Jede der früheren Revolutionen“, schrieb am 13. November der preußische Gesandte Sandoz-Rollin nach Hause, „hat Mißtrauen und Furcht eingeflößt. Diese hingegen — und ich habe mich selbst davon überzeugt — hat die Geister aufgerichtet und die lebhaftesten Hoffnungen erweckt.“ „Die neue Regierung“, erzählt Barante in seinen Erinnerungen, „begann sich zu konstituieren und zu äußern, zur großen Freude von Frankreich, und vor Allem der Jugend, die nun eine schöne Zukunft vor sich sah“. Und die Motivierung gab Brinkmann in einem bemerkenswerten Briefe vom 18. November: „Vielleicht niemals hat ein legitimer Monarch ein seinem Willen ergebeneres Volk vorgefunden, als Bonaparte, und es wäre unverzeihlich, wenn dieser geschickte General dies nicht benutzen wollte, um eine bessere Regierung auf sicherer Basis zu begründen. Es ist buchstäblich wahr, Frankreich wird das Unmögliche tun, dazu beizutragen; denn das Volk — die verächtliche Horde der Anarchisten ausgenommen — ist so müde, so angewidert von den revolutionären Greueln und Torheiten, daß man überzeugt ist, bei jeder Veränderung nur gewinnen zu können. Alle Klassen der Gesellschaft spotten über den Heroismus der Demagogen, und von allen Seiten fordert man viel mehr ihre

Vertreibung als die Realisierung ihrer idealen Träume. Sogar die Royalisten jeder Schattierung sind Bonaparte aufrichtig ergeben, denn sie muten ihm die Absicht zu, allmählich die alte Ordnung der Dinge zurückzuführen. Die Indifferenten hängen an ihm als demjenigen, der am meisten geeignet ist, Frankreich den Frieden zu verschaffen, und die aufgeklärten Republikaner, wenn sie auch für ihre Staatsform zittern, sehen doch lieber einen einzigen Mann von Talent als einen Klub von Intriguanten sich der öffentlichen Gewalt bemächtigen.“ Der Royalist Hyde de Neuville erzählt: „Alles vereinigte sich, um ihm das gigantische Unternehmen zu erleichtern: Frankreich aus den Ruinen zu erheben und einen in seinen Tiefen wankenden Grund zu festigen. Alle Hände streckten sich nach einem Befreier aus, wie er auch sein mochte, und waren bereit, ihm bei dem großen Heilswerke zu helfen“. Wenn man auch erfuhr, daß die Anklage gegen Barras und Moulin eine Verleumdung, die vorgebliche Verschwörung und die Dolche der Abgeordneten Erfindungen waren, so war der Haß gegen die Jakobiner und die Sehnsucht, in sozial geordnete Verhältnisse einzukehren, doch so groß, daß man die Unmoral der Mittel über dem Zwecke vergaß.

Dennoch überrascht es in den gleichzeitigen Berichten, daß fast immer und allein nur von Bonaparte und nur sehr selten und ganz nebenbei von Sieyès oder Ducos die Rede ist. Und doch waren alle drei formell gleichwertig mit der provisorischen Regierung betraut und haben sich auch anfangs mit peinlicher Beobachtung dieser Gleichwertigkeit in die Geschäfte geteilt. Das ihm von Ducos angebotene Präsidium in den Sitzungen der Konsuln hat Napoleon geschickt abgelehnt und den Vorsitz nach der alphabetischen Reihenfolge der Namen vorgeschlagen. Gleichwohl ward sein Name fast ausschließlich in den Zeitungen genannt, er ertönte auf den Bühnen der Theater, er war der Ruf auf den Straßen. Diese Prädilection der öffentlichen Meinung für Bonaparte war wohl schon darin begründet, daß Sieyès und Ducos als ehemalige Direktoren kein allgemeines Interesse fesselten. Dann gab es auch wirklich nur einen unter den Dreien, der in Staatsgeschäften einige praktische Erfahrung, jedenfalls einen klaren Blick hatte, das war Napoleon, der Regent von Italien 1797, der Organisator von Ägypten im Jahre 1798.

Und endlich hatte nur er allein jene unerschütterliche Arbeitslust und jene erstaunliche Arbeitskraft, die dazu gehörten, um in die tausendfältige Zerrüttung Sicherheit und Ordnung zu bringen. Ducos zog sich, seine Unzulänglichkeit einsehend, bald ganz zurück, und Sieyès, der seine Absicht, als einziger Helfer in der Not zu erscheinen, gescheitert sah, begnügte sich, mit den beiden Ausschüssen in endloser Beratung die neue Verfassung zu überlegen und das sorgenreiche Geschäft des Regierens dem eifrigen Kollegen zu überlassen. Napoleon tat übrigens nicht wenig, um auch seinerseits durch sein Auftreten die für ihn günstige Stimmung zu nähren. In geschickten Interviews mit Journalisten nahm er seine kriegerischen Phrasen vom 18. und 19. Brumaire als unbedacht zurück; er kleidete sich nur in den bürgerlichen Rock mit einem runden Hut auf dem Haupte; er nahm an einer Sitzung des Nationalinstituts teil, besuchte einen kranken Gelehrten und begab sich selbst in das Staatsgefängnis im Temple, um, nach der raschen Beseitigung des Geiselgesetzes, den Gefangenen ihre Freiheit zu verkünden. Dieses Verhalten war um so klüger, als die Stärke der neuen Regierung vorerst nur in der öffentlichen Meinung lag, die sie willkommen hieß, weil sie in ihr eine Bürgschaft für Frieden und Ordnung erblickte. Darum mußte der soldatische Zug, der ihrer Entstehung anhaftete, möglichst verwischt werden. Die Ansicht durfte nicht platzgreifen, als handle es sich hier um eine Militärdiktatur. Diese Ansicht wäre auch durchaus unrichtig gewesen. Für eine Diktatur waren schon die bewaffneten Kräfte in Paris: drei Halbbrigaden Infanterie, zwei Kavallerieregimenter und die Konsulargarde, die sich aus den Grenadieren der Kammern und der Garde des ehemaligen Direktoriums zusammensetzte, 9000 Mann etwa, nicht ausreichend. Nein, die drei Konsuln hatten lediglich die fünf Direktoren abgelöst und deren Erbschaft angetreten, allerdings mit einem starken Plus an politischer Macht, denn sie besaßen die Initiative der Gesetzgebung und hatten sich gegenüber ein auf ein Zehntel der Mitglieder eingeschrumpftes Rumpfparlament ohne Opposition. Insoferne war die Bahn für nützliche Reformen frei, und die Konsuln wählten ihre Minister. Cambacérès behielt das Justizportefeuille, Bourdon zeitweilig das der Marine, Reinhard, als Platzhalter für



Talleyrand, das des Auswärtigen, Fouché, auf Bonapartes Betreiben, die Polizei; Laplace, der große Naturforscher, bekam, das Institut zu ehren, welches warm für die Verfassungsänderung eingetreten war, das Portefeuille des Innern, um es bald, jeder Begabung für die Praxis bar, an Lucian Bonaparte abzugeben, den sein Bruder lieber in der Regierung sah als außerhalb derselben; Berthier, der geschickte Regisseur der napoleonischen Armeeführung, wurde Kriegsminister, Gaudin, ein erfahrener Finanzbeamter, der unter dem Direktorium das Finanzportefeuille ausgeschlagen hatte, nahm es jetzt an und begab sich allsogleich ans Werk.

Es gab kaum ein schwierigeres. Die Kassen des Direktoriums waren so gut wie leer und für das mit dem September begonnene Finanzjahr stand ein Defizit von mindestens 300 Millionen Franken in Aussicht. Die Lage war verzweifelt. Da half auch hier zunächst das wiedererwachende Vertrauen. Denn es war ein Maßstab des Vertrauens, welches der neuen Regierung entgegengebracht wurde, daß nach dem Staatsstreich die 5 prozentige Rente von 11 auf 13 und in wenig Wochen auf 17 stieg. Nach der Beseitigung des verderblichen Zwangsanlehens wurden auch die Geldleute etwas zutraulicher. Sie liehen einige Millionen und garantierten eine Staatslotterie. Auf die Grund- und die Personalsteuer ward ein Kriegszuschlag von fünfundzwanzig vom Hundert gelegt und, um ihren Ertrag zu sichern, ein früher schon debattiertes Projekt einer Neuordnung in der Erhebung der ungleich verteilten direkten Steuern durchgeführt. Bisher war sie Sache der lokalen Behörden gewesen, weil die Revolution die Steuerbemessung und Steuereinhebung den Staatsbürgern selbst überlassen zu sollen glaubte. Die Folge war gewesen, daß die Steuerrollen gar nicht oder höchst unzulänglich aufgestellt wurden und die Gelder zum großen Teile ausblieben. Jetzt durfte es das Konsulat wagen, das Steuerwesen wieder an den Staat zu bringen und in jedem Departement eine Steuerdirektion mit Inspektoren und Kontrolloren zu errichten, welche die Abgaben vorschrieben; bald wird auch der staatliche Steuereinnehmer, der zehn Jahre lang verpönt gewesen war, seines Amtes wieder walten. Das wichtigste freilich war aber doch, daß das allgemein wachsende Vertrauen die Steuerleistung erleichterte. Nur war

das alles nicht Hilfe für den Tag. Um sofort Geld zu schaffen verpflichtete man in jedem Departement die General-Einnehmer, Kautionen zu legen, durch welche Geldbeiträge man wenigstens der schreiendsten Not abhalf. Später wurden die Kautionen auch anderen Staatsbeamten, ja selbst den Notaren, abverlangt. Eine Wehrgesetznovelle nötigte jeden, der zum Militärdienste untauglich oder von demselben beurlaubt war, entweder einen Ersatzmann zu stellen oder 300 Franken zu steuern. Die Deserteure, die das Gesetz enterbte, konnten, wenn sie 1500 Franken zahlten und ihren Dienst antraten, ihr Erbrecht wieder erlangen. Es ergab sich, daß durch die früheren Behörden aus (entlohnter) Gefälligkeit an 40.000 diensttaugliche Franzosen beurlaubt worden waren, die jetzt der Staatskasse 12 Millionen Franken zubrachten. Auch an reuigen Deserteuren fehlte es nicht. All diese Mittel waren nicht einwandfrei, aber sie sorgten für den Augenblick, worauf es ankam. Überdies ergab sich, daß das Staatserfordernis eingeschränkt werden konnte, einmal durch den Entschluß, die Ausgaben für die Marine bis nach dem Frieden zu verschieben, dann, weil die Armeen nach den letzten Siegen teilweise wieder auf Feindeskosten leben konnten. So rettete man den Staat vor dem drohenden Ruin. Nun galt es ihn auf definitive Grundlagen zu stellen.

Sieyès hatte den beiden Kommissionen seine Verfassungspläne mitgeteilt. Sie beruhten darauf, daß die einzelnen politischen Gewalten sich gegenseitig die Wage hielten. Dem Volke werden Souveränität und allgemeines Wahlrecht zuerkannt. Aber das Volk wählt nicht mehr seine Vertreter, sondern nur Kandidaten, aus denen dann erst die Gesetzgeber *ernannt* werden. Die ungefähr fünf Millionen großjähriger Urwähler von ganz Frankreich erwählen aus ihrer Mitte — je 10 einen — 500.000 Männer, welche die Kommunalnotabilität bilden und gesetzlich zu Gemeindeämtern geeignet erscheinen; diese 500.000 wählen auf dieselbe Weise aus sich 50.000 Departemental-Notablen, d. h. Kandidaten für die Departementsämter, diese dann endlich 5000 National-Notablen, d. h. Kandidaten für den gesetzgebenden Körper und für die Zentral-Staatsbehörden bis zum Minister hinauf. In diese letzte Liste der National-Notablen sollten überdies auch alle jene aufgenommen werden,

die seit zehn Jahren Abgeordnete oder höhere Staatsbeamte gewesen waren, und alle Listen — die Listen mußten bis 1802 fertiggestellt sein — weitere zehn Jahre Giltigkeit haben. Aus den obersten Notablen würden die Mitglieder zweier Kammern erkoren werden, von denen die eine, das „Tribunat“, die von der Regierung oder aus der eigenen Initiative entstammenden Gesetzesvorlagen bespricht ohne abzustimmen, die andere, der „Gesetzgebende Körper“, abstimmt ohne zu debattieren. An der Spitze des Staates würde ein Präsident, „Großwähler“ (Grand-Electeur) genannt, stehen, der, mit reichen Einkünften ausgestattet, die Republik zu repräsentieren, die Gesetze und Staatsverträge zu unterzeichnen und die zwei höchsten Beamten, Konsuln, zu ernennen oder zu entlassen, sich aber sonst um nichts zu bekümmern hätte. Von den Konsuln hätte einer das Kriegsressort (Armee und Auswärtiges), der andere das Friedensressort (die Ämter der inneren Verwaltung) zu leiten und die bezüglichen Staatsräte, Minister und Beamten zu ernennen. Außerhalb der Regierung, zu deren Kontrolle und zur Bewachung der Verfassung, sollte eine „konstitutionelle Jury“ bestehen, die achtzig auf Lebenszeit ernannte Mitglieder in sich zu fassen, sich selbst zu ergänzen, aus den National-Notablen den Großwähler und die Abgeordneten der beiden Kammern zu erlesen und verfassungswidrige Gesetze zu beseitigen hätte. Sollte der Großwähler oder ein anderer höherer Beamter seine Befugnisse mißbrauchen, so konnte die Jury ihn zu ihrem Mitgliede ernennen, „absorbieren“, wodurch er die Möglichkeit einbüßte, eine zweite Stelle zu bekleiden, d. h. abgesetzt war.

Das waren die Grundzüge der spitzfindig ausgeklügelten Konstitution Sieyès': die Rechte des souveränen Volkes wurden durch die Jury, die Funktionen der ersten Kammer durch die zweite, die Macht der Konsuln wechselseitig und durch den Großwähler, die des Großwählers wieder durch die Jury paralysiert. Es war ein System für einen toten Staat, nimmermehr für einen lebendigen Organismus. Am wenigsten konnte sich ein Mann, wie Bonaparte, mit seinen vor der Verwirklichung angelangten Herrscherträumen, mit dem wackeligen Mechanismus befreunden. Er verspottete den Entwurf, bezeichnete ihn Joseph gegenüber als viel zu „meta-

physisch“ und lehnte, als ihm Sieyès durch den vertrauten Roederer die Stelle des Großwählers anbieten ließ, dieselbe ab, „weil er sich nicht lächerlich machen wolle.“*) Da fand Boulay de la Meurthe einen Ausweg darin, daß er an Stelle des Großwählers einen Premierkonsul vorschlug, der nicht untätig bleiben, sondern mit den beiden andern Konsuln gemeinsam die Geschäfte beraten und durch seine Stimme für oder wider den Ausschlag geben sollte. Man beschloß die beiden Kommissionen hierüber entscheiden zu lassen, in denen Sieyès die Mehrheit zu finden hoffte. Doch diese war bereits durch Bonaparte's Vertraute, Talleyrand, Roederer, Boulay u. a. bearbeitet worden und neigte sich auf dessen Seite. Napoleon lud die Mitglieder, vom 2. Dezember ab, zu täglichen Konferenzen in seine Wohnung im Luxemburg-Palast ein, wo, teils im Plenum, teils in einem kleinen vertrauten Komitee in seinem Sinne an dem Projekte Sieyès' einschneidende Änderungen vorgenommen wurden. Der unnütze Großwähler, dieser „königliche Müßiggäger, dieses Mastschwein“, wie ihn Napoleon nannte, wurde sofort gestrichen. An seine Stelle trat der Premierkonsul Boulay's als Haupt der Regierung und Vollzieher der Gesetze, vom Senat auf 10 Jahre erwählt und wieder wählbar. Er ernannte und entließ die Minister, die Gesandten, die Verwaltungs-Beamten (Präfekten, Unterpräfekten und Gemeindevorsteher), alle Land- und Seeoffiziere, desgleichen alle Richter mit Ausnahme der Mitglieder des Kassationshofes und der Friedensrichter. Sein Wille erhielt, wenn er unter dem Titel einer Verwaltungs-Verordnung kundgegeben wurde, Gesetzeskraft. Er leitete die Diplomatie und war oberster Kriegsherr. Er unterzeichnete die Verträge und Gesetze, wenn sie von dem Gesetzgebenden Körper angenommen waren. Er ernannte auch die Mitglieder eines Staatrates, der zur Exekutive gehörte und mit seinen Vorschlägen die Regierung zu unterstüzen hatte. Dem Ersten Konsul zur Seite standen die zwei anderen, deren Kompetenz aber nicht entfernt an die seinige heranreichte. Sie erhielten lediglich beratende Stimmen; die Entscheidung lag allein beim Ersten Konsul

*) In den Zeitungen hieß es dann, er sei, gegen Sieyès' monarchische Tendenz, für die Demokratie eingetreten, was ihm sehr nützlich war. Vandal, L'avènement de Bonaparte, I., 508.

(„la décision du premier Consul suffit"). Fast schien es, als wären sie nur da, um dessen Allgewalt zu maskieren.*)

Dieser Regierung gegenüber war an eine starke Gesetzgebung nicht zu denken. Bonaparte beließ darum gerne den Wahlmodus mit den Kandidatenlisten, und nahm auch auf die Auswahl der Vertreter wenig Einfluß, die er zumeist Sieyès anheimgab, um ihn über seine Niederlage in der Verfassungsfrage zu trösten. Die legislative Gewalt des Volkes sollte sich in drei Organen äußern. Die „konstitutionelle Jury" Sieyès' wurde in einen lebenslänglichen „Senat" (Sénat conservateur) verwandelt, dessen achtzig Mitglieder — mindestens vierzig Jahre alt — aus den National-Notablen entnommen werden sollten. Der Senat erwählte aus denselben Listen den „Gesetzgebenden Körper" (300 Mitglieder) und das „Tribunat" (100 Mitglieder). Keine dieser Körperschaften hatte das Recht, Gesetzanträge zu stellen. Die Vorlagen brachte die Regierung im Tribunat ein, welches sie in seinen Sitzungen debattierte, jedoch nur darüber abstimmte, ob seine dazu designierten Mitglieder vor dem Gesetzgebenden Körper für oder wider die Vorlage sprechen sollten. Die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers hinwieder debattierten nicht, sondern stimmten, nach Anhörung der Tribunen und der Regierungsvertreter, einfach ab. Napoleon hatte einmal in einem früher mitgeteilten Briefe an Talleyrand von einem gesetzgebenden Körper „ohne Leidenschaft, ohne Augen und Ohren für das was ihn umgibt" gesprochen; er war gefunden. Auch der neue Staatsrat, der die Gesetze vorzubereiten hatte, als die eine von zwei Behörden der Exekutive, war dort vorgedacht. Wer die zweite, eigentliche Regierungsbehörde bilden sollte, kam jetzt zu Tage: er selbst und er ganz allein.**)

Die übrigen Bestimmungen der Verfassung betrafen judizielle und finanzielle Einrichtungen, voran den Kassationshof, dessen Mitglieder ebenfalls der Senat ernannte, sowie die Räte eines Obersten Rechnungshofes. Ferner wurden die Bezüge der Würdenträger normiert: der Jahresgehalt des Ersten Konsuls sollte 500.000 Franken, der der beiden andern

---

*) „Die Umstände erforderten damals noch die ausschließliche Gewalt des Oberhauptes zu verbergen", sagte Napoleon später in seiner Darstellung jener Vorgänge. (Corresp., XXX. 345.)

**) Siehe oben, Seite 144.

150.000 Franken betragen, alle drei sollten Staatswohnungen in den Tuilerien angewiesen erhalten. Die Senatoren bekamen 25.000, die Tribunen 15.000, die Gesetzgeber 10.000 Franken jährlich an Diätengeldern. Nun galt es noch die Wahl der drei obersten Regierungsmänner, deren Namen in der Verfassung des Jahres VIII platzfinden sollten. Man einigte sich natürlich auf Napoleon als Ersten Konsul. Die Auswahl der beiden andern traf, nach Sieyès' Ablehnung, Cambacérès und Lebrun; Jener, ein ehemaliges Konventsmitglied, ein „Königsmörder“, dabei ein ausgezeichneter Jurist mit guten Formen neben etwas Prachtliebe und einem entschiedenen Hang zum Wohlleben, Napoleons Protektor vor dem 13. Vendémiaire, Dieser ein ebenso vortrefflicher Finanzmann, der noch unter dem Königtum als Sekretär des Kanzlers Maupeou seine Schule durchgemacht hatte und eine reiche Erfahrung in das neue Regime herübertrug, Beide Repräsentanten zweier Zeitalter, die sich in Bonaparte berührten und vereinigten. Er pflegte zu sagen: „Der Eine deckt meine Rechte, der Andere meine Linke“. Sieyès erhielt die Stelle eines Präsidenten des Senates mit reichem Einkommen und ein Landgut als Nationalgeschenk obendrein, ein Preis, den Napoleon gerne zahlte, um ihn loszuwerden. Ducos wurde Senator.

All das war festgestellt worden und wurde am Abend des 13. Dezember den Mitgliedern der vereinigten Kommission mit dem Winke vorgelegt, sich ohne weitere Debatte dafür zu entscheiden. Es gab noch manches, das in der Verfassung hätte Platz finden sollen, über manche Fragen standen sich die Meinungen der Kommissionen uneins gegenüber, aber Napoleon hatte Eile, und niemand wagte zu widersprechen, namentlich als er durchblicken ließ, mit dem Entwurf allenfalls auch allein an das Volk appellieren zu wollen. Außerdem wird ein neues Regiment, welches viele und gut dotierte Stellen zu vergeben hat, unter den Strebsamen, Ehrgeizigen, Habsüchtigen immer viel Anhang finden — ein Moment, das Napoleon zur Begründung und Befestigung seiner Herrschaft wohl zu nützen wußte. Die neuen Machthaber wurden mit Akklamation gewählt und die Verfassung, wie sie eben war, angenommen. Sieyès und Ducos, im Vereine mit Cambacérès und Lebrun, ernannten neunundzwanzig Senatoren nach ihrem Gutdünken, und diese ergänzten sich auf die vorläufige Anzahl

von sechzig. Damit war der Senat gebildet und konnte zur Wahl der Tribunen und der Gesetzgeber schreiten, indes Napoleon seine Minister: Talleyrand für Reinhard, Lucian für Laplace, Abrial für Cambacérès, Forfait für die Marine, und die Mitglieder des Staatsrates ernannte. Dieser hielt dann am 25. Dezember seine erste Sitzung ab, an welchem Tage die neue Regierung in Kraft trat. Allerdings fehlte noch die Sanktion der neuen Ordnung durch den Souverän, d. i., wie es die Verfassung deutlich ausdrückte, das französische Volk. An dieser war jedoch nicht zu zweifeln, und tatsächlich haben im Laufe des Januar über drei Millionen für und nur fünfzehnhundert gegen die Konstitution gestimmt. Napoleon hatte dreist wagen können, dieses Votum nicht erst abzuwarten.

Das Manifest, welches am 15. Dezember 1799 der französischen Nation die Konsular-Verfassung empfahl, schloß mit den Worten: „Bürger! Die Revolution ist zu den Grundsätzen zurückgekehrt, von denen sie ausging; sie ist zu Ende".

Das war die Frage.

Siebentes Kapitel.

Krieg und Frieden.

Nein, die Revolution war nicht zu Ende. Napoleon konnte eine diktatorische Gewalt ohne Grenzen über Frankreich gewinnen, er konnte aus den Nationalvertretungen seinen Wünschen willenlos zustimmende Organe machen, er konnte die Republik schließlich zerstören und sein Selbstherrschertum, zu dem die neue Verfassung den Keim gelegt hatte, an ihre Stelle setzen — die Revolution war doch nicht zu Ende. Sie hatte nur die Form verändert, sie war eine Metamorphose eingegangen, die Chemie würde es einen allotropen Zustand der Revolution nennen, was sich aus dem versiechenden Direktorium herausgebildet hat. Denn zwei ihrer allerwesentlichsten Eigenschaften sind von dem Konsulat festgehalten worden: das Prinzip der Gleichheit im Innern und der Grundsatz allseitiger Ausdehnung nach Außen. Die bürgerliche und soziale Ungleichheit, die trennenden Scheidemauern zwischen Klassen und Koterien, waren durch die Revolution beseitigt

worden, und das Konsulat hat sie nicht wieder aufgerichtet. Die „Freiheit" hatte das Volk selbst in den zehn Jahren seiner Herrschaft viel zu oft mißbraucht, um sie jetzt nicht gering zu schätzen; die „Brüderlichkeit" hatte durch tausendfältige Gewalttat einen viel zu gehässigen Klang erhalten: die „Gleichheit" allein hatte noch Gewicht und Napoleon recht, wenn er wiederholt versicherte, was zu sehen die Bourbons zu blind gewesen waren, daß die Franzosen sich aus der politischen Freiheit viel weniger machten als aus der Gleichheit. „Ihr wißt ja kaum irgend etwas ernst zu nehmen, ausgenommen die Gleichheit", sagte er zu Frau von Rémusat. „Die Freiheit ist nur ein Vorwand; die Gleichheit, das ist Euer Steckenpferd".*) Es war freilich nur die Gleichheit aller unter einem, aber es war doch auch nur einer. Dieser selbst hatte sie schätzen gelernt, dort, wo sie dem kleinen Leutnant ohne Zukunft die Bahn zu hohen Zielen eröffnete, dort, wo sie dem Manne von unbedeutender Herkunft die Hand einer Frau aus hochadeliger Familie in die seinige legte, dort, wo kein anderer Titel als der des Verdienstes ihm zur gebietenden Macht über ein großes und angesehenes Volk verhalf.

Das zweite revolutionäre Prinzip, welches das Konsulat konservierte, war das der Eroberung. Man hat vielfach das Streben nach der Universalherrschaft als eine Sache lediglich des napoleonischen Ehrgeizes hingestellt. Sowohl Schriftsteller, die darin die ruhmwürdige Größe Bonapartes erkennen wollten, als andere, die damit seine verwerfliche Unersättlichkeit verurteilten, hielten dafür, daß dieser Drang nach Weltherrschaft ihm eigentümlich war und nur auf seine Rechnung allein zu setzen sei. Diese Anschauung trifft aber wohl kaum das Richtige. Denn schon seit dem Jahre 1792 waren die revolutionären Gewalthaber in Frankreich auf die Bahn nach der Weltherrschaft geraten. Allerdings sollte dies zunächst nur die Weltherrschaft der revolutionären Ideen, der Menschenrechte, die man die „allgemeinen" nannte, sein. Als man dabei dem materiellen Widerstande der alten Staaten begegnete, bewältigte man ihn mit Heeren von Hunderttausenden von Enthusiasten für diese Grundsätze und drang weit in fremdes Gebiet vor, zur Freiheit aufrufend und zur Oppositon wider die angestammte Gewalt. Wie Mohammed mit dem

*) Mémoires, I. 273, 292.

Schwerte seinen Glauben in die Welt trug, wie die Religiösen des sechzehnten Jahrhunderts für ihr Bekenntnis die Waffen erhoben, so stürmten die Gläubigen der neuen politischen Satzungen in die Nachbarländer, um zu bekehren indem sie eroberten. Als dann aber die Frage auftauchte, ob das im Kriege Eroberte auch im Frieden zu behalten wäre, da wurde sie nicht mehr durch ideale Erwägungen, sondern durch das materiellste Bedürfnis entschieden: man konnte der finanziellen Not im eigenen Lande nur noch dann Herr zu werden hoffen, wenn man die Steuerkraft der Nachbarn heranzog, sei es, daß man sie einfach annektierte, sei es, daß man einen Kranz abhängiger Republiken an Frankreichs Grenzen schuf, auf die man einen Teil der Staatslast überwälzte. Wir haben gesehen, wie dieses Moment der Selbsterhaltung die Männer der revolutionären Regierung im Jahre 1795 dazu bestimmte, Belgien einzuverleiben und die Rheingrenze anzustreben. So war die völkerbefreiende Theorie der Revolution zur völkererobernden Praxis geworden. Nun eroberte man nicht mehr, um zu befreien: man befreite nur noch, um zu erobern. „Wenn der Wohlfahrtsausschuß Frieden anbietet", schreibt Mallet du Pan im Oktober 1795, „so heißt das stets Unterwerfung. Sein unveränderliches Ziel ist, alle Staaten, die vor ihm die Waffen niederlegen, zu zwingen, seine „Alliierten" zu werden, d. h. seine Zinspflichtigen. Jene Fürsten zweiten Ranges, die durch Verträge oder Kapitulationen diesem Schicksale zu entgehen hoffen, verkennen aufs höchste den Charakter dieser Revolution." Es ist dasselbe System, welches wir Napoleon bis ins Jahr 1812 verfolgen sehen werden.

Der größte Widersacher der Ausdehnung Frankreichs war, wie zur Zeit Ludwig XIV., so auch jetzt wieder England. Beharrte Jenes auf seiner Politik, zu der es durch den idealen Zweck der Revolution gedrängt und bei der es durch die materielle Notwendigkeit festgehalten worden war, so mußte auch Großbritannien, dessen Staatsleitung es nicht ertrug, die kontinentalen Küsten, die Seemacht Hollands und Spaniens, die Industrie Belgiens, die Häfen des Mittelmeeres und am Ende den ganzen europäischen Markt einer anderen Macht überantwortet zu sehen, bei seinem System des Widerstandes beharren, im Ozean die Franzosen durch seine Schiffe, auf dem Festland durch seine Alliirten zu bekämpfen.

Darum war auch in Frankreich, nach Berichten aus jener Zeit, schon im Sommer 1795 nicht nur die Absicht, auf den britischen Inseln mit einem Heere zu landen, sondern auch die zweite, England zu vernichten, indem man seinen Waren die europäischen Häfen verschloß, deutlich hervorgetreten; die Kontinentalsperre der napoleonischen Zeit war gleichfalls hier schon vorgebildet. — Aber auch Bonapartes orientalische Pläne hatten die Pariser Mächtigen schon vorgedacht. Zur selben Zeit, als man die Landung in England plante, weit eher als jener sich an Alexander erinnerte, beschäftigte man sich im Direktorium auch mit der Quelle des britischen Reichtums, mit Ostindien, und in einem Berichte Mallet du Pans vom 3. Juli 1796 heißt es: „Die Aktivität des Direktoriums kennt keine Grenzen mehr. Es wiegelt Persien auf, bearbeitet Konstantinopel und bevölkert Indien mit seinen Emissären". — Und ebenso finden wir die Politik gegen Deutschland schon in den neunziger Jahren Punkt für Punkt festgestellt, wie sie Napoleon später befolgt hat. Der Idee einer Säkularisation der deutschen Kirchenfürstentümer begegnen wir bereits beim Konvent, und in jenem Elaborate Sieyès vom Jahre 1795 ist ein Plan der Entschädigung und Vergrößerung der weltlichen Reichsstände auf Kosten der geistlichen geoffenbart, wie er, nur mit wenig Änderungen, im Jahre 1803 wirklich durchgeführt wurde. Auch der Gedanke eines Bundes rheinischer Fürsten unter französischem Schutze, der 1806 praktisch werden sollte, begegnet uns in der Diplomatie des Wohlfahrtsausschusses und des Direktoriums, und ebenso die Absicht, Preußen und Österreich so weit als möglich nach Osten zurückzudrängen, mit dem Zwecke, die Mündungen der Weser und Elbe unter Frankreichs Einfluß zu bringen und sie dem englischen zu entziehen. „Dieser mächtigen Abzugskanäle beraubt" — heißt es in der Instruktion für den Gesandten im Haag im August 1795 — „kommt England mit seinen asiatischen und kolonialen Produkten in Verlegenheit. Diese Waren fallen, da sie unverkäuflich sind, tief im Preise, und die Engländer werden durch den Überfluß überwältigt, wie sie die Franzosen durch den Mangel überwältigen wollten." Sieyès nennt in einem seiner Berichte an das Direktorium aus Berlin vom Juli 1798 die deutsche Nordseeküste geradezu „den für Frankreich wich-

tigsten Teil des Erdballs, wenn man bedenkt, daß dann das Direktorium dem englischen Handel alle Märkte und alle Häfen des Kontinents verschließen könnte von Gibraltar bis Holstein, oder selbst bis zum Nordkap".*)

Man sieht, schon die Revolution hatte ihrem Einfluß und ihrer Geltung die letzten Grenzen des Kontinents als Ziel gesetzt. Das war freilich ohne System und Methode — so wie sich auch in der innern Gesetzgebung ein Dekret regellos zum andern fügte — und es bedurfte eines Kopfes von überlegener Klarheit und praktischer Einsicht, um beides hineinzubringen. Hier erst beginnt der selbsttätige Anteil Bonapartes an der Politik der Revolution. Bis dahin ist er nur ihr Schüler und Anwalt gewesen, soweit sein persönliches Interesse — und ein anderes kannte er nicht — sich mit ihr deckte. Sie hatte keine Grenzen, sein Ehrgeiz ebenso wenig. Um diesem zu genügen, wird er, da er in Frankreich das Heft in die Hand bekommt, den Dingen einfach ihren Lauf lassen und vor ihm sich der Prospekt auf eine Weltherrschaft öffnen, wie sie noch kaum eine Gewalt der Erde begründet hat. Er ist wie ein Schwimmer, dessen Ziel an der Mündung des Flusses liegt: er braucht sich nur in den Strom zu werfen, um es zu erreichen. Schon damals, als er mit Robespierre dem Jüngern den Offensivplan gegen Italien überlegte, hat er sein Reis in den aufgewühlten Grund der revolutionären Angriffspolitik gepflanzt, und es war darin zum stattlichen Baume gediehen. Er konnte diesen Boden nicht mehr verlassen ohne sich selbst mit den Wurzeln seiner Macht loszureißen.**)

Es gibt in der Geschichte Herrscher, deren Leben eine rührende Tragik einschließt. Aber es gibt auch tragische Völker, die an den Folgen einer einzigen großen Sünde jahrhundertelang kranken und siechen und deren Qual darum nicht geringer ist, weil sie sich auf Millionen verbreitet. Das

*) Vergleiche unten, Band III., Kapitel 1.

**) Auf S. Helena sagte er später: „Ich hatte gut das Steuer führen, die Wogen waren doch immer stärker als meine Hand. Ich war niemals so eigentlich mein eigener Herr; ich wurde stets von den Umständen beherrscht. Ein Mensch ist eben nur ein Mensch; seine Kräfte sind nichts, wenn Umstände und allgemeine Stimmung ihn nicht begünstigen; die öffentliche Meinung dominiert alles." Gourgaud, Journal, II., 78. Vergaß er damals, wie oft die öffentliche Meinung seine schwere Faust zu fühlen bekommen hatte?

Beispiel eines solchen Volkes liefert Frankreich. Es kann nichts Ergreifenderes geben, als diese Nation, so voll von Enthusiasmus für echt humane Güter, nach wenig Jahren schon bei dem grellen Widerspiel aller Humanität ankommen zu sehen, nach Frieden lechzend und zu dezennienlangem, opfervollem Kriege verurteilt. Gleich als Robespierres schreckliches Regiment zusammengebrochen war, hatte die Bevölkerung den Ruf nach Ruhe von außen her erhoben; sie hat ihn wiederholt, als das Direktorium den Konvent ablöste; als später Sieyès in die Regierung Aufnahme fand, heftete sich dieselbe Hoffnung an seinen Namen; und jetzt, da Bonaparte ans Ruder trat, wandten auf ihn die Vielgetäuschten nochmals ihren Blick. Sollte es wieder vergebens sein?

Es ist behauptet worden, Napoleon hätte unter gewissen einschränkenden Bedingungen sogleich im Jahre 1800 den Frieden schließen können. Wohl kaum. Denn seitdem das Direktorium sich gewöhnt hatte, einen Teil der Staatslasten auf die „befreiten“ Nachbarn umzulegen und die Kontributionen im Lande des Feindes gleichsam als stehende Posten im Budget aufzuführen, war es dem mühseligen und langwierigen Geschäfte der Ordnung des Staatshaushaltes träge aus dem Wege gegangen. Jetzt hatte zwar Napoleon mit festem Willen auch hierin bessere Ordnung zu schaffen gesucht. Aber mehr als die ersten Schritte dazu konnten in den wenig Monaten seiner Regierung nicht geschehen sein. Noch hielt das Kapital zurück, noch war der Zinsfuß ein sehr hoher, noch waren die Steuereingänge nicht in voller Ordnung, und man mußte, wie wir sahen, zu mancher bedenklichen Maßregel die Zuflucht nehmen, um Geld zu beschaffen. Man war also, wenn der Staat überhaupt existieren wollte, vorläufig noch immer auf die Zuschüsse der Alliierten, auf die Brandschatzung in Feindesland verwiesen. Ein Friede aber hätte jetzt nichts anderes bedeutet, als das reiche Holland, die Schweiz, die eroberten deutschen Gebiete am Rhein, Oberitalien und die Riviera, Malta, Ägypten und vor allem die Hoffnung auf die Kontributionen aufgeben und sich in die eingeengten Grenzen eines Landes zurückziehen, dessen Hilfsquellen zum guten Teile verschüttet oder noch unaufgeschlossen lagen, wo die entlassenen Heere nur das darbende Proletariat vermehrt hätten, und wo sich vielleicht an dem

Abstande zwischen der Not der Geringen und dem aus der Verlegenheit des Staates gesogenen Überfluß gewissenloser Emporkömmlinge der soziale Krieg erzeugt haben würde.*) Dazu kam, daß nicht alle Franzosen, die nach Frieden riefen, darunter den Frieden um jeden Preis verstanden, sondern einen Frieden, den nicht die Mißerfolge des letzten Jahres, wohl aber neue glänzende Siege diktierten, die der Name Bonaparte allein schon verbürgte; einen „ehrenvollen, dauernden Frieden" forderte die Resolution des Rumpfparlaments am 19. Brumaire von den Konsuln. Es kam auch hinzu, daß namentlich die Armee nach Krieg und Sieg verlangte, um ihr Ansehen wieder zu gewinnen, und nach mancherlei fremdem Gut, woran das letzte Jahr sehr wenig ergiebig gewesen war. Und endlich, er selbst, und das war mit das Wesentlichste, bedurfte des Krieges zur Erhaltung und Befestigung seiner kühn eroberten Machtstellung, um seiner Person neuen Glanz und Ruhm zu verschaffen und das Geflüster über das Mißgeschick von Akka und die ganze nutzlose Expedition in den Orient zum Schweigen zu bringen.**) Diese seine Machtstellung wurzelte

---

*) Siehe unten, Seite 278 und a. a. O. Im Mai 1801, drei Monate nach dem Friedensschluß von Lunéville, schrieb Cobenzl aus Paris nach Wien: „Die französische Regierung wäre ohne alle Mittel gewesen, wenn man den Krieg hätte auf ihr Territorium tragen können, woraus sich ergibt, daß sie stets die Neigung haben wird, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihre Truppen auf fremde Kosten zu ernähren." (W. St. A.) Im Juli 1801 schreibt der preußische Gesandte Lucchesini: „Bonaparte ist viel zu viel Eroberer, um Frankreich und Europa einen dauerhaften Frieden zu geben. Dabei wirkt mit seinem herrschsüchtigen Charakter noch eine zweite Ursache auf sein politisches Verhalten ein: die Unzulänglichkeit der französischen Einnahmen für den Unterhalt der Soldaten und die Habsucht seiner Generale. Wenn die 120.000 Franzosen, die heute von Schweizern, Italienern, Holländern, Spaniern und Portugiesen erhalten werden, heimkehrten, ihre Besoldung würde die Verlegenheit des Staatsschatzes aufs äußerste vermehren . . ." Bailleu, II. 51.

**) „Die ägyptische Expedition, die später so sehr die Phantasie beschäftigt hat, erschien damals kaum anders denn als eine verrückte Unternehmung. Die Zerstörung der Flotte vor Abukir durch Nelson, die Belagerung eines Nestes wie Akka, die man hatte aufheben müssen, und die Berichte, die über England kamen, hatten den Eindruck der Bulletins der Orientarmee stark beeinträchtigt, in denen man viel mehr Prahlerei als Aufrichtigkeit zu sehen glaubte: der Abenteurer schien den großen Feldherrn verdrängt zu haben." Pasquier, Mémoires, I. 141.

zum guten Teile in dem Ansehen, welches er sich vor zwei Jahren erwarb, als er nach glänzenden Triumphen den Frieden heimbrachte. Durfte er da heute, ohne seine Geltung einzubüßen, hinter die Linie von Campo Formio zurückgehen? Und war der Vertrag von 1797 nicht ein Denkmal der französischen Offensivpolitik gewesen, mit den „natürlichen Grenzen" und einer Machtsphäre weit darüber hinaus? Wer wollte annehmen, daß die Feinde Frankreichs nach einem Jahr voll Siegen ohne Kampf ihre vorgeschobene Position räumen würden.*)

Es war darum wohl auch kaum mehr als ein kluger Zug persönlicher Politik, wenn Bonaparte am 26. Dezember 1799 an den König von England und an Kaiser Franz Briefe abgehen ließ, die, ohne jeden sachlichen Gedanken, bloß seine Friedensliebe ausdrückten. England hielt Malta und Ägypten blockiert, und der Fall dieser beiden französischen Positionen war nur eine Frage der Zeit, beider Erwerbung aber für das britische Interesse viel zu wichtig, als daß Pitt davon abgehen konnte. Es war vorauszusehen, daß er ablehnte.**) Er tat es schon auch deshalb, weil englisches Geld seit geraumer Zeit in Frankreich eine ganze Armee royalistischer Parteigänger unterstützte, die nur auf einen neuen Erfolg der Koalition warteten, um ihrerseits im Bürgerkrieg Ludwig XVIII. den Thron zu erkämpfen. Und in der Rückkehr der angestammten Dynastie — was sagen wollte: in den alten Grenzen Frankreichs — erblickte, wie es in Pitts brüsker Antwort hieß, England die beste Garantie für den Frieden, gewiß nicht aber in der Person desjenigen, der im Sommer 1797, indem er die Pariser Kriegspartei unterstützte, die Verhandlungen mit

*) Auf S. Helena erzählte er später (Corresp., XXX, p. 493) ganz zutreffend: „Napoleon bedurfte damals des Krieges ... Ein Friedensvertrag, der dem von Campo Formio entgegen gewesen wäre und alle seine italienischen Schöpfungen beseitigt hätte, würde die öffentliche Stimmung beleidigt und ihm geraubt haben, was er zur Beendigung der Revolution benötigte und zur Begründung eines definitiven und dauernden Systems." An Lucian schrieb er, nach dessen Ernennung zum Minister des Innern: „Wenn ich nicht den Krieg brauchte („si la guerre ne m'était pas nécessaire"), würde ich die Wohlfahrt Frankreichs mit den Gemeinden zu begründen beginnen. (Corresp., VI. 4474.)

**) „Die Eröffnungen", sagte Napoleon damals zu Lucian, „die wir heute England machen, werden kein ernstes Ergebnis liefern." (Lucian, Mémoires, I. 377.)

dem Inselreiche zum Scheitern gebracht, Italien und die Schweiz, dieses Schoßkind Englands, von Frankreich abhängig gemacht, Österreich zum Verlust der Niederlande gezwungen und schließlich in Ägypten und in Asien an Britanniens Weltstellung gerührt hatte.

Auf der andern Seite hatte sich Österreich allerdings mit dem Zar entzweit. Nach den Siegen der Koalition in Italien hat Franz II. nicht allein die alten lombardischen Gebiete, sondern auch die drei päpstlichen Legationen und Piemont zu gewinnen gestrebt, eine Absicht, die dem russischen Nachbar verdächtig wurde. Das drohende Zerwürfnis ward zunächst noch durch einen von England vorgeschlagenen Kriegsplan hintangehalten, wonach Suworow aus Italien weg in die Schweiz zog, um dieses Land zu erobern, während der dort stationierende Erzherzog Karl, gegen dessen bessere Überzeugung, nach Süddeutschland befohlen wurde, um gegen den Mittelrhein zu operieren und ein englisch-russisches Heer in Holland zu unterstützen, wobei Belgien wiedergewonnen werden konnte. Während dieser Dislokationsmärsche war es nun Massena gelungen, seinen Sieg über ein russisches Korps bei Zürich zu erfechten und die Schweiz wiederzubesetzen. Als dann, im November 1799, bei der gemeinsamen Eroberung Anconas durch Russen und Österreicher neue Mißhelligkeiten ausgebrochen waren, zog Suworow vollends nach Hause. So war in Oberitalien Österreich, bis auf die französischen Reste um Genua, alleiniger Herr der Situation geworden und hoffte es zu bleiben, umsomehr als seine Truppen am 4. November Championnet bei Genola zurückgedrängt und am 14. Dezember Cuneo, den letzten festen Platz in den Alpen, gewonnen hatten. Überdies gab es in der Provence royalistische Elemente genug, die einer Invasion in Frankreich den Boden bereiteten. Daher antwortete, als der Brief Napoleons nach Wien gelangte, auch Thugut nicht zustimmend. Er verlangte vorerst Sicherheit darüber, „ob der erste Konsul bis auf die wahren Ursachen des Krieges zurückgehen, ob er ihre Quelle für die Zukunft verstopfen und jenes Moment beseitigen wolle, womit eine falsche, für Frankreich selbst verderbliche Politik die Existenz der anderen Mächte bedroht hatte, ob ein Unterschied bestehe zwischen den Eröffnungen der neuen Regierung und denen der früheren, und ob der

General Bonaparte die Geister in Frankreich zur Anerkennung der allgemeinen Grundsätze des Völkerrechts bestimmen würde, welches allein die Nationen verbinde und sie wechselseitig ihren Frieden und ihre Unabhängigkeit achten lehre.“ Damit war die ganze große, für die Welt entscheidende Frage gestellt. Am 28. Februar beantwortete sie Talleyrand mit dem Vorschlage, auf der Basis des Vertrages von Campo Formio zu verhandeln, und die Welt wußte woran sie war. Alle weiteren Bemühungen um ein Einverständnis waren nur noch Schein.

Wie wenig ernst es Napoleon mit seinen Friedensworten gewesen, zeigt der Umstand, daß er am selben Tage, von dem jene Briefe datiert sind, die Soldaten Frankreichs mit den Worten ansprach: „Ihr habt Holland, den Rhein, Italien erobert und unter den Mauern des erschreckten Wien den Frieden diktiert. Jetzt gilt es nicht mehr Eure Grenzen zu verteidigen, es gilt, sich der feindlichen Staaten zu bemächtigen“. Und an die italienische Armee an der Riviera, die er neuestens dem Oberbefehle Massena's überantwortet hatte, erging eine Proklamation, welche die darbenden Krieger, ebenso wie die des Jahres 1796, auf die nächsten Siege vertröstete.*) Kurz, der Krieg war von allem Anfange bei Bonaparte beschlossene Sache, und alles, was er mit jenen beiden Schreiben an die Souveräne erreichen wollte, war, den Franzosen einen Beweis zu verschaffen, daß er es sei, der den Frieden wolle, und daß die Gegner es seien, die zum Kampfe drängen.**) Er konnte getrost die Unterhandlung mit Thugut

*) In diesem zweiten Manifest tritt so recht das unvergleichliche Geschick zutage, mit welchem Bonaparte den gemeinen Mann zu behandeln verstand. Eine Halbbrigade war mutlos geworden. „Sind sie denn alle tot — fragte er — die Tapferen von Castiglione, Rivoli und Neumarkt? Sie wären lieber zugrunde gegangen, als ihren Fahnen untreu geworden, und hätten ihre jüngeren Kameraden mitgerissen zu Ehre und Pflicht. Soldaten! Eure Rationen seien euch nicht regelmäßig ausgeteilt worden, sagt ihr? Was hättet Ihr wohl getan, wenn Ihr euch, wie Nr. 4 und 22 von der leichten Infanterie und 18 und 32 von der Linie, inmitten der Wüste befunden hättet, ohne Brot, ohne Wasser, nichts zu essen als Pferdefleisch und Maultierbraten? „Der Sieg wird uns Brot geben“, sagten jene, und Ihr, Ihr verlaßt Eure Fahnen! u. s. w.“

**) In einer wertvollen Abhandlung über „Die englisch-französische Friedensverhandlung (Dez. 1799 bis Jan. 1800)“ hat unlängst H. M. Bowman zu zeigen unternommen, daß zwar Bonaparte die Wahrscheinlichkeit einer Zurückweisung seiner beiden Anerbieten

fortspinnen und noch am 7. April durch Talleyrand sogar italienisches Land anbieten lassen; er war sicher, daß das Anerbieten abgelehnt werden würde, wie es geschah. Er hat darum auch eifrigst an der Besserung der Armeeverhältnisse gearbeitet, überall um Geld sich umgetan und, um den Krieg populärer zu machen, nicht nur den Briefwechsel mit den Souveränen drucken, sondern auch ein Gesetz votieren lassen, welches für einzelne Bevölkerungsklassen die Stellvertretung zuließ. Die Konsulargarde erhielt ein neues Statut. Für die Tapferkeit wurden Ehrenpreise und Lohnerhöhung in Aussicht gestellt.

Aber um gegen den äußern Feind vorgehen zu können, mußte man vorerst den innern besiegt haben. Noch war die Vendée im Aufstand. Da machte der glücklich vollendete Feldzug in Holland ein stattliches Korps von 30.000 Mann frei, aus dem Napoleon die Westarmee verstärkte, um einem Manifeste Nachdruck zu geben, welches die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen bei völliger Amnestie aufforderte, die Widerwilligen aber mit Vernichtung bedrohte. Da die Aufforderung von einigen Dekreten begleitet war, die in der Vendée guten Eindruck machten (Freigebung der Kirchen für den katholischen Kultus, Zulassung der Verwandten von Emigranten zu öffentlichen Ämtern), so war der Erfolg ein sehr guter. Schon im Januar nehmen die Royalisten der Vendée den Frieden an, Mitte Februar die der Bretagne, die in Bonaparte den Wiederhersteller der Monarchie erblickten. Von allen Banden wagten nur drei Widerstand und wurden

---

vorausgesehen, dieser Wahrscheinlichkeit bei der Abfassung seiner Briefe auch Rechnung getragen und sich durch dieselbe einer möglichst großen Wirkung im französischen Volke versichert habe, daß ihm aber diese Zurückweisung nicht erwünscht war, weil es ihm mit dem Frieden ernst gewesen sei. (S. 20.) Aber auf St. Helena hat Napoleon selbst zugestanden, „die Antwort Englands habe ihn mit heimlicher Genugtung erfüllt", und in einem Exposé seines Ministers Talleyrand vom Anfang 1800 heißt es: „Man versetzt sich immer in eine gute Position, wenn man sich zu Beginn eines Feldzuges vom Wunsche nach Frieden beseelt zeigt und von der Absicht, ihn wieder herzustellen. Ist der Feldzug ein glücklicher, dann hat man das Recht gewonnen, Strenge zu zeigen, ist er nachteilig, so ist man wenigstens von dem Vorwurfe frei, ihn herbeigeführt zu haben." (Bailleu, I. 522.)

zur Kapitulation gezwungen. Der leidenschaftlichste ihrer Anführer, Frotté, ward — verräterischerweise — festgenommen und von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Damit war die Ruhe im Lande soweit hergestellt, daß ein Teil der Westarmee eine neue Bestimmung erhalten konnte.

Was die übrigen französischen Streitkräfte betraf, so waren zwar die 120.000 Mann unter Moreau in der Schweiz an Zahl den österreichischen in Schwaben gleich, die unter dem tapfern aber sonst wenig hervorragenden Kray standen — Erzherzog Karl hatte sich, krank und gekränkt durch Thuguts eigenwillige Ordres, vom Oberbefehl zurückgezogen — in Italien dagegen hatte Massena nur 30.000 Mann den 80.000 Österreichern unter dem alten, kränklichen, ehrenhaften aber unentschlossenen Melas entgegenzusetzen. Um das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, forderte der Erste Konsul am 25. Januar 1800 in aller Heimlichkeit den Kriegsminister Berthier auf, ein Reserveheer von 50—60.000 Mann um Dijon herum zusammenzubringen, dessen Grundstock die erwähnte Westarmee abgeben sollte.

Bezüglich der Bestimmung dieser Reservearmee, die anfänglich Napoleon selbst kommandieren wollte, über die er aber später — einmal aus Rücksicht auf die Verfassung, die den Konsuln die Kriegführung untersagte, dann, um im Falle einer Niederlage nicht persönlich kompromittiert zu sein — den Oberbefehl Berthier übertrug, wechselten seine Absichten. Zunächst will er, daß Moreau bei Schaffhausen über den Rhein die Offensive ergreife, während die Reserve, mit einem seiner Korps vereinigt, ihn unterstützen und dann über den Splügen oder den Gotthard nach der Lombardei ziehen solle, um durch eine Diversion im Rücken der Österreicher Massenas Situation zu erleichtern. Da aber Moreau bei Straßburg über den Rhein gehen will, was Napoleon zugesteht, gibt er die Absicht einer Kooperation mit dessen Armee auf und will nun die Reservearmee bei Genf eine Mittelstellung nehmen lassen, um sie entweder nach Schwaben oder nach Italien zu dirigieren. Gelingt es der Rheinarmee, die Österreicher nach Bayern zurückzudrängen und ihnen die Verbindung durch Tirol mit Italien zu verlegen, dann rückt die Reservearmee, verstärkt durch ein Korps Moreaus unter Moncey, das die Schweiz zu halten hatte, über den Gotthard

nach Oberitalien. Hier wird sie mit Massena zusammenwirken, die Verbindungen der Österreicher bedrohen, sie zurück nötigen und überwältigen. Über diesen Plan einigen sich Moreau und Berthier im April 1800 in Basel. Jener überschreitet den Rhein und Dieser übernimmt in Dijon das Kommando; an seiner Stelle wird Carnot Kriegsminister.

Da kommen anfangs Mai aus Italien böse Nachrichten. Die Österreicher haben die Riviera bis Nizza besetzt, Massena nach Genua hineingeworfen, wo er von ihnen zu Lande, von den Engländern zur See blockiert wird, und ein Hilfskorps unter Suchet bis an den Var zurückgetrieben. Da erscheint die größte Eile geboten. Ohne erst Moreaus Erfolge abzuwarten, wird die Reservearmee, von der noch nicht 45.000 Mann beisammen sind, nach Genf in Bewegung gesetzt, um von dort auf dem kürzesten Wege, d. i. über den Großen St. Bernhard, nach Italien weiter zu marschieren. Um diesen verwegenen Entschluß durchzuführen, begibt sich Napoleon selbst am 6. Mai, so schnell ihn schnelle Pferde befördern können, nach Dijon; er wird fortan, wenn auch nicht als nomineller Oberfeldherr, die Operationen leiten. In Pariser Kreisen verbreitet man, er sei nur auf kurze Zeit verreist. Das Glück ist mit ihm. Denn eben im Begriffe, die Hauptstadt zu verlassen, hört er, daß Moreau bei Stockach gesiegt habe, und bald wird er erfahren, daß, nach neuen Erfolgen bei Engen und Möskirch, die Österreicher bis Ulm zurückgedrängt wurden. Moreau kann also jetzt das Hilfskorps an die Reservearmee abgeben, die damit auf nahezu 60.000 Mann anwachsen wird. Und ein Glücksfall war es auch, daß Melas erst so spät — im April — gegen die Riviera vorgegangen war, um die Eroberung Italiens zu vollenden. Er war zwar schon im Februar bereit gewesen, loszuschlagen, wie man es ihm von Wien aus befohlen hatte, was einen wertvollen Zeitgewinn eingebracht hätte, hatte sich aber durch Einflüsse seiner Umgebung, die einen Schneefall in den Bergen und die noch nicht gefüllten Magazine geltend machte, bestimmen lassen, das Unternehmen zu verschieben. Damit hatte er Massena Muße gegönnt, sich genug Mittel des Widerstandes zu verschaffen, um die Österreicher bis in den Juni vor Genua festzuhalten, just so lange bis Napoleon seinen Alpenübergang vollzogen hat. So lag, als Melas in den ersten Maitagen von

Berthiers Absicht vernahm, in Piemont einzubrechen, der Hauptteil seiner Armee unter Ott vor Genua, ein anderer stand am Var, und nur etwa 17.000 Mann, in kleinen Detachements verzettelt, hielten die Zugänge im Norden besetzt, viel zu schwach, um einem kompakt heranrückenden Heere ernsten Widerstand zu leisten. Günstiger konnte Napoleon die Umstände nicht antreffen.

Am 14. Mai 1800 stiegen die ersten Bataillone den steilen Alpenpaß hinan, den schon vor zwei Jahren französische Kolonnen in derselben Stärke, aber ohne Geschütze, überschritten hatten.*) Jetzt werden die Kanonen in Trögen oder Etuis von ausgehöhlten Baumstämmen von Bauern und Soldaten gezogen, und es fehlt nicht an Schwierigkeiten. Aber das Manöver ist begünstigt vom Wetter und vollzieht sich ohne ernsten Unfall. Am 22. Mai war die letzte Abteilung über der Höhe, die Napoleon am 20. auf einem Maultier reitend, das ein Bauer führte, mit der Garde passiert hatte. Die Schutzvorkehrungen der Österreicher, die hier am wenigsten den Einbruch einer ganzen Armee vermuteten, waren unzulänglich. Nur das kleine Fort Bard im Tal von Aosta bildete ein ernstes Hindernis. „Da", erzählt einer der Grenadiere, Coignet, in seinen Heften, „nahm der Konsul gar manche Prise und hatte viel zu tun mit seinem ganzen großen Genie". Tatsache war, daß der österreichische Hauptmann Bärnkopf mit ein paar hundert Mann Berthier zwang, Infanterie und Reiterei auf steilen Steigen über die Berge zu führen, und den Weitertransport der Artillerie eine Woche lang aufhielt. Es gelang nur, sechs Kanonen, mit Stroh umwickelt, auf der mit Mist belegten Straße, nächtlicher Weile unter dem Fort ohne große Verluste vorbeizubringen.**) Sie werden unter drei Divisionen verteilt. Der Rest der Artillerie wurde erst durch die Kapitulation des Forts am 2. Juni frei. Aber auch fast ohne Geschütze gelang es dem Vortrab unter Lannes sich Jvreas zu bemäch-

*) Daß Hannibal nicht, wie man vermutet hat, denselben Weg gegangen war, ist durch Mommsen (Hermes, V.) und F. Berger, Die Heerstraßen des römischen Reichs, II., sichergestellt.

**) Napoleon hat in dem Berichte Berthiers über das Manöver, der von Toten und Verwundeten spricht, die Toten ausgestrichen, so daß im „Moniteur" nur von wenigen Verwundeten die Rede war. Cugnac, Campagne de l'armée de réserve, I. 519.

tigen und bis Chivasso vorzustoßen, um Melas über die Bewegung der Armee zu täuschen, die nach Mailand marschiert, wo Napoleon am 2. Juni einzieht. Hier erfolgt die Vereinigung mit dem Korps Monceys (11.000 Mann), und die Armee ist dadurch zehn Divisionen (etwa 60.000 Mann) stark geworden. Fünf derselben werden an den Po geschoben; sie sollen ihn zwischen Pavia und Piacenza überschreiten, um dem Feinde den Rückweg zu verstellen. Drei andere sollen am Ticino und in Piemont ein Ausweichen Melas nach Norden verhindern, während zwei die Adda und das linke Poufer beobachten. Melas kennt die Gefahr, die ihm droht. Er ist jetzt über die Bewegung des Feindes, die er anfänglich unterschätzt hatte, gut unterrichtet und läßt sich auch durch Lannes nicht täuschen. Er weiß, daß er so rasch als möglich seinerseits Piacenza und den Rückweg über den Po nach Mantua gewinnen muß, um sich aus seiner „traurigen Lage“ zu befreien. Aber es ist zu spät geworden. Massena hat sich mit Zähigkeit bis zum 4. Juni in Genua gehalten, und am Tage, da er endlich mit allen Ehren kapitulierte, standen die Franzosen bereits am Po um ihn demnächst zu passieren. Der vom Var zurückkommandierte Heeresteil hat sie nicht aufzuhalten vermocht; er war, schlecht geführt, allzulange in den Alpen umhergeirrt und hatte, ohne Kampf, die Hälfte der Mannschaft verloren. Nun wendet sich allerdings Ott mit seinen freigewordenen Truppen über Novi nach Norden, aber schon ist der Feind über den Fluß und das Korps Lannes' mit einer Division vom Korps Viktors greifen ihn hinter Montebello bei Casteggio am 9. Juni heftig an. Ott läßt sich durch die Kampflust seiner Offiziere in ein Gefecht verwickeln, das ihm mehrere tausend Mann kostet; er muß mit aufgelösten Bataillonen zurück an die Scrivia.

Melas, der seine Streitkräfte bei Alessandria gesammelt hat, sieht jetzt nur noch zwei Wege vor sich: entweder sich zur Schlacht zu stellen und die Barriere zu durchbrechen, die ihm die Straße nach der Heimat verlegt, oder sie durch einen Marsch nach Norden über den Po bei Casale und Valenza zu umgehen und über Mailand die Verbindung mit Mantua wieder zu gewinnen. Er entschied sich zunächst für das Letztere — sein Generalstabschef Zach entwarf bereits die Dispositionen dafür — kam aber schon am andern

Tage davon ab, da er erfuhr, daß das jenseitige Poufer von den Franzosen stark bewacht werde und Valenza von ihnen bedroht sei, wodurch die Bewegung den überraschenden Charakter verlieren mußte. So blieb nur noch die Schlacht übrig.

Die Flüsse Scrivia und Bormida laufen parallel nach Norden dem Po zu; an jener liegt Tortona, an dieser, einige Meilen westlich davon, die Festung Alessandria. Beide Städte verbindet die große Straße, die von Turin über Asti nach Piacenza und weiter nach Osten führt; zwischen beiden liegt, näher an Alessandria, das Dorf Marengo. Von Tortona nach Süden, von Alessandria nach Südosten, bei Novi sich verknüpfend, geht der Weg nach Genua. Bis Tortona waren am 12. Juni die Korps von Lannes, Viktor und Desaix vorgedrungen. (Der Letztere war kürzlich aus Ägypten heimgekehrt und hatte zwei Divisionen unter Monnier und Boudet zugewiesen erhalten). Als Lannes und Viktor am nächsten Tage (dem 13.) über die Scrivia rückten, fanden sie das Terrain leer, denn Ott hatte es geräumt und war an die Bormida retiriert. Erst bei Marengo trafen die Franzosen auf österreichische Truppen, die sich übrigens nach kurzem Gefecht über den genannten Fluß zurückzogen. Da bemächtigte sich Napoleons die Vorstellung, Melas wolle ihm ausweichen und entweder nordwärts über Valenza nach Pavia rücken, um ihm den Rückweg nach Frankreich zu verlegen, oder im Süden Genua zu gewinnen trachten; an die Möglichkeit einer Schlacht auf dem Boden, den der Feind eben erst geräumt hatte, dachte er nicht.*) Er entsandte deshalb am Mittag des 13. eine Division unter Lapoype nach Norden, um gegen den Po hin aufzuklären, und eine zweite unter Desaix — es war die Division Boudet — nach Süden, in der Richtung gegen

*) Der Gedanke, nach Genua auszuweichen und von dort über Bobbio nach Osten zu streben, war tatsächlich vorübergehend im österreichischen Lager aufgetaucht. Feldmarschall-Leutnant Prinz Hohenzollern, der mit einigen Tausend Mann in Genua zurückgeblieben war, erzählt in seinen Bemerkungen zum Feldzug von 1800: „Mittlerweile erhielt ich (am 8. Juni) Befehl, Genua immer mehr zu approvisionieren und selbst für die Armee, falls sie über Genua nach Bobbio marschierte, Lebensmittel in Bereitschaft zu halten.“ In seinem Schreiben an Melas vom 9. Juni heißt es von Genua, es sei eine Festung, „die dermalen E. Exz. die einzige Kommunikation mit unseren Ländern verschafft.“ Hüffer, Quellen, II. 163, 286.

Novi hin. Und als dann auch noch in den Morgenstunden des 14. bis 9 Uhr alles ruhig blieb, bestärkte ihn dies in seiner Annahme so sehr, daß er aus seinem Hauptquartier in Torre di Garrofoli Desaix eine neue Ordre zuschickte, seinen Marsch ja fortzusetzen. Da ward ihm kurz nachher, etwa gegen 10 Uhr, gemeldet, der Feind habe in überlegener Zahl die Offensive über die Bormida ergriffen. Er war zuerst nicht geneigt, der Kunde Glauben zu schenken, bis er sich endlich doch ins Feld begab, wo er bereits die Divisionen Victors und Lannes' in heftigem Kampfe mit den Österreichern fand, die, von starker Artillerie unterstützt, Marengo in die Gewalt zu bekommen trachten. Das gelingt ihnen auch nach mehrstündigem Ringen, und die Franzosen müssen das Dorf räumen. Da war nun Napoleon sicher geworden, daß es sich hier um die entscheidende Aktion handle und daß er einen groben Fehler begangen hatte, zwei Divisionen zu detachieren. Er schickte sofort — es war um Mittag — an beide Generale Eilboten aus; insbesondere Desaix bittet er „um Gottes Willen" schleunigst umzukehren. Und das war nötig, denn die Franzosen, die nur wenig Geschütze hatten, wichen vor dem österreichischen Zentrum immer weiter zurück; auch die Konsulargarde hielt nicht Stand*), und am Nachmittag war die ganze französische Armee in vollem Rückzuge. Am Rande der Heerstraße saß Bonaparte und peitschte in nervöser Erregung mit der Reitgerte den Staub, durch den seine geschlagenen Truppen an ihm vorbeimarschierten. Vergebens rief er sie an, stehen zu bleiben und auszuharren, da die Reserven kämen. Er selbst will sich, mitten im Getümmel, an die Spitze einer Halbbrigade, der 72sten, stellen, um sie wieder vorzuführen, und wird nur mühsam von dem aussichtslosen Beginnen abgebracht. Kein Zweifel mehr, die Österreicher hatten die Schlacht gewonnen. Des Sieges froh, mit geschulterten Gewehren — teilweise in bereits aufgelösten Kolonnen — marschierten sie hinter den Franzosen drein auf dem Wege, den ihnen ihre Tapferkeit gebahnt. Melas selbst hatte den Befehl schon an Zach abgegeben und war nach Alessandria zurückgeritten, da er die Sache für beendet hielt.

*) Die Garden zählten damals, nach dem neuen Statut Napoleons, 1200 Mann, von denen jeder vier Feldzüge hinter sich haben mußte.

Da kommt, gegen den Abend zu, Desaix mit seiner Division bei San Giuliano an, bis wohin die Österreicher vorgedrungen waren. Er hatte den Befehl vom Morgen, der ihn nach Süden weiter trieb, spät erhalten, so daß ihn die Kontreordre noch beizeiten antraf. Jetzt empfing ihn Napoleon mit dem Ausruf: „Welch heillose Verwirrung!“ „Wir sind ganz frisch“, antwortete der General, „und, wenn es sein muß, bereit zu sterben“. Dann fand, im Bereich der feindlichen Geschützkugeln, eine kurze Beratung statt, die den Plan für das Gefecht feststellte, mit dem Desaix den Rückzug der Armee decken sollte; die Division nahm ihre Aufstellung, vermehrte ihren geringen Vorrat an Kanonen, erhielt die Reiterbrigade Kellermanns, die bisher den weichenden linken Flügel gedeckt hatte, zur Unterstützung und begann den Kampf. Das unerwartete Artilleriefeuer, mit dem die Aktion anhob, machte die Österreicher stutzig. Doch Zach sammelte rasch ein Regiment Infanterie und einige Grenadierbataillone, die dem neuen Ansturme, vor dem das Regiment zurückwich, standhielten und vorrückten. Da wirft sich Kellermann mit seinen 4 bis 500 Dragonern in einer heftigen Attacke auf die linke Flanke der österreichischen Kolonne; er bringt die Grenadiere in Unordnung, und vor ihm retirieren zwei Abteilungen eines Kavallerieregimentes, ohne den Angriff erst abzuwarten. Sie erzeugen dadurch in den eigenen Reihen eine Panik ohnegleichen: die Infanterie ergibt sich zu Tausenden den feindlichen Reitern, Zach wird gefangen, und alles Übrige wendet sich in heilloser Verwirrung zur Flucht über Marengo zurück an die Bormida. Dort, an den beiden Brücken, stauen sich die Massen; viele suchen sich durch den Fluß zu retten; erst unter den schützenden Mauern von Alessandria kommen die Flüchtigen zum Stehen. Die Schlacht, die um fünf Uhr für die Franzosen verloren war, ist zwei Stunden später gewonnen. Verloren hatte sie Bonaparte, und kein echtes Urteil wird je anders lauten können; gewonnen ward sie durch Desaix, der mutvoll ein neues erfolgreiches Ringen eröffnete. Ihn streckte bald nach Beginn seines rettenden Eingreifens eine feindliche Kugel nieder; der Lorbeer des Tages wand sich um eine kalte Stirn.



Napoleon hat es lange nicht verwinden können, daß er bei Marengo überrascht und der denkwürdige Sieg nahezu ohne sein Zutun errungen worden war. Wenigstens die Welt sollte es nicht erfahren. Wiederholt, und noch im Jahre 1805, ließ er offizielle Berichte über den Tag bei Marengo zusammenstellen, bis endlich die echten Verdienste der beiden Generale gegen die erlogenen des Höchstkommandierenden zurücktraten: man sollte meinen, der Rückzug der Armee sei nur eine Finte gewesen und Kellermann habe auf seinen Befehl gehandelt. Und er fand Glauben damit, bis die übereinstimmenden Berichte beteiligter Augenzeugen die Fälschung erkennen lehrten. Als beglaubigte Tatsache wird berichtet, daß er bereits den Rückzug nach Pavia vorgesehen hatte und wirklich Truppen der Divisionen Victors und Lannes' bis in die Nacht auf den 15. hinein ostwärts marschierten. Österreichische Offiziere, die an der Schlacht in hervorragender Stellung teilgenommen haben, meinen sogar, man hätte ihr noch am Abend eine neue Wendung geben können, wenn der starke linke Flügel unter Ott, der tagsüber kaum gelitten hatte, dem Feinde in die Flanke gefallen wäre, was nicht geschah, „da ohnehin alles verloren sei", oder wenn man nur eine frische Kavallerieabteilung von 2000 Mann, die untätig in der Nähe auf der Straße nach Acqui stand, herbeigerufen hätte, woran niemand dachte. So hob nicht immer das eigene Genie, sondern nur zu oft auch die Unzulänglichkeit der Gegner Napoleon zur stolzen Höhe seiner überragenden Macht empor. Die Panik der Österreicher am Abend des 14. Juni und der Kleinmut ihrer Generale am folgenden Tage, wo sie, gegen sein Erwarten, den Kampf nicht erneuerten, haben nicht wenig dazu getan, ihn seine Feinde geringschätzen zu lehren, denen daraufhin seine Politik alles bieten zu können glaubte.

Aber wenn auch der Sieg bei Marengo nicht sein Werk gewesen war, so war es doch der ganze kühne Feldzug, der den überlegenen Gegner in eine so ernste Lage brachte, und die Folgen der Affaire kamen mit Recht ihm zugute. Die Österreicher hatten in der Schlacht von ihren 30.000 Mann mehr als 9000 verloren. Diese Einbuße, und namentlich der starke Verlust an Offizieren, der eine Herstellung der Ordnung erschwerte, wurde von Melas in einem Kriegsrat am

Morgen des 15. geltend gemacht, und dieser sprach sich mit einem einhelligen Beschluß für die Einleitung von Verhandlungen über eine Waffenruhe aus, um — was Napoleon auf St. Helena lobte — die Armee für den Staat zu retten. Man muß es in den gleichzeitigen Aufzeichnungen, wie sie jüngst zur Publikation gelangten, nachlesen, mit welchem Geschick Bonaparte diese Annäherung des Feindes ausnützte, ihm sofort seine Bedingungen diktierte, Berthier zu Melas schickte, und wie dann noch am 15. abends eine Konvention unterzeichnet wurde, durch die erst die Schlacht des Vortages zu dem großen welthistorischen Ereignis gestempelt wurde, das so merkwürdig in die Geschicke eines Weltteils eingriff. Melas erhielt zwar darin den gewünschten Waffenstillstand und den freien Abzug, aber nur unter der Bedingung gewährt, daß er sich mit seinen Truppen bis hinter den Mincio zurück begab und alles Land westlich davon Napoleon überlieferte. Die Frucht der Siege des Jahres 1799 war an einem Tage verloren gegangen; nur Toscana und Ancona behielten vorläufig noch österreichische Besatzung. Aber vielleicht noch wichtiger als die Wandlung in Italien war, daß der große Hauptschlag der Koalition, auf den die royalistischen Söldner Englands gerechnet hatten, um ihrerseits in Frankreich hervorzutreten, nunmehr ausblieb: in London empfand man die Konvention von Alessandria wie eine eigene Niederlage.

Napoleon hatte nach der Schlacht Massena den Oberbefehl übertragen und war nach Mailand gegangen, um den Kriegserfolg, der bei den Franzosen hohe Begeisterung hervorrief, zunächst in klingende Münze zu wechseln. Die Cisalpinische Republik, die aufs Neue organisiert werden sollte, wurde mit einer Monatssteuer von 2 Millionen, Piemont mit einer solchen von $1^1/_2$ Millionen Franken bedacht, Domänen und Kirchengüter wurden eingezogen und versilbert, die Ernährung des Heeres verstand sich von selbst. Zugleich erging an Moreau, der unterdes noch weiter in Deutschland vorgedrungen war und München besetzt hatte, Befehl, auch seinerseits zu brandschatzen, und Süddeutschland mußte ebenfalls die feindliche Armee erhalten und überdies 40 Millionen bezahlen. Hoch über diesen finanziellen Erfolgen aber stand für Napoleon ein zweiter, der persönliche. Seine Stellung in Frankreich war jetzt dauernd befestigt. Daß sie es vorher

noch nicht so ganz gewesen war, erfahren wir aus gleichzeitigen Briefen und Aufzeichnungen. Die Frage, was geschehen sollte, wenn er etwa in Italien das Leben oder vielleicht auch nur den Sieg verlor, eine Frage, auf welche falsche Gerüchte dringend eine Antwort heischten, hatte in Auteuil bei Talleyrand eine Gesellschaft teils unzufriedener teils besorgter Politiker zusammengeführt, die sie insgeheim diskutierte.*) Sieyès, Carnot, Lafayette, Fouché u. a. nahmen Teil. Man schwankte noch zwischen Carnot und Lafayette als künftigem Ersten Konsul, als die Nachricht vom Siege bei Marengo eintraf und die Beratung störte. Bonaparte kannte sie, und diese Kenntnis hat wohl auch dazu beigetragen, daß er noch im Juni den Kriegsschauplatz verließ und anfangs Juli wieder in Paris war, mit der festen Absicht, die Hauptstadt nicht sobald wieder zu verlassen, sondern vielmehr den Erfolg von Marengo zu einem raschen Frieden auszunützen.

Er hatte ihn bereits dem Kaiser Franz in einem Schreiben aus Mailand neuerdings nahegelegt und darin wieder — und nun war es ihm tiefer Ernst mit seinem Anerbieten — von den Bedingungen von Campo Formio gesprochen. Aber noch immer glaubte man in Wien nicht so weit zu sein, um auf solcher Grundlage verhandeln zu müssen. Überdies hatte man sich kurz vorher der britischen Regierung für eine namhafte Geldunterstützung verpflichtet, bis zum Februar des nächsten Jahres keinen Separatvertrag mit Frankreich schließen zu wollen, es wäre denn, Bonaparte ginge von seinen Bedingungen ab und machte Vorschläge, für die sich auch England gewinnen ließ. In diesem Sinne wurde die kaiserliche Antwort an den Ersten Konsul abgefaßt, die der österreichische General Graf Joseph Saint-Julien, der eben aus Italien angekommen war und den Brief Napoleons mitgebracht hatte, ihm zurückbringen sollte. Er traf den Konsul nicht mehr in Mailand an und folgte ihm, begleitet von dem jungen Grafen Neipperg, demselben, der später einmal der Gemahl Marie

*) Das bloße Gerücht, Napoleon wäre beinahe an den Abhängen des S. Bernhard einem österreichischen Detachement in die Hände gefallen, hatte am 8. Juni die Rente von 33 auf 30 herabgedrückt. S. Boulay de la Meurthe, „Correspondance de Talleyrand avec le Premier Consul pendant la campagne de Marengo“, Rev. d'hist. diplom., 1892, p. 284.

Louisens, der Witwe des Kaisers, werden wird, nach Paris. Hier machte nun Napoleon den Sendboten zum Gegenstand einer besonderen Intrigue. Talleyrand mußte ihm einreden, daß er zu Friedensunterhandlungen ausreichende Vollmacht habe und daß, wenn er sie nicht benütze, der Krieg sofort wieder ausbrechen würde. Und wirklich, ehe eine Woche verging, hatte Saint-Julien, obwohl er von Thugut ausdrücklich angewiesen war, sich in keinerlei Unterhandlungen einzulassen und nur so viel als möglich Zeit zu gewinnen, Präliminarien unterzeichnet, die, dem Briefe Franz II. ganz entgegen, die Bedingungen von Campo Formio zur Grundlage nahmen, von den Engländern nicht nur garnichts wissen wollten, sondern ihnen vielmehr alle österreichischen Küsten verschlossen.*)

Kaum war der Vertrag unterschrieben, so suchte ihn auch schon Napoleon zu nützen, ohne erst dessen Ratifikation abzuwarten, ja, vielleicht auch ohne sie gerade zu erwarten. Nicht einen Augenblick hatte er den großen Feind des Landes, Großbritannien, außer Acht gelassen. Wenn Friede werden sollte, wie es das französische Volk so heiß verlangte, dann mußte Friede werden nicht nur auf dem Kontinent, wo man jetzt Sieger war und voraussichtlich Sieger blieb, sondern Friede auch zur See, um dem darniederliegenden Handel aufzuhelfen, in die verödeten französischen Häfen neues Leben zu bringen, namentlich aber, und das war der nächste Zweck, die Position im Orient zu halten, welche der meerbeherrschende Nachbar blockierte. Darum beauftragte der Erste Konsul einen französischen Diplomaten in London, Otto, der dort des Austausches von Gefangenen wegen unterhandelte, mit der Mission, zunächst einen Waffenstillstand zuwege zu bringen, gleichsam als Entgelt für die Waffenruhe, die Frankreich den Alliierten Englands auf dem Kontinent gewährte, wo auch Moreau am 15. Juli zu Parsdorf eine solche mit Kray abgeschlossen hatte. Otto hatte besonders darauf hinzuweisen, wie jetzt — nach dem Friedens-

*) Meine Abhandlung über die Mission Saint-Juliens in den „Historischen Studien und Skizzen“ wird durch die jüngst (bei Hüffer, Quellen, II.) veröffentlichten Aufzeichnungen Neippergs ergänzt, wo (S. 134) die kurze Instruktion Thuguts für Saint-Julien teilweise im Wortlaut angeführt ist.

schluß mit Österreich — der Inselstaat isoliert sei und nun selbst den Frieden wünschen müsse, wozu eben ein Waffenstillstand, der auch für Spanien und Holland zu gelten hätte, den Weg bahne.*) Allerdings müsse hiebei den Franzosen gestattet sein, ihre blockierten Plätze, insbesondere Malta und Alexandrien, mit Mund- und Kriegsvorrat zu versehen; auch in dem Parsdorfer Vertrag sei die Verproviantierung der deutschen Festungen Ulm, Philippsburg und Ingolstadt zugestanden worden.**) Dieser Unterhandlung wurde nun freilich ein wesentlicher Teil ihrer Voraussetzung entzogen, als man in Wien, schon aus Rücksicht für das verbündete England, die Präliminarien abwies und einen Kongreß in Schlettstadt oder Lünéville unter Beiziehung eines Vertreters der britischen Interessen in Vorschlag brachte. Obwohl entrüstet, daß das Spiel mit Saint-Julien und die Rechnung auf die Friedensliebe des Kaisers Franz fehlgeschlagen hatten, nahm doch Bonaparte auch dieses Anerbieten an, wenn man nur in London seinen Waffenstillstand zur See mit seinen Bedingungen genehmigen wollte. Die Unterhandlungen ergaben aber kein Resultat.***) Als das englische Kabinett endlich um den Preis, daß sein Vertreter beim Friedensschluß mitberiet, auf die Waffenruhe eingehen und eine Approvisionierung Maltas und Alexandriens von vierzehn zu vierzehn Tagen zulassen wollte — ähnlich, wie dies für jene drei Festungen galt — da forderte Napoleon, dem es bei Ägypten weniger auf Nahrungsmittel als auf Vermehrung der Streitkräfte ankam, darüber hinaus, daß sechs französische Fre-

*) Es gewinnt fast den Anschein, als wäre die ganze Unterhandlung mit Österreich und die Intrigue mit Saint-Julien nur ins Werk gesetzt worden, um mit dem Frieden mit Österreich ein Pressionsmittel gegen England in die Hand zu bekommen. Charakteristisch ist, daß Bonapartes Generaladjutant Duroc, der mit Saint-Julien nach Wien geschickt wurde, dort die Ratifikation abwarten, dann aber mit neuen Forderungen hervortreten sollte: Schleifung der Festungen Mantua und Peschiera, Versetzung des Großherzogs von Toscana in die Legationen, was St. Julien in Paris abgelehnt hatte. (S. dessen Instruktion in meinen „Studien", S. 208.)

**) Siehe im Anhang die Note für Talleyrand im Zusammenhang mit Bowmans „Preliminary stages of the Peace of Amiens", p. 49 ff.

***) Siehe im Anhang die Note an Talleyrand vom 2. September 1800.

gatten anstandslos von Toulon nach Alexandrien und zurück segeln sollten. Inzwischen aber fiel Malta am 5. September, und nun brach er die Verhandlungen über den Waffenstillstand rundweg ab. Nur noch einen Separatfrieden wollte er mit Britannien schließen, obgleich er wissen mußte, daß diese Macht, aus Rücksicht für das alliierte Österreich, ebensowenig darauf eingehen werde, wie der Wiener Hof Saint-Juliens Präliminarien hatte ratifizieren dürfen. Der Krieg gegen beide Mächte nahm daher seinen Fortgang.

Was Österreich betraf, so hatte man dort in der Zwischenzeit nach Kräften gerüstet. Neue Truppen wurden ausgehoben. Kray, der sich nicht bewährt hatte und im Juli bis zum Inn zurückgewichen war, wurde im September durch den blutjungen Erzherzog Johann ersetzt, der in seinen (handschriftlichen) Memoiren erzählt, er habe erst kurz zuvor ein Pferd bepacken lernen, und der blindlings den Anordnungen seines Generalstäblers Lauer zu folgen und dessen haarsträubende Fehler mit seinem unschuldigen Namen zu decken hatte. In Italien wich Melas dem nicht viel fähigeren Bellegarde. Durch diese Veränderungen hatte sich der Zustand der Armee aber so wenig gebessert, daß Kaiser Franz am 20. September 1800 eine Verlängerung des im Juli mit Moreau geschlossenen Waffenstillstandes nachsuchen und mit der Räumung der drei Festungen (Philippsburg, Ulm und Ingolstadt) und dem Rückzug hinter den Inn bezahlen mußte. Diese Eroberungen ohne Kampf, die er noch durch die vertragswidrige Okkupation Toscanas vermehrte, ließen Napoleon zustimmen, daß ein österreichischer Diplomat nach Frankreich kam, um hier neue Grundlagen der Pazifikation zu beraten. Es war Cobenzl, der Unterhändler von Passariano. Damals im Jahre 1797, hatte er geschickt genug für Österreich gehandelt. Jetzt, in Paris, wohin ihn Napoleon einlud, verdarb er die Sache gründlich. Er ließ sich durch die Friedensneigungen Talleyrands und Joseph Bonapartes bewegen, bei Forderungen stehen zu bleiben, die dem tatsächlichen Verhältnis der Kräfte nicht mehr entsprachen, und ging erst dann von ihnen ab, als Napoleon schon wieder zur Fortführung des Krieges entschlossen war. Vor allem forderte er die Beiziehung eines britischen Diplomaten zur Verhandlung. Der Minister und der

Bruder des Ersten Konsuls rieten Diesem, um des Friedens willen darauf einzugehen; stelle dann England auf dem Kongreß zu hohe Forderungen, so würde dies Österreich die Trennung von dem Verbündeten erleichtern. Napoleon aber wies den Vorschlag ab, „da die Situation der beiden Heere den Sieg wahrscheinlich mache"; er drang auf eine Separatabkunft mit Österreich, um England zu isolieren. Cobenzl war nicht ganz abgeneigt, aber doch nur, wenn Frankreich einen hohen Preis und insbesondere in Italien zahlte. Die Eroberungspolitik des alten Österreich und die des neuen Frankreich trafen da wieder aufeinander und schlossen sich aus; denn was Frankreich bot — den Chiese, später den Oglio, als Grenze, Ferrara als Zuwachs, Bologna und Romagna als Entschädigung für Toscana — das schien dem Österreicher zu wenig und er blieb hinter der Forderung einer Teilnahme Englands am Kongreß verschanzt. Mehr aber bot Napoleon nicht, und so schien eine Lösung nur bei völliger Überwindung des einen Teils möglich. Der Erste Konsul war bereits entschlossen, sie herbeizuführen. Er kündigte Mitte November 1800 den Waffenstillstand. Wenn auch Cobenzl jetzt noch die Unterhandlungen mit Joseph Bonaparte in Lünéville an der französischen Grenze fortsetzte, die Entscheidung fiel nicht hier, sondern anderwärts.

Als die Feindseligkeiten wieder begannen, standen die Franzosen an der Isar. Die Österreicher hingegen hielten hinter dem breiten Inn in vorteilhafter Position. Wer diese geschickt zu benutzen wußte, konnte immerhin den Gegner länger beschäftigen als dem Machthaber an der Seine lieb war. Eben rüstete sich Moreau zu dem schwierigen Werke, einen Übergang zu suchen, als am 1. Dezember auf dem Wege nach dem Inn plötzlich sein linker Flügel angegriffen und zurückgedrängt wurde. Es schien unglaublich, daß der Gegner seine starke Stellung aufgegeben haben sollte, und doch war es so. Sofort ergriff Moreau den unerwartet dargebotenen Vorteil, zog den linken Flügel mit dem Zentrum nach Hohenlinden zurück und erwartete nun seinerseits den Feind in starker Position. Die Österreicher kommen, denn sie glauben den Gegner im Rückmarsch nach der Isar. Sie werden in der Front empfangen, indes es zwei französischen Divisionen gelingt, sich zwischen ihre Hauptkolonne und den abseits mar-

schierenden linken Flügel, der die Fühlung verloren hat, durchzuschieben und dem Zentrum in Flanke und Rücken zu fallen. Überrascht flieht das österreichische Heer gegen Norden; es überläßt dem Feinde seine Artillerie und Tausende von Gefangenen; kaum vermag der Erzherzog sich zu retten. Die Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) ist für Frankreich gewonnen, die Straße nach Wien frei. Am 25. Dezember schließt Moreau in Steyr einen Waffenstillstand ab, der den Frieden einleitet. Am 26. rückt im Süden der französische General Brune, der Nachfolger Massenas im Oberbefehl, über den Mincio und wenig Tage später über die Etsch. Österreich samt seiner ausgreifenden Politik ist überwältigt.

In Lünéville hatten sich die Fortschritte der französischen Waffen rasch fühlbar gemacht. Cobenzl war endlich doch auf den Separatfrieden eingegangen, wollte ihn sogar für das Deutsche Reich mit unterzeichnen, wollte sich auch zu einer Teilung Ober-Italiens mit Frankreich verstehen, die Joseph Bonaparte vorgeschlagen hatte, aber die Ereignisse im Felde überholten alle diese Verabredungen. Wie dort das Heer, so wurde hier die Diplomatie Österreichs unaufhaltsam zurückgedrängt. Im November hatte Cobenzl noch am Oglio als Grenze des österreichischen Gebietes in Italien gehalten, im Dezember war er bereits an den Mincio zurückgewichen, im Januar konnte er nur noch die Etsch behaupten. Als dann endlich am 9. Februar 1801 der definitive Friede unterzeichnet wurde, enthielt er für Österreich Bedingungen, die nicht nur dessen Eroberungspläne zunichte machten, sondern auch seiner Großmachtstellung Eintrag taten, während der Vertrag für Frankreich die Stabilierung des revolutionären Ausdehnungssystems bedeutete. Der Traktat von Campo Formio wurde darin bestätigt und überdies verschärft. Denn in Italien verlor nun auch der mit dem Wiener Hofe verwandte Großherzog von Toskana sein Land und sollte, so wie der Herzog von Modena durch den Breisgau, nur noch durch deutsches Gebiet entschädigt werden. Damit war Österreich sein letzter Stützpunkt in Mittelitalien entzogen und die Halbinsel vollständig dem Einfluß der Franzosen überantwortet. Aber auch in Deutschland trat dieser jetzt hervor. Wie es in Rastatt festgestellt worden war, sollte nunmehr der Rhein in seinem ganzen Laufe die Grenze Frankreichs bilden.

und jeder weltliche Fürst, der auf dem linken Ufer des Stromes Land verlor, auf dem rechten durch geistliches Gebiet Entschädigung finden. So war der alte Plan der Säkularisation wieder aufs Tapet gebracht und von Österreich, dessen Machtstellung in Deutschland doch gerade auf den geistlichen Fürsten beruht hatte, notgedrungen sanktioniert worden. Napoleon aber hatte durch den Vertrag das Recht erworben, über dessen Ausführung zu wachen, so daß die französische Einmischung in Deutschland vom Reichsoberhaupte selbst zugestanden war. An Schadloshaltung der Donaumacht durch bayrisches Gebiet bis zum Inn, wie sie der Vertrag von Campo Formio noch vorgesehen hatte, wurde jetzt nicht mehr gedacht. So war Österreich in Italien besiegt, in Deutschland bedroht, und von staatlicher Ausdehnung im Sinne Josephs II. nicht mehr die Rede. Der Vertreter seines ausgreifenden Systems, Minister Thugut, fiel; Napoleon hatte es gefordert. Der deutsche Reichstag bestätigte am 6. März 1801 den Reichsfrieden.

War dieser Friede, der Frankreichs Übergewicht auf dem Kontinent feststellte, voraus ein Erfolg der Waffen gewesen, so errang zur selben Zeit der Erste Konsul auch auf diplomatischem Wege namhafte Vorteile England gegenüber. Er suchte den Kriegszustand, in dem sich noch das Direktorium mit den nordamerikanischen Freistaaten befunden hatte, zu beenden und schloß am 30. September 1800 mit dem Vertreter derselben zu Mortfontaine einen Vertrag ab, in welchem er die völlige Unabhängigkeit der neutralen Flagge anerkannte. Nebenher lief seine Bemühung, den Riß in der Koalition zu erweitern, Rußland nicht nur völlig von Österreich, sondern auch von Großbritannien zu trennen und für sich zu stimmen; Preußen, um dessen Allianz er warb, wie das Direktorium um sie geworben hatte, sollte diese Annäherung vermitteln. Dazu hatte sich Friedrich Wilhelm III. bereit gefunden, ohne aber mit seiner Bemühung in Petersburg Erfolg zu haben; sich selbst versagte er dem Gewaltigen an der Seine. Darauf ging Dieser selbständig vor. Noch vor der letzten Kampagne hatte er dem Zar die Freilassung der in den Schlachten bei Zürich und in Holland zu Gefangenen gemachten Russen — etwa 7000 Mann, die er neu kleiden und ausrüsten ließ — und überdies die Rückgabe der Insel Malta

angeboten. Dann kam der Sieg in Italien. Paul, der in dem starken General den Bezwinger der verhaßten Revolution zu sehen glaubte, war von dessen neuem Triumphe entzückt und jetzt persönlich ebenso sehr für ihn eingenommen wie kurz vorher gegen das Direktorium. Er nimmt Napoleons Anerbieten an. Dieser hatte den Erfolg des Schrittes wohl berechnet. Malta konnte gegen die blockierenden Engländer wohl nur noch kurze Zeit gehalten werden. Kam es zur Übergabe, dann hatte er mit seinem Angebot den Erisapfel zwischen die zwei Verbündeten geworfen. Und so war es auch. Als im September 1800 die französische Besatzung von Lavalette kapitulierte und die Engländer, ohne Rücksicht auf die Rechte des Großmeisters, Besitz von der Insel nahmen, da trennte sich der Zar von seinem Alliierten und bemächtigte sich aller britischen Schiffe in den russischen Häfen. Ja, er schloß sogar mit Schweden und Dänemark Mitte Dezember einen „Bund bewaffneter Neutralität“ gegen die Willkürlichkeiten Englands zur See ab, zu dem Frankreich schon im Jahre 1795 gedrängt hatte und dem sich jetzt auch Preußen anschloß, das nach Marengo zugänglicher geworden war; es näherte sich, gleichsam auf dem Umwege über Rußland, der französischen Politik. Ja, Friedrich Wilhelm III. ließ sich dann sogar dazu bestimmen, den Engländern die Elbe zu sperren und im April 1801 ihr Kurfürstentum Hannover zu besetzen, wobei die Eifersucht auf Österreichs allfällige Erwerbungen in Deutschland das ihrige tat. Es war wie eine Koalition gegen Britannien, die das französische Übergewicht auf dem Kontinent nur bestätigte, das sich jetzt in dem einen Manne verkörperte. Damals war es, wo die Königin von Spanien Lucian Bonaparte die Schönheit ihrer Tochter Isabella rühmte, und Dieser daraus abnahm, man habe eine Verbindung mit demjenigen im Auge, den man in Madrid nur noch als den „Herrn Europas“ ansah.*)

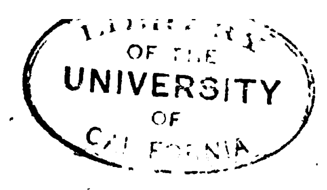
Napoleon nutzte seine Erfolge, indem er alsbald den Kreis des französischen Machtgebietes umschrieb. Zunächst

*) „Man sieht Sie hier, namentlich seit der Verbindung mit Rußland, wie den Herrn von Europa an . . ., und in jeder Konferenz sprechen die Minister des Königs mit mir über die Universalmonarchie.“ (Lucian an Napoleon, 4. April 1801, Mémoires, II. 68.) „Ihre (der Konsuln) Absicht ist, uns in Verlegenheit zu bringen und Europa zu unterjochen.“ (Kolytschews Bericht vom 9. März 1801 bei Martens, Recueil, XIII. 254.)

hielt er Batavien und Helvetien militärisch besetzt; desgleichen Italien, dessen Küste er den Engländern möglichst unzugänglich zu machen strebte. Hier waren zwar die cisalpinische und die ligurische Republik aufs neue in ihrer Unabhängigkeit anerkannt und garantiert worden, und die Erstere hatte durch Modena und die Legationen einen erheblichen Zuwachs erhalten; in beiden aber lagen französische Truppen und beide waren nur noch steuerpflichtige Dependenzen Frankreichs; der Wille des Ersten Konsuls herrschte hier wie dort. Über das Schicksal Piemonts war, bis auf das in Frankreich einverleibte Savoyen, mit Rücksicht auf den Zar, der die Rückerstattung an den König wünschte, noch nichts endgiltiges entschieden, aber niemand war in diesem Punkte in Zweifel: es wurde zunächst eine französische Militärdivision mit Jourdan als Generaladministrator.

Die Erwerbung Toskanas benutzte Napoleon, um sich Spanien zu verpflichten und dessen Politik unter Frankreichs Direktion zu nehmen. Er hatte es nach der Schlacht bei Marengo dahin gebracht, daß ein franzosenfeindliches Ministerium in Madrid fiel, der herrschsüchtige Geliebte der Königin, der Frankreich freundliche „Friedensfürst“ Godoy, wieder vollen Einfluß gewann und Präliminarien zu Ildefonso am 1. Oktober 1800 zu Stande kamen, welche, gegen die Überlassung des überseeischen Louisiana, der mit dem bourbonischen Prinzen von Parma vermählten Tochter der Königin italienisches Land als Königreich in Aussicht stellten.*) Nach dem Lüneviller Frieden wurde die Sache perfekt. Nachdem Napoleon dem jungen Paare Toskana als „Königreich Etrurien“ zugesprochen und auf Lucca und „vielleicht eines Tages“ auf Neapel Hoffnungen erweckt hatte, erklärte sich Spanien seinerseits am 21. März 1801 bereit, Parma und das ehedem toskanische Elba Frankreich zu überlassen und Louisiana abzutreten. Schon früher (29. Jänner) hatte es

*) Man dachte anfänglich an die Lombardei, und Napoleon hätte in diesem Falle auf die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik verzichtet. Als aber das Verhältnis zu Rußland ein immer freundlicheres wurde und Paul I. seiner Abneigung gegen Österreich bestimmten Ausdruck lieh, da glaubte der Premierkonsul auf Toskana greifen zu dürfen. Die Schlacht bei Hohenlinden gab vollends den Ausschlag. (Bericht Cobenzls, 4. März 1801, aus Paris. Wiener Staatsarchiv.)



sich verpflichtet, — und darauf kam es Napoleon zumeist an — das mit England verbündete Portugal zum Abfall von seinem Alliierten und zur Fernhaltung aller englischen Schiffe von seinen Häfen zu nötigen. Ein spanisches Heer dringt über die portugiesische Grenze, und Ende Mai ist ein großer Teil des Landes in spanischen Händen.

Nun blieben von den occidentalischen Küsten Europas nur noch die Neapels und des Kirchenstaates den Briten zugänglich. Auch sie sollten ihnen verschlossen werden. Das Direktorium hatte seinerzeit in beiden Staaten Republiken errichtet. Sollte es wieder dazu kommen? Napoleon folgte zwar dem Zuge der Entwicklung, die Frankreich genommen hatte, aber doch unter Wahrung seiner Individualität und ihrer Entschließungen. Er war viel zu praktisch, um lediglich nach Grundsätzen der „Ideologen“, über die er offen spottete, zu handeln. Und daß ihm, dem autokratischen Herrscher, an der Erhaltung der republikanischen Staatsform nicht viel gelegen sein konnte, ist klar genug. Er erreichte seinen Zweck auch ohne dies. Für Neapel trat überdies Rußland ganz besonders warm ein, und der Erste Konsul mußte, mit Rücksicht auf den neugewonnenen Freund, das Königshaus der beiden Sizilien schonen. Am 28. März 1801 schloß er mit Ferdinand IV. den Frieden zu Florenz ab. Darin sagte der König die Räumung des im Kriege besetzten Kirchenstaates durch die neapolitanischen Truppen zu, trat seinen Anteil an der Insel Elba und das Fürstentum Piombino an Frankreich ab und verpflichtete sich, nicht nur die englischen Schiffe von seinen Häfen auszuschließen, sondern auch ein französisches Armeekorps in und um Tarent auf eigene Kosten zu verpflegen, das die Bestimmung hatte, nach Ägypten dirigiert zu werden.

Auch der von den Neapolitanern verlassene Kirchenstaat kam nicht wieder unter französische Administratoren. Hier unterschied sich Napoleon am wesentlichsten von seinen Vorgängern in der Staatsgewalt. Er war nicht religiös, vielmehr von allem positiven Glauben weit entfernt und höchstens einem unklaren Deismus zugänglich („Wer hat das alles gemacht?“), wenn man ihn auch, nach dem Zeugnis seines Kabinetssekretärs Méneval, in kritischen Momenten ganz unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes machen sah.*) „Ich

*) Méneval, Souvenirs, III. 114.

war gläubig gewesen", erzählte er auf St. Helena, „aber sobald ich anfing zu wissen und zu urteilen, erlitt mein Glaube einen Stoß und wurde unsicher. Und das geschah ziemlich bald, mit dreizehn Jahren".*) Unter seinen Jugendschriften findet sich eine (wahrscheinlich nach Voltaires Muster abgefaßte) „Parallele zwischen Apollonius von Tyana und Jesus Christus", die er zu Gunsten des griechischen Weisen entschied.**) Ebenfalls auf St. Helena sagte er zu seiner Umgebung: „Wäre ich gezwungen, eine Religion zu haben, so würde ich die Sonne anbeten, denn sie ist die Quelle alles Lebens, der wahre Erdengott."***) Aber die politische Bedeutung des Papsttums hat er darum doch nicht unterschätzt. Wir wissen, daß er im Jahre 1797 den Kirchenstaat gegen die Absicht des Direktoriums bestehen ließ. Der Grund lag darin, daß schon ein Jahr zuvor die weitaus größte Mehrzahl der französischen Bevölkerung sich wieder offen zum katholischen Kirchenglauben bekannt hatte. „Man ist in Frankreich wieder römisch-katholisch geworden", hatte ihm im Dezember 1796 General Clarke mitgeteilt, „und vielleicht stehen wir auf dem Punkte, des Papstes selbst zu bedürfen, um die Revolution durch die Priester und das Landvolk, welches sie wieder beherrschen, zu schützen. Ihn jetzt stürzen, hieße das nicht, von unserer Regierung auf immer eine Menge von Franzosen trennen, die man sich doch erhalten könnte?"†) Napoleon war überzeugt von der Richtigkeit dieser Bemerkungen und hat schon damals, nach dem Frieden vom Februar 1797, den Papst dafür zu gewinnen gesucht, daß er die Geistlichen zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze ermahne. Der 18. Fructidor störte diese Pläne. Jetzt, im Jahre 1800, lag das Motiv seiner Haltung Rom gegenüber gleichfalls in den inneren Zuständen Frankreichs, wo allent-

---

*) Las Cases, Mémorial de Ste. Hélène, V. 323. S. oben Seite 12.

**) Als ihn später, im Jahre 1802, Lucian an die Abhandlung erinnerte, gebot er ihm, nicht davon zu sprechen, sie könnte, wenn sie bekannt würde, sein ganzes Friedenswerk mit der römischen Kirche zerstören. Unter den von Napoleon selbst verbrannten Schriftwerken aus seiner Jugendzeit war sie nicht. Fréron hatte sie entlehnt und nicht wieder zurückgegeben. (Lucien, Mémoires, II. 114.)

***) Gourgaud, Journal inédit, I. 434.

†) Correspondance inédite. II. 430.

halben, in Paris und in der Provinz, die Kirchen der Priester, die den Eid auf die Staatsgesetze geweigert hatten, voll besucht waren, während die der staatstreuen Geistlichkeit leer blieben. Napoleon würdigte diese Erscheinung nach Gebühr. Ein guter Teil des allgemeinen Hasses wider die Direktoren hatte in deren Abneigung gegen das Religionsbedürfnis des Volkes gewurzelt, das in der Reaktion gegen die einseitige Vernunftrichtung der Aufklärung und die Greuel der letztvergangenen Zeit aufs neue erwacht war. Ihn sollte dieser Haß nicht treffen. „Wir", sagte er zu einem der royalistischen Führer, die er zu gewinnen suchte, „haben ja nicht viel Religion, aber das Volk braucht sie". Indem er dieses Bedürfnis breiter Massen zu befriedigen trachtet, hofft er sie noch fester an sich zu schließen. „Ich stelle die Religion wieder her", äußerte er bei derselben Gelegenheit, „nicht für Euch, sondern für mich". Und damit verband sich noch ein anderer Gedanke, den er später, im Jahre 1806, folgendermaßen ausdrückte: „Was mich anbelangt, so sehe ich in der Religion nicht das Geheimnis der Menschwerdung, wohl aber das Geheimnis der sozialen Ordnung; sie knüpft an den Himmel eine Gleichheitsidee, die verhindert, daß der Reiche durch den Armen erschlagen werde". Schon im Jahre 1800 hat er gemeint: „Die Menschheit kann ohne Ungleichheit des Eigentums nicht bestehen, und die Ungleichheit des Eigentums nicht ohne Religion". Er war daher überzeugt, daß er bei der Neuordnung und Festigung der aus den Fugen geratenen Gesellschaftsverhältnisse in Frankreich mit der Religion rechnen müsse. Aber er wollte mit ihr nicht rechnen als ihr Diener, sondern als ihr Herr. „Das Volk braucht Religion, und diese Religion muß in den Händen der Regierung sein".*)

Dazu sollte ihm der neue, in Venedig am 13. März 1800 gewählte Papst Pius VII. verhelfen. Wenn im Jahre 1795 der Bankrott der Revolution zur Trennung der Kirche vom Staate geführt hatte, weil man die Geistlichkeit, der man den Grundbesitz genommen, nicht besolden konnte, so durfte man jetzt, nachdem sich die Finanzen gebessert hatten, daran denken, für deren Unterhalt wieder zu sorgen, wofür sie allerdings — wie sie es ehedem unter den Königen getan — der

*) Thibaudeau, Mémoires, p. 152. Taine, Le régime moderne, II. 8, 19.



Regierung Treue schwören und, von ihr ernannt, gleichsam in ihrem Dienste stehen sollte. Das ging allerdings nur, wenn sich der Staat mit dem Papste verständigte, in dem die weitaus größte Mehrzahl der katholischen Priester Frankreichs, seitdem man sie durch die Sequestrierung ihres Gutes gleichsam vom Boden des Landes losgetrennt hatte, voraus ihren Hort erblickte. Eine solche Verständigung war nicht ohne politische Vorteile. Erkannte Pius das neue Regiment in Frankreich an, dann mochte dem bourbonischen Prätendenten Ludwig viel von seinem Anhang im französischen Klerus und durch diesen im französischen Volke verloren gehen, und der Bürgerkrieg in der Vendée, wo es noch immer wetterleuchtete, kam definitiv zu Ende. Freilich mußte sich dann der Papst auch dazu verstehen, das ehemalige Kirchengut, das bereits in zahllose Privathände gelangt war, aufzugeben. Tat er es, dann erst fühlten sich die neuen Eigentümer sicher in ihren Besitztümern, faßten Zutrauen zur Regierung und drückten es in williger Steuerleistung aus. Bald nach dem Tage von Marengo ließ Napoleon durch den Kardinal Martiniana, den Bischof von Vercelli, Pius die Fortexistenz des Kirchenstaates zusichern, wenn der heilige Vater zu einem annehmbaren Frieden zwischen Staat und Kirche die Hand bieten wollte. Pius ging angesichts der gedrückten Lage, in der sich damals alles kirchliche Wesen befand, gerne darauf ein, sandte einen Unterhändler (Spina), dann seinen Staatssekretär, Kardinal Consalvi, nach Paris, und dort kam am 15. Juli 1801 ein Konkordat zustande, worin die Kirchengesetze von 1790 abgeschafft, die katholische Religion als die der Mehrheit der Franzosen erklärt, der Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannt wurde, während er seinerseits dem Verluste der Kirchengüter zustimmte und zugestand, daß die geistlichen Würdenträger, gleich staatlichen Beamten, von der Regierung ernannt und besoldet werden sollten; ihre kanonische Institution behielt sich die Kurie vor. (Daß diese Institution an keinen Termin gebunden war, hat später zu sehr ernsten Konflikten geführt.) Auch wurde päpstlicherseits eingeräumt, daß die Ernennung der Pfarrer durch die Bischöfe von der Genehmigung der Regierung allein abhängen, eine Neueinteilung der Diözesen aber und — aus finanziellen Gründen — eine Reduktion derselben im Einvernehmen stattfinden solle.

Für den Ersten Konsul bedurfte es keines geringen Mutes, seinen Namen unter das Dokument zu setzen, denn alles, was ihn umgab, wenige vertraute Räte ausgenommen, war dagegen, und insbesondere in der Armee herrschte eine starke Abneigung gegen jeden Pakt mit der Kirche — wohl auch deshalb, weil Napoleon die Seminaristen und die geistlichen Mitglieder der lehrenden Kongregationen von der Militärkonskription ausnahm. Er ließ sich übrigens durch diesen Widerstand nicht beirren, ja, er trug seinerseits dem neuen Verhältnisse sorgfältig Rechnung, indem er allsonntäglich der Messe beiwohnte und oft in Gesprächen zu Gunsten von Glauben und Bekenntnis ein Wort fallen ließ, das man später irrtümlich als Zeugnis für seine eigene Religiosität gedeutet hat. Das Konkordat wurde in den gesetzgebenden Körpern angenommen, nicht aber ohne ein umfangreiches Ausführungsgesetz (Articles organiques) als Anhang, mit dem der Vertrag gleichzeitig im April 1802, veröffentlicht wurde. Die „organischen Artikel“ gingen in manchen Punkten wesentlich über die Vereinbarung vom 15. Juli hinaus, so daß die Kurie dagegen Protest einlegte. Da sie aber dadurch nichts erreichte, Pius hinwieder das Abkommen mit Frankreich sehr hoch einschätzte und neue Hoffnungen darauf gründete, blieb es zunächst bei dem bloßen Widerspruch. Auch kam dazu, daß, bei Napoleons Allgewalt in Italien, der Papst als weltlicher Fürst in Abhängigkeit von ihm geraten mußte, der somit erreichte, was Kaunitz, Joseph II. und Thugut mit ihren Ausdehnungsplänen auf der appenninischen Halbinsel vergeblich angestrebt hatten. Auf St. Helena sprach er einmal über seine Haltung Rom gegenüber in dieser Zeit die merkwürdigen Worte: „Der Katholizismus erhielt mir den Papst, und bei meinem Einfluß und meiner Gewalt in Italien gab ich die Hoffnung nicht auf, diesen Papst früher oder später nach meinem Willen zu lenken. Und welcher Einfluß dann erst! Welche Handhabe gegen das übrige Europa!“*)

So hatte Napoleon nach dem Lünéviller Frieden seine dominierende Stellung im Westen Europas begründet. Aus Holland, Portugal und Italien flossen die Zuschüsse zu den französischen Finanzauslagen; allenthalben wurden fran-

*) Las Cases, Mémorial de Ste. Hélène, V. 326.

zösische Truppen, bis weit nach Deutschland hinein, auf Kosten der abhängigen Nachbarn ernährt; von Holland bis nach Sizilien war die Küste dem gewaltigen Feinde jenseits des Kanals und seiner Industriepolitik verschlossen; desgleichen die Häfen der nordischen Reiche. Die verbündeten Dänen, Schweden und Russen rüsteten gegen England, und Zar Paul, in seinen phantastischen Ideengängen, projektierte sogar einen Landmarsch über Orenburg und Khiwa nach Indien, um dort den gemeinsamen Feind auf den Tod zu treffen. Schon war ein Kosakenheer unter Orlow Ende Februar 1801 über die Wolga gegangen.*) Es war ein Augenblick, in welchem die Pläne der Weltherrschaft wieder deutlicher vor Napoleons Seele traten. Denn noch standen die Franzosen in Ägypten, noch konnten sie einen Schlag gegen die Pendschabländer unterstützen und ausbeuten. „Die Orientarmee", hatte er am 15. Jänner an Menou geschrieben, „am roten Meer, in Syrien und Afrika, erweckt alle Hoffnungen".

*) Siehe die Briefe Pauls an Orlow bei Miljutin, Geschichte des Krieges von 1799 (deutsche Ausgabe, V. 451 ff.) und Schilder, Paul I., S. 417 ff. Ob Napoleon diesen Zug russischer Truppen angeregt hat, wie Montgelas in seinen Memoiren (S. 51) erzählt, ist nicht zu erweisen. Ebensowenig finden sich giltige Belege dafür, daß das Projekt einer kombinierten Expedition, wie es in Denkschriften des französischen Agenten Guttin erscheint, der lange Zeit in Rußland gelebt hatte und nicht müde wurde, die Allianz mit dieser Macht in Frankreich zu empfehlen, den Gegenstand einer intimen Korrespondenz zwischen dem Premierkonsul und dem Zaren gebildet habe. (Vergl. Buchholz in den Preuß. Jahrb. 1896.) Ja, die Spuren einer solchen, die u. a. Thibaudeau als „täglichen" Briefwechsel bezeichnet, sind überhaupt nicht nachzuweisen, etwa die Stücke ausgenommen, die sich in der von Tratschewsky im Sbornik der histor. Gesellschaft, 70. Band, mitgeteilten offiziellen Aktensammlung (S. 24 und 38) finden und nichts von jenem Projekt enthalten, das über ein unsicheres Stadium vager Planmacherei gar nicht hinausgediehen zu sein scheint. (Vergl. den von E. Paul in der „Deutschen Revue" 1888 veröffentlichten Entwurf mit der Notiz bei Rose, Napoleon I., 262, über einen anderen im Londoner Archiv.) Martens, Recueil, XIII., tut der Sache keine Erwähnung. Dagegen ist sicher, daß der russische Gesandte Kolytschew von den Franzosen die Räumung Ägyptens zu fordern hatte, was schlecht zu einem gemeinsamen Unternehmen nach Osten stimmte. Im Jänner 1807, als Napoleon mit Persien Beziehungen angeknüpft und seine Absicht gegen Britisch-Indien dadurch festere Gestalt gewonnen hatte, schrieb er an Marmont: „Was einst Chimäre war, ist in diesem Augenblicke ziemlich einfach." (Corresp., XIV. 11734.)

Aber es war doch nur ein Augenblick.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März fiel der Zar, dessen despotischer Dünkel zu unerträglicher Härte gegen seine nächste Umgebung ausgeartet war, einer Palastrevolution zum Opfer, und sein Sohn gelangte als Alexander I. auf den Thron der Russen. Es wird erzählt, Napoleon sei bei dieser Nachricht in heller Verzweiflung und Talleyrand keines anderen Gedankens fähig gewesen.*) Mit den grandiosen Projekten war es nun fürs erste vorbei, denn alsbald vernahm man in Paris, daß Alexander die weggenommenen Schiffe der Engländer freigegeben und auf die Großmeisterwürde des Johanniterordens, d. h. auf den Anspruch auf Malta, verzichtet habe. So war mit einem Male ein Ziel, welches die Freundschaft eines allerdings halb Gestörten so nahe hatte erscheinen lassen, wieder ins Weite gerückt, und Napoleon mußte darauf bedacht sein, sich einstweilen mit einer bescheideneren Summe von Vorteilen zu begnügen.

Da traf es sich, daß, noch vor dem unvorhergesehenen Ende des Zaren, Pitt aus Gründen der innern Politik am 14. März 1801 von der Leitung der britischen Regierung zurückgetreten war und an seiner Stelle der friedliebende Addington das Ministerpräsidium übernommen hatte. Dieser bot jetzt, nachdem der Bundesgenosse auf dem Kontinent matt gesetzt war und jede Aussicht, den Franzosen Belgien zu entreißen, zerrann, die Hand zum Vergleich. Sollte Napoleon ablehnen? Mit jedem Tage wurde in Frankreich der Ruf nach Frieden lauter und konnte nicht mehr überhört werden. Das englische Erbieten wurde den Franzosen bekannt, und der Erste Konsul war nicht mehr, wie im Vorjahre, im Stande, seine Kriegspolitik mit dem Widerwillen Großbritanniens gegen jede Abkunft zu motivieren. Er ging auf Englands Vorschlag ein, wenn auch nur in der Absicht, die kampfesmüde Stimmung des Gegners nach Kräften auszunützen. Die Engländer hatten in dem langen Seekriege wertvolle Eroberungen gemacht, die Antillen mit Ausnahme von Guadeloupe, die Niederlassungen zu Pondichery und Chandernagor in Indien den Franzosen, Ceylon und das Kap der guten Hoffnung den Holländern, Trinidad den Spaniern abge-

*) Bericht Cobenzls vom 19. April 1801. W. St.-A.

nommen, im mittelländischen Meere hatten sie Malta und Minorca in Händen, und Ägypten gelangte voraussichtlich bald in ihre Gewalt. Napoleon hielt sich, gestützt auf die Freundschaft der „Neutralen", für stark genug, ihnen all das abzuhandeln. Da kam aber, fast zugleich mit der Nachricht aus Petersburg, der Zar sei tot, die andere, eine englische Flotte habe die Dänen besiegt und damit den Bund der Neutralen zerrissen, dazu die Botschaft aus Ägypten, General Menou, der an Stelle des inzwischen ermordeten Kleber die Franzosen kommandierte, sei von einem britischen Heere bei Alexandrien geschlagen und in die Stadt geworfen worden. Nun zeigten wieder die Engländer ihrerseits weniger Neigung, unter Opfern zum Frieden zu gelangen. Die Unterhandlungen wurden unterbrochen, und beide Teile trachteten durch kriegerische und diplomatische Erfolge einander überlegen zu werden. England betrieb seine Versöhnung mit dem neuen Zar und sandte neue Truppen nach Ägypten, die dort vereint mit den Türken die Franzosen zur Kapitulation zwingen sollten. Napoleon hinwieder trieb Spanien zur Eroberung von ganz Portugal an, um damit ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er für einen möglichst günstigen Frieden zu verwerten gedachte, ähnlich wie er 1797 mit Venedig verfahren war. Überdies war auch er bemüht, Alexander I. durch seinen bewährten Adjutanten Duroc in das französische Interesse zu ziehen.

England reüssierte: in Ägypten wurde Kairo im Juni übergeben, und die Kapitulation Alexandriens war damit gewiß geworden. Frankreich scheiterte: denn die Spanier vermittelten mit dem Prinzregenten Johann von Portugal am 6. Juni 1801 den Frieden zu Badajoz, der demselben gegen das Versprechen, seine Häfen den Engländern zu verschließen und 15 Millionen Franken an Frankreich zu zahlen, sein Land sicherstellte. Napoleon war außer sich, seinen Plan derart durchkreuzt zu sehen; er verweigerte dem Vertrage die Ratifikation und schickte ein Armeekorps unter Leclerc nach Portugal, welches das Land zu besetzen hatte; erst als Johann sich auch noch zur Abtretung eines Teils von Guyana an Frankreich verpflichtete, die Kriegsentschädigung auf 20 Millionen erhöhte und den französischen Textilwaren die Meistbegünstigung zugestand, beruhigte man sich in Paris, (29. Sep-



tember 1801). Da aber bisher auch der Zar sich gegen eine Allianz mit Frankreich ablehnend und nahezu feindselig verhalten hatte, schlug Napoleon in London die Wiederaufnahme der Unterhandlungen vor. Sie waren von erbitterten Kämpfen begleitet, die nicht immer zu Gunsten Englands ausfielen. So hatte ein britisches Geschwader schon im Juli bei dem spanischen Algeciras wiederholt Niederlagen erfahren, und auch Nelson konnte die bei Boulogne aufgestellte Flotille von Landungsbooten nicht, wie er wünschte, vernichten, sondern wurde abgewiesen. Das, und der Wunsch, endlich in Ruhe seine erschütterten Finanzen zu ordnen, die schwer drückende Last der Einkommensteuer zu erleichtern und möglicherweise auch zu einem günstigen Handelsvertrag mit Frankreich zu gelangen, brachte die englische Regierung dahin, schließlich auf Malta zu verzichten, womit das Haupthindernis beseitigt war. Am 1. Oktober 1801 wurden in London Präliminarien unterzeichnet, denen zufolge die Engländer von ihren Eroberungen nur das spanische Trinidad und das holländische Ceylon behalten, die Inseln und Häfen im Mittelmeer räumen und Malta an den Johanniterorden zurückstellen sollten, während die Franzosen sich verpflichteten, Ägypten an die Türkei zurückzugeben, die Integrität Portugals und die Unabhängigkeit der ionischen Inseln zu garantieren und ihre Truppen aus dem Kirchenstaat und dem Königreiche Neapel herauszuziehen.

Vielleicht wären die Bedingungen günstiger für England ausgefallen, wenn man mit der Unterzeichnung des Vertrages noch gewartet hätte. Denn kurz nachher traf die Kunde in Europa ein, Menou habe Alexandrien den vereinigten Engländern und Türken überliefern müssen. Mit dieser Kapitulation war Ägypten für Frankreich verloren und ein stolzer Traum Napoleons fürs erste zu Ende. Aber war es für ihn nicht schon unendlich viel, England, den Staat, der seit einem Jahrhundert jeden Übergriff der französischen Macht auf dem Kontinent als eine offene Verletzung seiner Interessen mit aller Kraft bekämpft hatte, jetzt, wo er den Ehrgeiz Ludwig XIV. weit überholte, zur Zustimmung oder doch zum Stillschweigen bewogen zu haben?

Der Friede mit England brachte in Paris auch die Verhandlungen mit Markow, dem neuen Vertreter Alexanders I.,



zum Abschluß. Am 8. Oktober 1801 wurde zwischen Frankreich und Rußland ein Friedenstraktat und am 10. ein geheimer Vertrag unterzeichnet. Im ersten Übereinkommen war das Wesentliche, daß sich die beiden Mächte gegenseitig versicherten, die feindseligen Bestrebungen der Emigranten gegen den heimischen Staat nicht dulden zu wollen — Artikel 3 — womit Alexander die Bourbons, Bonaparte die Polen fallen ließ, wie es schon Paul I. von ihm verlangt hatte. Im zweiten Vertrage, dessen Bestimmungen die nächste Zukunft Europas einschlossen, einigte man sich darüber, die Entschädigungen der deutschen Fürsten in Gemeinschaft verteilen und ebenso die italienische Frage gemeinsam lösen zu wollen, soweit sie nicht durch die Friedensschlüsse mit Rom, Österreich und Neapel bereits erledigt war. Die Rückgabe Piemonts an den König von Sardinien, die Alexander I. gefordert hatte, lehnte Napoleon mit dem Hinweis darauf ab, daß auch im Vertrage mit England davon nicht die Rede sei. Als dann der Russe Europas Widerstand gegen eine Annexion des Landes in Aussicht stellte, gab er ihm zurück: „Nun, dann mag Europa kommen und es sich holen.*) Zur selbigen Zeit wurde, am 9. Oktober 1801, mit der Türkei ein Abkommen getroffen, das alle früheren Verträge dieser Macht mit Frankreich wieder in Kraft setzte, d. h. den französischen Waren die Vorteile der meistbegünstigten Nationen einräumte. Endlich war vorher, am 24. August, auch mit Bayern ein für den Kurfürsten, der sich, wie Napoleon sagte, „in Rastatt so gut benommen hatte“, vielverheißender Vertrag geschlossen und damit die letzte kriegführende Macht beruhigt worden.

So scholl es Friede! von allen Seiten. Die Völker jubelten über das Ende des unerträglich gewordenen Kampfes. Napoleon hatte sich zu dem Ruhme des Kriegshelden aufs neue den des Friedenstifters erworben und genoß in Frankreich wie außerhalb ein Ansehen ohnegleichen — in Frankreich, wo man die Hoffnung, die man bei seiner Rückkehr auf ihn gesetzt, erfüllt sah, und im Auslande, wo die Regierungen der alten Staaten in ihm den Bezwinger der Revolution begrüßten und die Erwartung hegten, er werde, mit dem Erreichten zufrieden, durch seine Macht die Ruhe Europas ver-

*) Martens, Recueil, XIII. n. 488—490.

bürgen. „Das ist kein gewöhnlicher Friedensschluß" — äußerte der englische Premierminister Addington — „das ist eine wahrhaftige Versöhnung der beiden ersten Nationen der Welt." Und der britische Staatsmann Fox, der in Paris Napoleon sah, kehrte voll Enthusiasmus für den großen Mann heim. Aber es fehlte doch auch schon damals nicht an schärfer blickenden Politikern, die nicht die gleiche vertrauensvolle Zuversicht hegten. Man gewahrte die klaffenden Lücken in dem Friedensinstrument, wo für Piemont, Holland, die Schweiz nichts vorgesehen war, und namentlich nichts für die kommerziellen Beziehungen der beiden Staaten; denn zu dem Handelsvertrag, der dem Fleiß der hochentwickelten Industrie den französischen Markt erschließen sollte, war es nicht gekommen. Dennoch brachte das Ministerium im Parlament den Widerspruch mit dem Argument zum Schweigen, daß doch mit Ceylon und Trinidad viel gewonnen und im Augenblick eine neue Koalition ganz unmöglich sei. Wenn es auch richtig sei, daß Frankreich sich vergrößert habe, so seien doch darin die Ostmächte bei der Teilung Polens vorausgegangen. Und das war eine Formel, die sich Napoleon rasch aneignete. Wie oft hat er später den alten Mächten das Beispiel Polens zurückgegeben, als sie dem französischen Machtzuwachs widerstrebten! Vorläufig aber behielt Addington Recht. Es blieb beim Frieden. Das Parlament nahm den Vorvertrag an. Nur als am 26. März 1802 im Frieden zu Amiens die Präliminarien des französich-englischen Traktats vom Oktober des Vorjahres definitiv unterzeichnet wurden, da riefen die Männer der Opposition im Londoner Unterhaus mitten in den Jubel der Befriedigung hinein die warnenden Worte: „Wir haben Frankreich den Besitz Italiens und zugleich die Herrschaft über den Kontinent bestätigt", und bezeichneten den Frieden als unsicheren und trügerischen Waffenstillstand. Und sie trafen damit das Richtige. Die erwarteten geschäftlichen Vorteile für England blieben aus, und Napoleon verdeckte nur wenig seine ehrsüchtigen Absichten. Schon ein paar Wochen nach der Entscheidungsschlacht bei Marengo hatte er in Paris dem preußischen Gesandten bedeutet: „Ich wünsche den Frieden, um die gegenwärtige Regierung in Frankreich fester zu gründen und die Welt aus dem Chaos zu erwecken." Das Wort war mehr als eine inhaltlose Deklamation gewesen.



Was es eigentlich besagen wollte, erfahren wir aus einer offiziösen Broschüre „Vom Zustande Frankreichs am Ende des Jahres VIII“, die Ende 1800 erschienen war und Hauterive, einen trefflichen Beamten des Ministeriums des Äußern, die rechte Hand Talleyrands, zum Verfasser hatte. Sie verfocht die folgenden Grundsätze: Als die Revolution ausbrach, sei das politische System von Europa lange schon erschüttert und nicht mehr wert gewesen, aufrecht erhalten zu bleiben, der Krieg Frankreichs mit den übrigen Staaten nur eine Folge dieser Zerrüttung. Sieger in diesem Streite, habe es Frankreich unternommen, und zum Teile schon ausgeführt, ein neues Bundessystem an die Stelle jenes erstorbenen Systems des Gleichgewichtes der Mächte zu setzen. Durch seine militärischen und finanziellen Kräfte wie durch die Grundsätze seiner Regierung sei gerade Frankreich zum Bürgen für Ruhe und Wohlfahrt, zum Führer dieses neuen Staatenbundes von Europa bestimmt, und es liege im Interesse jeder der übrigen Mächte, sich vertrauensvoll seiner Leitung zu überlassen.

Da war das Programm der Politik des neuen Frankreich unumwunden ausgesprochen. Es war im Grunde nur dasselbe der früheren revolutionären Regierungen. Aber wenn der Konvent an eine Föderation von Republiken in Europa unter französischer Führung gedacht hatte, so war es Napoleon jetzt um die Befreiung der Völker viel weniger zu tun als um die Unterwerfung ihrer Fürsten unter die Hegemonie des von ihm regierten Staates. Es war durchaus zutreffend, was der geniale Publizist Gentz in seiner Beurteilung der Hauteriveschen Schrift den Staatsmännern des alten Systems schon 1801 zur Beherzigung empfahl: „Es ist nicht genug, zu sagen, daß Frankreich durch seine Eroberungen auf allen Seiten seine Grenzen erweitert, die alte Unverletzlichkeit seines Gebietes mit neuen Bollwerken verstärkt und seinen Einfluß auf alle benachbarten Staaten in furchtbaren Proportionen vergrößert hat. Die Wahrheit ist, daß Frankreich in seiner jetzigen Lage eigentlich gar keine Grenzen mehr kennt, daß alles, was Frankreich umgibt, entweder schon jetzt, wenngleich nicht dem Namen nach, doch in jeder wesentlichen Rücksicht, sein Gebiet und sein Eigentum ist, oder bei der ersten schicklichen Veranlassung, bei der ersten

Willensäußerung seiner Machthaber, in sein Gebiet verwandelt werden kann." Kein Zweifel, der Friede, der jetzt sich über Europa breitete, war keine Versöhnung der Völker, wie ihn die Selbsttäuschung kurzsichtiger Minister nannte, er war nur eine Etappe auf dem Wege nach der Universalherrschaft, auf dem Napoleon, gedrängt und selbstwillig zugleich, unaufhaltsam vorwärts strebte.

Wenn es aber bei ihm beschlossen war, die revolutionäre Politik nach außen festzuhalten, so entsteht hier die Frage, welche für den Geschichtsschreiber dieser Zeit vielleicht die wichtigste ist: inwieferne konnte und mußte diese Politik auf die staatlichen und sozialen Verhältnisse der übrigen Länder und Völker Europas Einfluß nehmen, die in ihrer inneren Struktur so verschieden waren von dem neuen Frankreich? Was die Revolutionsheere der neunziger Jahre in die Fremde getragen hatten, war wenig sonst gewesen als Aufruhr und Unordnung, denn auch daheim gab es nur diese beiden. Werden auch Napoleons Armeen nichts anderes zu verbreiten haben? Das hing davon ab, ob es ihm wirklich gelang, im Innern dauerhafte Ordnung zu schaffen, aus dem Chaos der revolutionären Gesetzgebung die guten Früchte zu rechtlichem Genusse auszulesen und damit die zweite große Hoffnung zu erfüllen, die Frankreich bei seiner Wiederkehr auf ihn gesetzt. Er hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und er hat sie gelöst — nicht, um die Franzosen glücklich zu machen, dazu hat er sie nie genug geliebt, sondern um dem Gebäude seiner weitausgreifenden Herrschaft ein sicheres Fundament zu geben. Deshalb, und nur deshalb sollte Frankreich in sich stark, kräftig und reich werden, denn nur dann war es imstande, seiner Politik die Opfer zu bringen, welche dieselbe heischte. Daß sich diese Opfer zum Zwecke eines welthistorischen Experimentes schließlich auf mehr als eine Million Menschenleben beziffern und doch nicht zum Ziele führen würden, das hat allerdings bei Begründung der revolutionären Monarchie Napoleons weder er noch Frankreich geahnt. Freilich hatten auch seine Vorgänger in der Gewalt, Konvent und Direktorium, eine fast ebenso große Anzahl Franzosen in den Tod geschickt und dafür nicht einmal den Preis innerer Ordnung und Wohlfahrt bezahlt. Den wenigstens hat er voll entrichtet.

Achtes Kapitel.

Das neue Frankreich und sein Monarch.

An einem schönen Februartage, dem 19. des Jahres 1800, war das Konsulat aus dem Luxemburg-Palast in die Tuilerien übersiedelt, wo neben Napoleon auch Lebrun — vorübergehend — Wohnung nahm, während Cambacérès ein eigenes Palais den unbequemen Räumen vorzog. Am Abend sagte der Erste Konsul zu seinem Geheimsekretär: „Bourrienne, es ist nicht genug, in den Tuilerien zu sein, man muß auch darin bleiben". Und er blieb. Hier, im Hause der französischen Könige, hat er sofort selbst wie ein König geschaltet.*) Hier hat er das große Werk der Neugestaltung Frankreichs mit der Unterstützung einer größeren Anzahl talentvoller und geübter Helfer durchgeführt, die teils im Staatsrate die neuen Maßregeln überlegten und zu Verordnungen und Gesetzen formulierten, teils als Minister und Generaldirektoren diese Gesetze, nachdem sie die Kammern passiert hatten, pünktlich vollzogen. Der Staatsrat, der sich bis auf unsere Tage in Frankreich erhalten hat, lieferte dem Ersten Konsul das richtige Bild der Situation, in der sich das Innere des Landes befand; er war seine Schule in der Staatsverwaltung; er gab ihm die reiche Erfahrung an die Hand, welche sich begabte Männer nicht nur in den zehn bewegten Jahren der Revolution, sondern auch schon vorher, in den Ämtern des Königtums, erworben hatten; er machte ihm das praktische Verständnis derjenigen dienstbar, deren Anlagen für den innern Staatsdienst in der freien Luft der Revolution zu ebenso kräftiger Entwicklung gediehen waren wie das Feldherrngenie der Hoche und Bonaparte. Diese ersten Staatsräte sind es — die Boulay de la Meurthe, Roederer, Chaptal, Berlier, Duchâtel, Defermon, Dufresne, Fourcroy, Cretet, Barbé-Marbois, Regnault de Saint Jean d'Angély u. a. — auf welche die endliche Regelung der französischen Finanzen, die Reform der innern Verwaltung, die

*) Ludwig Cobenzl berichtet über eine Audienz des diplomatischen Korps im März 1801: „So hält der kleine korsische Edelmann, der tatsächlich König von Frankreich geworden ist, Hof, glänzender vielleicht als der unglückliche Ludwig XVI." (W. St.-A.)

Abfassung systematischer Gesetzbücher, die Herstellung fester Einrichtungen in Kultus und Unterricht, kurz alle die nützlichen Werkstücke zurückzuführen sind, aus denen unter den Augen des Meisters der wohnliche Bau des modernen Frankreich erstand. Nach ihrer politischen Vergangenheit waren sie durchaus ungleich. Es gab unter ihnen Royalisten (Dufresne), Girondisten (Defermon), radikale Konventsmitglieder (Fourcroy, Berlier), Gemäßigte der Direktorialzeit (Regnault, Thibaudeau, Roederer), Verbannte des 18. Fruktidor (Portalis, Barbé-Marbois). So hatte sie Napoleon mit Absicht aus verschiedenen Lagern gewählt, damit sein Reformwerk ja nicht als Parteisache erscheine. Sie waren in Kommissionen der Finanzen, der Justiz, des Kriegs, der Marine, des Innern eingeteilt und berieten täglich in einem Saale der Tuilerien, meist unter dem Vorsitze des Premierkonsuls, der mit seinem starken Geiste bis ins Einzelne der Geschäfte eindrang und doch sich nicht darin verlor, sondern in jedem Augenblick in der Lage war, vom Standpunkte des Herrschers die Summe zu ziehen. Einzelne der Staatsräte bereisten in besonderer Mission die Departements und berichteten ihm ihre Wahrnehmungen, eine überaus wertvolle Kontrolle der Verwaltung und häufig die Anregung zu nützlichen Reformen. Kein Wunder, daß der Staatsrat hoch im Ansehen stand, namentlich, da er jenerzeit auch eine Art schiedsgerichtlicher Befugnis in Sachen der Administration besaß.*)

Die zweite Aufgabe der öffentlichen Verwaltung, die Ausführung der vom Staatsrate entworfenen Gesetze und Konsularverordnungen, oblag den Ministern, deren Maßnahmen ebenso unter der Aufsicht des Ersten Konsuls standen, wie die Erwägungen und Beschlüsse des Conseil d'Etat. Wir kennen bereits die Männer, denen er die bei seinem Regierungsantritte vorhandenen sieben Portefeuilles anvertraute — sie sind oben genannt — auch hier, wie im Staatsrat, mit derselben Berücksichtigung verschiedener Parteien. Einmal sagte er zu seinem Bruder Joseph: „Welcher

*) Der Artikel 52 der Verfassung bestimmte: „Der Staatsrat beschäftigt sich, unter der Leitung der Konsuln, mit der Abfassung der Entwürfe von Gesetzen und Verordnungen der öffentlichen Verwaltung und mit der Lösung der Schwierigkeiten, die sich in Verwaltungssachen ergeben."

Revolutionär hätte nicht Vertrauen zu einer Ordnung der Dinge, wo Fouché Polizeiminister ist? und welcher Edelmann würde nicht hoffen, leben zu können unter dem ehemaligen Bischof von Autun? Der eine hält zu meiner Rechten, der andere zu meiner Linken. Ich öffne eine breite Gasse, in der Alle Platz finden". Einzelnen Ministerien wurden sogenannte „Generaldirektionen" zugeordnet, eine Einrichtung, die gleichfalls im heutigen Verwaltungsorganismus Frankreichs noch erscheint, und zwar: für Brücken und Straßen, für öffentlichen Unterricht, für Kultus, für Kredit und Zahlungswesen (Trésor), Zölle, Domänen, Staatsschuldentilgung u. a., von denen einige bald selbständige Ministerien wurden.

Den Amtsverkehr zwischen dem Ersten Konsul und den Ministern vermittelte das Staatssekretariat, an dessen Spitze seit dem Brumaire der treue und geschickte Maret stand, der, wie kein zweiter, die rasch hingeworfenen Gedanken Napoleons im Augenblick zu redigieren und seinen hastigen Diktaten ebenso prompt zu folgen verstand, wie Bourrienne. Hugo Bernhard Maret war eine Art Kabinettsminister — den Titel „Minister" erhielt er allerdings erst im Jahre 1804 — den aber die allseitige Überlegenheit des Regenten auf dem Niveau eines Sekretärs zu halten wußte. In seinem Bureau liefen alle Vorträge der Ressortministerien zusammen, über die er täglich dem Ersten Konsul zu referieren hatte, um dessen Entscheidung und Unterschrift zu erlangen. Aus dem Staatssekretariat ging dann der Wille des Staatsoberhauptes hinaus in alle Fächer der öffentlichen Verwaltung. Häufig fertigte und zeichnete Maret selbst „im Auftrage" Briefe und Weisungen Bonapartes; an allen Sitzungen des Ministerrates nahm er teil; im „Finanzrate" (Conseil des finances), wo außer den Konsuln und den Ministern eine Anzahl von Staatsräten allmonatlich einmal die notwendigen Maßregeln überlegten, führte er das Protokoll; er war ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, wie Napoleon selbst.

Die von den Ministerien zur Ausführung übernommenen Gesetze und Verordnungen wurden von diesen durch neugegründete Unterbehörden in die Departements geleitet. Am 17. Februar 1800 erschien das Gesetz, das bis auf den heutigen Tag die Grundlage des französischen Verwaltungs-

apparates bildet. Nach demselben steht an der Spitze der Administration jedes Departements ein Präfekt, jedes Arrondissements ein Unter-Präfekt, jeder Gemeinde ein Maire — alle drei Kategorien vom Chef der Regierung ernannt und dem Minister des Innern unterstellt. Während der Revolution hatte die Verwaltung der Provinz in den Händen gewählter Kollegien gelegen, was nicht nur zu Parteilichkeit und mannigfacher Unzukömmlichkeit, sondern gar bald zu ausgesprochenem Ungehorsam gegenüber der Zentralgewalt geführt hatte, so daß die Direktorialverfassung von 1795 die autonomen Gemeindemunizipalitäten ganz aufhob. Jetzt stellte Napoleon die Kommunal-Behörden wieder her, jedoch ohne die Wählbarkeit ihrer Funktionäre und in Abhängigkeit vom Staate, der sie bevormundete, ihr Budget kontrollierte, ihre öffentlichen Arbeiten gestattete oder verbot. Der Maire ist der vom Staate besoldete und bestellte Gemeindevorsteher, dem ein vom Präfekten aus den Listen ernannter Gemeinderat mit bloß beratender Stimme zur Seite steht. In gleicher Weise hat der Unter-Präfekt einen Distriktsrat, der Präfekt die Generalräte neben sich, die vom Ersten Konsul ernannt werden, um die direkten Steuern des Departements zu verteilen, dessen Ausgaben zu votieren und die Bedürfnisse und Interessen desselben der Regierung namhaft zu machen. Dagegen entfielen zahlreiche Beamtenposten, deren Inhaber, ehedem aus den tiefsten Schichten der Bevölkerung hervorgegangen, nichts Wesentliches zu leisten vermocht hatten. „Was bisher“, erzählt Pasquier in seinen Erinnerungen, „seit 1789 der kollektiven Beratung unterlegen hatte, ward jetzt der Entscheidung eines Einzigen überantwortet: die Verwaltung des Departements und des Arrondissements wurde zur Verwaltung des Präfekten und des Unterpräfekten. Die Folgen dieser Veränderung waren sehr erhebliche. Das Prinzip der Einheit in der Aktion mit der entsprechenden Verantwortung brachte rasch Ordnung in die Administration“. Es war somit, im Gegensatze zu den decentralisierenden Grundsätzen der ersten Revolutionsjahre, ein streng centralistisches System, eine Hierarchie — wie Napoleon selbst sagte — von lauter „Premier-Konsuln im Kleinen“, eine Büreaukratie, ähnlich derjenigen, die unter Richelieu und Ludwig XIV. eingeführt worden war, nur mit dem ent-

scheidenden Unterschiede, daß ihr Mechanismus jetzt weder durch die Vorrechte und Zollschranken der Provinzen, noch durch die Ausnahmestellung privilegierter Stände und Korporationen gehemmt und behindert wurde und daß sie nicht ein Volk regierte, das die Freiheit mit einer theoretischen Sehnsucht begehrte, sondern eines, welches derselben recht praktisch überdrüssig geworden war.

Anfangs März 1800 wurden die ersten Präfekten ernannt, und hier überwog die Rücksichtnahme auf Personen von gemäßigter politischer Anschauung. Man fand zwar auch da noch den royalistischen Grafen Larochefoucauld neben dem Girondisten Doulcet Pontécoulant und dem Erzjakobiner Jean Debry; aber dieser Letztere, der übrigens ein gerechter und unparteiischer Beamter war, gehörte doch zu den Ausnahmen. Die Regel waren Männer aus der Reihe der Konstitutionellen von 1789 oder der Gemaßregelten des Fructidor, deren Auswahl Bonaparte dem Konsul Lebrun, nicht aber dem Minister des Innern, seinem Bruder Lucian, überließ, der übrigens bald sein Portefeuille an den gelehrten Chaptal abgab und als Gesandter nach Madrid ging. Die radikaleren Elemente, die gleichfalls befriedigt sein wollten, brachte Cambacérès vielfach in Richterstellen unter, wo sie der Politik der konsularen Autorität weniger hinderlich waren. An Arbeit mangelte es keinem der neuen Präfekten. Noch im Jahre 1800 gehen wenig Steuern ein, und man kennt noch kaum die Pflichtsumme des Departements. Den niedersten Beamten schuldet der Staat den Gehalt eines halben Jahres; einige von ihnen sterben Hungers. Auf dem flachen Lande herrscht eine Unsicherheit ohnegleichen. Man zählt durchschnittlich über 3000 Bettler in jedem Departement. Die Landstraßen, in Verfall, sind der Tummelplatz zahlreicher Räuberbanden, die bis in die Nähe von Paris vordringen und deren Untaten die Rapporte der Beamten füllen. In einem einzigen Departement (Vaucluse) werden noch 1801 nicht weniger als 90 Raubmorde gezählt. Aus Furcht halten es viele Gemeinden mit den Briganten und gewähren ihnen Zuflucht. Und um nichts besser als auf dem Lande ist es in den Städten. „Keine Polizei“ — schreibt ein Staatsrat über Toulon — „keine Straßenlaternen, jede Nacht erbrochene Läden, kein Pflaster, keine Reinlichkeit, kein Brot

in den Spitälern". Nur mit Mühe kann die neue Regierung ihrer wichtigsten Pflicht, Person und Eigentum der Staatsbürger zu schützen, genügen. Ausnahmegerichte, die man im Februar 1801 errichtete und denen die Armee ihren Arm lieh, und die bessere Ordnung der schon vom Direktorium reformierten Gendarmerie, deren Pflichteifer Napoleon dadurch hob, daß er einen verdienten General mit ihrem Kommando betraute, säubern endlich, unterstützt von den Bauern, die Zutrauen zu dem neuen Regiment gewinnen, das Land von dem verbrecherischen Gesindel. Schon 1802 hört man nur noch selten von Mord oder Straßenraub. Für die Sicherheit in den Städten sorgte ein Gesetz vom 17. Februar 1800, welches in den Kommunen mit über 5000 Einwohnern Polizeikommissariate, in denen mit über 100.000 Polizeidirektionen errichtete. Paris hatte durch eine Verordnung vom 1. Juli 1800 einen eigenen Polizeipräfekten erhalten, dessen Wirkungskreis die Staats-, Sicherheits- und Gemeindepolizei zugleich umfaßte. Die Spitäler werden durch Chaptal menschenwürdiger eingerichtet als sie es bisher gewesen waren, die barmherzigen Schwestern wieder zur Krankenpflege herangezogen; eine Hebammenschule entsteht. Die Stadt wird durch den Ausbau der Quais am linken Seineufer, die Anlage neuer Straßenzüge (Rue de Rivoli) und die Restauration des Louvre, verschönert; sie erhält reichlich Trinkwasser und große Getreidedepots, um künftiger Not leichter steuern zu können.

War auf solche Art für Leben und Gut der Bevölkerung Sorge getragen, so galt es daneben ihre Wohlfahrt zu fördern, oder vielmehr zu begründen, denn sie war fast ganz dahin. Die finanziellen Gewaltmaßregeln der revolutionären Regierungen, der Krieg, der den Export verhinderte, die Papiergeldwirtschaft ohne Boden, sie hatten Industrie und Handel untergraben. Ein Fabrikant, der vorher in Paris 60 bis 80 Arbeiter beschäftigt hatte, begnügte sich jetzt mit deren 10. Die ehedem blühende Spitzenindustrie im Norden, die Leinenindustrie in der Bretagne, die berühmte Papierfabrikation im Departement Charente waren so gut wie vernichtet; die Lyoner Seidenerzeugung war auf die Hälfte der Gewerke eingeschrumpft, da die antikisierende Mode schmiegsamen Stoffen die Alleinherrschaft verliehen hatte, die fast nur England mit seiner fortgeschrittenen, von

neuerfundenen Maschinen unterstützten Produktionsweise herzustellen verstand. In Marseille bezifferte sich der Umsatz in Monaten nicht so hoch wie zu Beginn der Revolution in Wochen. Die Häfen, namentlich am Ozean, waren versandet, ihre Schutzwerke verfallen, ihre Bevölkerung verkommen. Was noch Handel trieb, trieb ihn an der Börse, wo die riesige und stets wechselnde Differenz der wirklichen und eingebildeten Werte zum Spiel herausforderte, oder wagte sich in Spekulationen für die Armeen, wobei sich die Unternehmer und die bestochenen Offiziere bereicherten, natürlich auf Kosten des gemeinen Mannes, den die gewissenlose Staatspolitik in Not und Tod verführte. Der Zinsfuß für geliehenes Geld, der unter dem Direktorium 60 Prozent und darüber betragen hatte, stand 1800 noch immer auf 36 Prozent. Die neue Verwaltung suchte zunächst durch den Ausbau von Kanälen und — im Einvernehmen mit den Gemeinden — durch die Herstellung guter Straßen den Verkehr zu beleben. Dann erfuhr die Industrie besondere Berücksichtigung. Napoleon ließ englische Mechaniker nach Paris kommen, und in einem Jahre waren fünfzig Textilfabriken mit neuen Maschinen ausgestattet. Französische Ingenieure bemächtigten sich der neuen Erfindungen, verbesserten sie und machten dadurch die heimische Produktion konkurrenzfähig. Chaptal ließ keine Woche vergehen, ohne ein gewerbliches Etablissements zu besuchen, gründete eine „Gesellschaft für Industrieförderung", die allmonatlich einen belehrenden Bericht veröffentlichte, rief eine Produktionsstatistik ins Leben, die der Regierung als Richtschnur für ihr unterstützendes Wirken diente, schrieb Preise aus für eine neue Maschine in der Wollwarentechnik, dekretierte, daß nur französische Fabrikate bei festlichen Veranstaltungen der Behörden zur Verwendung kommen sollen u. a. Textilwaren mußten die Fabriksmarke tragen, die geschützt wurde. Auch die Mode nahm Napoleon zu Hilfe. Sie wurde jetzt dezenter und Josephinens Beispiel depossedierte die leichten fremden Stoffe zu Gunsten von Seide und Samt, die im Inlande erzeugt wurden. Die Besetzung und später die Annexion des piemontesischen Landes hielt den dort gewonnenen Rohstoff zur vorwiegenden Verfügung der Lyoner Fabrikation. So blühte die französische Industrie rasch empor, deren Erzeugnissen die auswärtige Politik den

Weg in die Nachbarländer bahnte — zum nicht geringen Verdruß der Engländer.*)

Freilich war dies alles nur möglich, wenn es der Regierung gelang, durch eine völlige Umwälzung in der Finanzverwaltung den Unternehmern billiges Geld, dem Staatskredit Ansehen und sich selbst die Mittel zu verschaffen, die Lage des soliden Teiles der Bevölkerung radikal zu bessern. Es ist ein überaus interessantes historisches Thema, wie sich Frankreich, das unter der harten Herrschaft des Konvents und des Direktoriums in einem Meere wertlosen Papiergeldes unterzugehen drohte, doch wieder in kurzer Zeit zu geordneten Wirtschaftszuständen und einer geregelten Valuta emporgearbeitet hat. Hier sei ein Rückblick gestattet. Die Revolution hatte gesucht, dem durch die königliche Regierung in zahllosen Schuldtiteln erschöpften Staatskredit dadurch aufzuhelfen, daß sie die Kirchengüter und die liegenden Besitzungen der ausgewanderten Aristokraten als Staatsgut erklärte und Anweisungen darauf als Wertzeichen in Umlauf setzte. Aber die liegenden Güter verloren in der allgemeinen Unsicherheit ihren Preis, sie blieben vielfach unverkäuflich, und vielfach auch ging der Kaufschilling nicht ein. Der Krieg, den man im Taumel einer unerprobten Freiheit an ganz Europa erklärt hatte, verschlang Unsummen, desgleichen die sehr kostspielige Ernährung des Pöbels von Paris, während die Steuern unbezahlt blieben, so daß jene Staatsnoten (Assignaten), da man sie immer wieder vermehrte, wertlos wurden. Man vermehrte sie aber, weil der Staat seiner regelmäßigen Einkünfte entbehrte. „Man kann nicht leugnen“, erklärte ein Abgeordneter der Fünfhundert im J. 1796, „daß seit einigen Jahren die Gewohnheit beliebt geworden ist, keine Steuern mehr zu zahlen“, und Gaudin stellte fünf Jahre später fest, der Staat habe, obgleich er seine Renten nur in Assignaten verzinste, an einem permanenten

*) Als ein Beispiel für Napoleons Achtsamkeit in diesen Dingen mag hier eine Stelle aus einem Briefe an Talleyrand vom 13. Februar 1801 gelten: „Linons und Battiste zahlen in Spanien keinen Zoll, aber beide tragen mitunter einen Besatz von buntem Kattun und werden dann von einzelnen Zollämtern des Nachbarreiches sehr hoch besteuert, während andere sie passieren lassen . . Der König soll für sie eine neue Ausnahmsbestimmung treffen.“ Corresp., VII. 5365.

Defizit von mehr als 200 Millionen gelitten.*) Im Jahre 1795 stieg der Louisdor von 24 Franken auf 1800, im Februar 1796 einmal auf 8137 Franken in Scheinen, so daß ein Livre Gold mit fast 340 Livres Papier bezahlt wurde. Das Direktorium half sich mit Gewaltschritten. Die 24 Milliarden Assignaten, die sich in Umlauf befanden, wurden im März 1796 eingezogen, und die Besitzer erhielten nur für das Dreißigstel sogenannte Territorial-Mandate, die aber auch wieder nichts weiter waren als Anweisungen auf die Staatsgüter; denn der Zwangskurs, den man ihnen mit auf den Weg gab, hielt sie nicht ab, schon in wenig Wochen nach ihrem Erscheinen auf ein Zwanzigstel, im nächsten Jahre auf ein Hundertstel ihres Nennwertes zu fallen. Als endlich die Regierung den Zwangskurs aufzuheben genötigt war, verschwanden sie aus dem Verkehr. Sie hatten nur einer Anzahl Spieler dazu gedient, dem Direktorium im Laufe eines Jahres den größten Teil der Nationalgüter abzukaufen und sie weiter zu veräußern, so daß der Staat die meisten Domänen eingebüßt und kaum ein Hundertstel ihres Wertes an Geld in Händen hatte. Schmutzige Wucherer und leichtfertige Spekulanten, neben zahlreichen, großen und namentlich kleinen Unternehmern, hatten auf diese Weise den Landbesitz der Klöster und der alten Standesfamilien an sich gebracht — man zählte an 1,200.000 solcher neuer Eigentümer — ein Besitzwechsel, so rasch und durchgreifend, wie er weder vorher, noch selbst in dem zu ähnlichen Erscheinungen neigenden 19. Jahrhundert wieder vorgekommen ist. Es gab fortan einen grundbesitzenden Mittelstand.

Hatte man ursprünglich die Absicht gehabt, mit den Werten der Staatsgüter die französischen Schulden zu zahlen, so war davon unter solchen Verhältnissen natürlich nicht mehr die Rede. Schon im Jahre 1793 mußte der Konvent beschließen, die Staatsschuld als unkündbare 5%ige Rentenschuld in das „große Buch der öffentlichen Schuld" einzutragen. Die Zinsenrente war im Jahre 1797 auf über 250 Millionen Franken gestiegen, von denen freilich nur ein Viertel in barem Geld, der Rest in Bons auf die Nationalgüter, die sich durch die belgischen Klöster vermehrt hatten, gezahlt wurde. Gleichwohl war die Last noch viel zu drückend, und das Direktorium

*) Stourm, Les finances de l'ancien régime et de la révolution, I. 168 ff.

machte sich dadurch Luft, daß es nur ein Drittel der ganzen Staatsschuld im „großen Buch“ behielt, „konsolidierte“, die übrigen zwei Drittel aber den Gläubigern in Bons auf die Staatsgüter zurückzahlte, „mobilisierte“. Da aber diese Bons, dem Kredit der Regierung entsprechend, noch im Jahre 1798 auf 1½% ihres Nennwertes fielen, so war die Abschreibung der Staatsschuld ein einfacher Bankrott gewesen, der den Gläubigern Frankreichs zwei Drittel ihrer Ansprüche raubte. Aber auch das dritte sogenannte „konsolidierte“ Drittel wurde nicht in Metall, sondern wieder nur in Anweisungen verzinst. Unter solchen Umständen mußte jegliches Vertrauen der soliden Geschäftswelt zum Staate schwinden. Ein großer Teil der Bevölkerung — voraus die bäuerliche — beharrte in der Verweigerung der Steuerzahlung. Im Jahre 1800 gab es Rückstände, die sich auf über 600, nach Andern auf über 1000 Millionen beliefen.

In diese Verhältnisse Ordnung zu bringen, erforderte einen eisernen Willen. Wir haben schon von den ersten Schritten des neuen Finanzministers Gaudin gehört. Um ein Jahr lang überhaupt nur leben zu können, ging er nebenher noch den alten Weg teuerer Anlehen und Erpressungen bei den Nachbarn*) und machte Operationen, die einem Bankbruch ähnlich sahen wie ein Ei dem andern. Zunächst verbot er die Annahme der vom Direktorium den Lieferanten ausgefolgten Anweisungen (Delegationen) bei den Steuerkassen schlechtweg. Die Inhaber wurden auf die Zeit nach dem Kriege verwiesen. Wollten sie sofort bezahlt sein — es handelte sich um 65 Millionen — so wurden sie es, aber nur, wenn sie den gleichen Betrag sofort dem Staate als Darlehen zur Verfügung stellten. Nicht minder willkürlich verfuhr man mit 110 Millionen schwebender Schulden, von denen neunzig aus den Jahren 1797, 98 und 99, zwanzig aus dem Jahre 1799 auf 1800 datierten. Man zahlte jetzt, aber allerdings nur in Rente, und auch nur die Schuld des letzten Jahres in 5%iger Rente, die damals (anfangs 1801) mit

*) Die Hamburger z. B. sollten sich den Schutz Frankreichs gegen Preußens vorgebliche Annexionsgelüste mit einem „Darlehen“ von 4 bis 6 Millionen erkaufen. (Napoleon an Talleyrand, 13. Jan. 1800. Corr., VI. 4520.) Holland zahlt 1801 5 Millionen Gulden dafür, daß die französische Garnison im Lande reduziert wird, u. dgl. m.

fünfzig gehandelt wurde; die früheren Schuldscheine honorierte man nur mit 3 vom Hundert, d. h., man rechnete die 90 Millionen 3%iger auf 54 Millionen 5%iger Rente um, gab neue Rententitres aus, und tilgte auf diese Weise 90 Millionen, die der Staat schuldete, mit 27 Millionen — ein Verfahren, das selbst die Zwangslage der neuen Regierung kaum zu entschuldigen vermochte. Dasselbe Gesetz sorgte auch für die Liquidierung der „nichtkonsilidierten" Staatsschuld, jener zwei Drittel derselben, deren Kurs jetzt 2½ bis 3 stand. Gaudin bot 5 Franken für 100, freilich nicht effektiv, sondern nur die 5% Zinsen, d. i. für hundert Franken Nominal ¼%, so daß 400 Millionen „mobilisierter" Staatsschuld mit einer Million im Budget standen.

Aber während man sich mit derlei Mitteln half, wurden doch nützliche Maßregeln getroffen, welche die Wiederkehr solcher Zustände unmöglich machten. Schon am 24. November 1799 hatte man „Direktionen der direkten Abgaben" in jedem Departement gegründet, wie sie heutzutage noch bestehen. Dann war die Steuerverteilung, die bisher alljährlich geschwankt hatte, auf sichere Grundlagen gestellt worden. „Sicherheit des Eigentums" sagte Napoleon, „gibt es nur dort, wo die Steuerquote nicht in jedem Jahre veränderlich ist". Er faßte aufs Neue die Katastralvermessung des Landes ins Auge, wie sie schon vor zehn Jahren geplant worden war. Im September 1801 wurden die Generaldirektionen der Zölle und des Grundbuchs gegründet, und die neugeordnete Administration der Waldungen hob das Erträgnis in einem Jahre auf nahezu das Doppelte des bisherigen. Und wie die Einnahmen und die Privatwirtschaft des Staates, die dem Finanzminister anvertraut waren, so wurden auch die Ausgaben und das Schuldenwesen durchaus reformiert und im September 1801 einem besondern „Schatzministerium" überantwortet, an dessen Spitze der Staatsrat Barbé-Marbois trat.*) Diesem Ministerium ward die Generaldirektion einer neuen Staatsschuldentilgungskasse (Caisse d'amortissement) unterstellt, die aus den Kautionen der Steuerbeamten ge-

*) Diese Teilung der Finanzverwaltung unter zwei Ministerien hat sich bis 1815 erhalten. Napoleon hat sie zu rechtfertigen gesucht, indem er sagte, daß ihm ein einziger Minister nicht die Garantie biete, die er in der Kontrolle des einen durch den anderen finde.

gründet worden war und die seit Juli 1801 der tüchtige Mollien verwaltete — ein Institut, welches zur Hebung des Staatskredits wohl auch manches beigetragen hat, was schließlich seine Hauptaufgabe war; denn zu „amortisieren" hatte es eigentlich gar nicht, sondern nur, wie sein Direktor sagte, „den Agioteuren das Spiel zu verderben", was freilich nicht immer gelang. An Staatsgütern hatte das Direktorium noch einen unverkauften Rest im Werte von 300 Millionen dem Konsulat hinterlassen. Anstatt sie, gleich seinen Vorgängern, zu verschleudern, wies Napoleon siebzig Millionen davon der Amortisationskasse zu, welche sie allmählich zu veräußern und den Erlös zum Rückkauf von Staatsrente zu verwenden hatte, um den Kurs derselben in der Höhe von 50 und darüber zu erhalten, zu der er nach dem Frieden von Lunéville emporgelangt war. Weitere 120 Millionen der Nationalgüter wurden mit ihrem Erträgnis der Unterrichtsverwaltung, 40 Millionen der Invalidenversorgung gewidmet und auf solche Weise das Budget entlastet. Bald konnte man die Zinsen der Staatsschuld in klingender Münze bezahlen, was das Vertrauen in die Regierung in weiten Kreisen außerordentlich hob und die Popularität Napoleons nur noch vermehrte. Der Erfolg zeigte sich in unerwartet hohen Steuereingängen, namentlich nach dem Friedensschluß von Amiens, der die neuen Eigentümer von Emigrantengütern ebenso in ihrem Besitze sicherte, wie das Konkordat diejenigen beruhigte, die Kirchengut an sich gebracht hatten. Das Finanzjahr 1802 schloß mit einem Überschuß ab.

Napoleon hütete sich wohl, diese seine Geltung etwa durch neue indirekte Abgaben die ihm Gaudin anriet, aufs Spiel zu setzen.*) Nicht, daß er sie im Prinzip verurteilte. Im Gegenteil. Er wußte sehr wohl, daß sie den Vorteil des englischen Staates ausmachten und überdies sich dadurch empfahlen, daß dabei „die Hand des Steuereinnehmers unsichtbar

*) Damit sollten Einnahmen von 600 Millionen Franken anstatt der präliminierten 480 für das Finanzjahr 1801—1802 erzielt werden. Napoleon erklärte aber, mit der letzteren Summe auslangen zu wollen, weil ihm das „das Volk näher bringen werde", wie er zu Cobenzl sagte. Tatsächlich hoben sich die Einnahmen auf 500 Millionen, während die Ausgaben sich allein bei der Finanzgebarung um 15 Millionen ermäßigten. Vergl. Stourm, p. 292, und Cobenzls Bericht vom 26. März 1801. W. St.-A.

blieb“. Sie hatten sich bisher auch im französischen Budget bewährt. Aber er hat sich doch erst gegen Ende des Konsulats zu einer Getränkesteuer als Konsumsteuer entschlossen. Um die Industrie und den Handel zu unterstützen, ward am 18. Januar 1800 nach dem Muster einer Privatbank die „Bank von Frankreich“ mit einem Kapital von 30 Millionen gegründet, an dem der Staat mit 5 Millionen partizipierte, die er den Kautionen der Finanzbeamten entnahm. Napoleon selbst zeichnete dreißig Aktien zu 1000 Franken und veranlaßte auch seine Umgebung zur Beteiligung. Die Bank hatte Wechsel zu eskomptieren, Depots zu verwalten, mit Effekten zu handeln, Vorschüsse zu leisten und erhielt 1803 das alleinige Recht Noten auszugeben. Von da ab ermäßigte sich der Diskont bis auf 6 Prozent, was den Geldverkehr sehr wesentlich hob, der Industrie und dem Handel und schließlich auch den Staatsfinanzen zugute kam. Dazu traten dann Verordnungen über die Börse, die Wiederherstellung der durch die Revolution beseitigten Handelskammern, häufigere Landesausstellungen u. dgl. m. Und da der Staat seine Schuldigkeit nach Kräften tat, blieb auch das Volk nicht mehr dahinter. Die finanziellen Unternehmungen der Regierung begegneten wieder der Beteiligung der soliden Geschäftswelt.

Aber dieser ganze Organismus wäre ohne dauerbaren Wert gewesen, wenn nicht zugleich die Rechte und Pflichten der Einzelnen untereinander endgiltig fixiert und männiglich bekannt geworden wären. Die Forderung eines Gesetzbuches, welches den durch die Revolution völlig veränderten Rechtszustand klar und sicher aussprach, war unabweislich. Bis zum Jahre 1789 hatte es in Frankreich kein einheitliches Recht gegeben: im Norden herrschte meist das seit dem 16. Jahrhunderte redigierte Gewohnheitsrecht (coutumes), im Süden mehr das römische Recht (droit écrit) vor, daneben gab es zahlreiche Lokalrechte. Noch vor der Revolution hatte der Kanzler Maupeou auf die Notwendigkeit einer Justizreform und einer Sammlung und Vereinfachung dieser vielfältigen Rechtssätze hingewiesen. Da kam aber der Umsturz und machte mit seinem obersten Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle“ der Mannigfaltigkeit des französischen Rechtslebens von selbst ein Ende. Die Verfassung vom Jahre 1791 versprach dann ein neues allgemeines Zivilgesetzbuch; im Jahre

1793 wurde das Versprechen wiederholt und auf ein ebenso allgemeines Kriminalgesetzbuch ausgedehnt; aber noch im Jahre 1799 war es weder zu dem einen, noch zu dem andern gekommen, und in der Nachtsitzung des 10. November, in der Napoleon die Staatsgewalt überkam, wurde den beiden Kommissionen neuerdings die Abfassung eines Gesetzbuches aufgetragen. Jetzt endlich setzte der starke Wille eines Einzelnen durch, was die Absicht Vieler nicht zu erreichen vermocht hatte. Am 12. August 1800 ernannte Napoleon ein Komitee von vier hervorragenden Juristen: Tronchet, Bigot de Préameneu und Portalis (ehemalige „Alte“) mit Malleville als Sekretär, um den Zivilkodex zusammenzustellen. Sie verteilten die Arbeit in Partien unter sich, nahmen einen Entwurf Cambacérès' zur Grundlage, den Dieser seinerzeit dem Konvent vorgelegt hatte, und waren schon nach vier Monaten mit ihrer Arbeit zu Rande. Dann wurde, nachdem das Appellationsgericht und der Kassationshof ihre Gutachten abgegeben, die Vorlage im Staatsrat beraten, wo die Juristen Boulay de la Meurthe, Berlier, Abrial, die Konsuln Cambacérès und Lebrun dieselbe revidierten und Napoleon selbst nicht selten das Wort nahm und die Entscheidung herbeiführte. Zeugen wissen von seinen scharfsinnigen Bemerkungen und klaren Ansichten zu reden, unter die sich freilich auch manchmal eine recht unjuristische Auffassung mischte.*) Da aber die beiden Kammern einzelne Titel verwarfen, kam der Code civil erst nach Veränderungen in deren Zusammensetzung (siehe unten) im Jahre 1804 zustande. Manches darin war den alten „Coutumes“, weit mehr aber noch dem „droit écrit“ entnommen. Das revolutionäre Freiheits- und Gleichheitsprinzip, das die Entwürfe aus den Revolutionsjahren konsequent durchgeführt hatten, indem sie z. B. dem Willen des Hausvaters der Gattin und den Kindern gegenüber gewisse Schranken setzten, die Scheidungsgründe möglichst weit faßten, den unehelichen Kindern unter gewissen Voraussetzungen gleiche Successionsrechte mit den ehelichen

*) Was man in den gedruckten Protokollen als seine Reden zu lesen bekam, entsprach sehr häufig in Wort und Sinn nicht dem, was er wirklich gesagt hatte. Der Staatsrat Thibaudeau hat in seinen „Mémoires sur le Consulat“ (p. 426 ff.) eine Reihe solcher Beispiele zusammengestellt.

einräumten, mußte jetzt nicht selten dem Autoritätsprinzip des römischen Rechtes Platz machen, das namentlich an Napoleon einen warmen Anhänger fand. Wie er die Regierungsgewalt im Staate uneingeschränkt wünschte, so sollte auch in der Familie der Wille des Vaters und des Gatten ohne Fessel walten; wir hören, daß auf seinen Einfluß hin namentlich die Einschränkung der ehelichen Scheidungsgründe zu Ungunsten der Gattin erfolgte u. dgl. m. Im ganzen aber war es doch ein überaus achtungswertes Werk des Ausgleiches zwischen neuen Grundanschauungen und alten bewährten Rechtsformen, das hier zustande kam. Die Revolution hatte den Erbadel abgeschafft, der Code civil hat ihn nicht erneuert; sie hatte im Erbrecht die Gleichberechtigung unter Kindern verschiedenen Alters und Geschlechts zum Gesetz erhoben, und der Code civil hat dies anerkannt; sie hatte — allerdings nicht ohne Zögern — den Juden das volle Bürgerrecht erteilt, und der Code civil hat es rückhaltlos bestätigt; sie hatte die für alle Klassen und Konfessionen gleichen Zivilstandsregister und die Zivilehe eingeführt, und der Code civil hat beides beibehalten; sie hatte die Ehe als auflösbar erklärt, und der Code civil hat dies ebenfalls getan. So war Frankreich endlich zu einem alle bürgerlichen Verhältnisse umfassenden Rechtssysteme gelangt. Das bleibt das unbestreitbare Verdienst des Ersten Konsuls von Frankreich, und darum führt das französische Zivilgesetzbuch mit Recht den Namen „Code Napoléon“.

Und ebenso kam man auch auf den Gebieten des Kriminalrechtes, des Prozesses und des Handelsrechts zu abschließenden Kodifikationen,*) Werke, auf deren Inhalt hier nicht einmal andeutungsweise eingegangen werden kann, von

*) Die Beratungen über das Strafgesetz (Code pénal) und den Strafprozeß (Code d'instruction criminelle) begannen zwar auch schon im März 1801, waren aber erst im Jahre 1810 vollendet. Der Grund lag in Napoleons Abneigung gegen die Geschworenengerichte, in denen er eine Beschränkung der Regierungsautorität und zu wenig Schutz gegenüber den Attentaten auf seine Person erblickte. Er würde sie, obgleich sie im Artikel 62 der Verfassung gewährleistet waren, am liebsten ganz unterdrückt haben. Da er dies aber weder bei den gesetzgebenden Körpern, noch selbst im Staatsrate durchzusetzen vermochte, sistierte er 1804 die Beratung über das Strafgesetz gänzlich, die erst 1808 wieder aufgenommen wurde. Die Jury ward zwar dann auch noch beibehalten, aber durch ständige Spezialgerichtshöfe in ihrer Wirksamkeit wesentlich eingeschränkt. Die Zivilprozeßordnung (Code

deren Wert aber der weite Umkreis ihrer Geltung zeugt. Denn nicht Frankreich allein sollten diese Gesetzbücher dienen: überall, wohin die Macht Napoleons gelangte, trug sie das neue Recht mit sich, und als später eine Zeit kam, in der das französische Volk wieder auf seine alten Grenzen eingeschränkt wurde, blieben seine Gesetze als dauernde Zeichen seiner ehemaligen Größe zurück. Bis nahe an den heutigen Tag galt der Code Napoleon in Rheinpreußen, Rheinbayern, Rheinhessen und mit geringer Abweichung im Großherzogtum Baden, in Holland, Belgien, Italien u. s. w. Bis auf unsere Tage herab hatte sich der französische Strafprozeß mit seinem öffentlichen und mündlichen Verfahren und seinen Geschworenen in den rheinischen Landen erhalten. Noch heute gilt der Code de commerce mit wenig Abänderungen in verschiedenen Ländern Europas und hat fast überall, wo Handelsgesetze entstanden, als Muster gedient. Und mit den Gesetzbüchern gingen auch die Grundsätze der Gleichheit in die Fremde, auf denen sie basierten, und es vollzog sich ein Prozeß von Kulturübertragung, der in kurzer Zeit, und trotz aller Reaktion dagegen, das Aussehen einer Welt verändern sollte. Wer möchte den Mann klein nennen, dessen kräftige Faust hier den Hebel regierte?

Von Recht und Wohlfahrt der gegenwärtigen Generation wandte Napoleon sich der Bildung und Erziehung des kommenden Geschlechtes zu. Wie auf allen Gebieten, so hatte auch auf demjenigen des öffentlichen Unterrichts die Revolution zwar Unbrauchbares zu beseitigen, gute Prinzipien aufzustellen, Großes zu entwerfen, aber nur wenig Festes und Dauerbares zu schaffen gewußt. Ihr Axiom der Gleichheit war schon durch die Verfassung des Jahres 1791 auch auf die Schulbildung angewendet worden: „Es wird ein öffentlicher Unterricht organisiert werden, gleich zugänglich für jedermann und unentgeltlich für die allen Menschen unentbehrlichen Disziplinen". Doch trotz trefflichen Elaboraten Talleyrands und Condorcets kam es lange nicht zu einem umfassenden Gesetz, und unterdessen ging das öffentliche

---

de procédure civile) kam 1802 zum Entwurf, 1806 vor den Gesetzgebenden Körper, und trat 1807 in Wirksamkeit. Das Handelsgesetzbuch (Code de commerce) wurde von 1801 bis 1807 beraten und war von 1808 ab giltig.

Schulwesen nahezu zugrunde. Erst im Oktober 1795 erschien eine neue Unterrichtsordnung mit Primärschulen für die Gemeinden, Zentralschulen für die Departements und Fachschulen nach zehn verschiedenen Berufsrichtungen. Nur fehlte es damals diesem großangelegten Werke an der nötigen Ruhe und Ordnung im Innern, um zu gedeihen, und wohl auch mitunter am guten Willen der Gemeinden, welche die Kosten sparen wollten. Noch im Jahre 1800 waren die Primärschulen sehr selten, desgleichen Schüler und Lehrer an denselben, und der berichtende Staatsrat schlug geradezu vor, die Leitung den Pfarrern zu übergeben, da man den mangelnden Religionsunterricht vielfach als die Ursache der Verödung der Volksschulen ansah. Die Schulgebäude — auch in Paris — waren in einem kläglichen Zustande. An den Zentralschulen, wo es weder Prüfungen noch Diplome gab, wurden vorzüglich — das lag im brüsken Charakter der Zeit — nur die mathematischen und technischen Fächer gepflegt, die anderen fanden keine Zuhörer. Und ähnlich war es mit den Fachschulen. Die wichtigen Schöpfungen des Konvents aus dem Jahre 1794 konnten in der aufgeregten Zeit nicht Leben und Wirkung gewinnen. Die ausgezeichnete „Polytechnische Schule“ hatte nur wenig Schüler, die „Normalschule“. zur Vorbildung fürs Lehrfach, bestand kein Jahr lang, die Medizinischen Schulen (Ecoles de santé) mit praktischen Kursen harrten entsprechenden Zuspruchs, das „Gewerbemuseum“ (Conservatoire des arts et métiers), das dem Anschauungsunterrichte für die Arbeiter dienen sollte — ein Gedanke des Philosophen Descartes im 17. Jahrhundert — befand sich bis auf die letzte Zeit des Direktoriums in verwahrlostem Zustande. So blieb auch hier die Durchführung Sache des Konsulats.

Noch im Dezember 1799 wurde eine besondere Sektion für „Wissenschaften und Künste“ im Ministerium des Innern eingerichtet, welche sich zwei Jahre später zur „Generaldirektion des öffentlichen Unterrichtes“ ausgestaltete. Am 1. Mai 1802 erschien dann ein neues Schulgesetz: Primärschulen in jeder Landgemeinde unter Aufsicht des Unterpräfekten, deren Lehrer vom Maire ernannt wurden; die Gemeinden hatten für ihre Unterkunft zu sorgen, ein mäßiges Schulgeld sollte ihnen den Unterhalt sichern. Mehr als

Lesen, Schreiben, Rechnen und der Katechismus wurde nicht gelehrt. In den Städten wurden Sekundärschulen unter Aufsicht des Präfekten errichtet, die frei von Privaten nach dem Gutachten der Regierung gegründet und gehalten werden konnten. Daneben gab es 32 staatliche Lyceen mit klassischem (ohne Griechisch) und realem Unterricht als Internate, wohin die besseren Schüler der Sekundärschulen aufstiegen und von wo ein Fünftel derselben nach Ablauf der Studienzeit in die Spezialhochschulen übertrat.*) Zur Überwachung des ganzen Unterrichtswesens wurden Inspektoren ernannt, und, um die neue Ordnung rascher Leben gewinnen zu lassen, verlieh die Regierung an nicht weniger als 6400 Schüler Freiplätze, darunter an 2400 Söhne verdienter Beamten und Militärs. Sehr besprochen wurde, daß der Premierkonsul die lehrenden Brüder (frères ignorantins) wieder zum Unterricht zuließ, obgleich nach dem Konkordat alle Kongregationen aufgehoben waren. Es entstanden geistliche Privatschulen minderer und höherer Gattung. Auch der Mädchenunterricht, der, wie überhaupt alles weibliche, an Napoleon keinen großen Gönner fand, wurde Klosterfrauen überlassen. Von besonderer Wichtigkeit dagegen war die Neubelebung der großen Schöpfungen der jüngsten Zeit auf dem Gebiete des technischen Unterrichts: die „Ecole polytechnique“ erhielt eine bessere Organisation; in den östlichen Departements entstanden Bergschulen; die „Ecole des ponts et chaussées“ bekam ein neues Statut; das „Conservatoire des arts et métiers“ ward gänzlich als Lehranstalt eingerichtet; in Compiégne entstand eine gute Werkmeisterschule. So trat die Schule in den Dienst der Volkswohlfahrt und beförderte den wirtschaftlichen Aufschwung.

Mit diesen Anordnungen hatte allerdings Napoleon weniger die Pflege des Wissens im Auge, als vielmehr die Absicht, sich praktisch unterrichtete und gut gehorsame Untertanen

*) Solcher Fachschulen kannte das Gesetz vom 1. Mai 1802 neun: 1. Jura, 2. Medizin, 3. Naturwissenschaften, 4. mechanische und chemische Technologie, 5. höhere Mathematik, 6. Geographie, Geschichte und politische Ökonomie, 7. Zeichnende Künste, 8. Astronomie, 9. Musik und Kompositionslehre. Die juridischen Fakultäten werden auf neun gebracht; die medizinischen treten an die Stelle der „Heillehranstalten“ (Ecoles de santé) des Konvents. Später kommt es auch zur Gründung von elf theologischen Fakultäten, neun katholischen und zwei protestantischen.

zu erziehen, deren Bildung just nicht bis zur unbefangenen Kritik seiner Regierungshandlungen emporzureichen brauchte Als Fourcroy, der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes, ihm 1802 einen mehrfältig gegliederten Mittelschulplan überreichte, da wies er ihn als viel zu umfassend zurück und bemerkte: „Ein bißchen Latein und Mathematik, mehr braucht man nicht“. Doch hat er andererseits der exakten Gelehrsamkeit und ihren Vertretern seine Achtung nie versagt. Er liebte es vielmehr, wie mit den Größen der Kunst, so mit denen der Wissenschaft zu verkehren und hat nicht aufgehört, durch Ehren und Würden diejenigen auszuzeichnen, die sich seine Achtung durch ihr Talent und ihre Kenntnisse erworben hatten — ausgenommen diejenigen, die er als „Ideologen“ bezeichnete und zu denen er namentlich die Mitglieder der „moral-politischen“ Klasse des Instituts rechnete. Als er am 19. Mai 1802, um das Verdienst um den Staat, sei's im Militär, sei's im Zivile, anzuerkennen, die „Ehrenlegion“ schuf, machte er den Naturforscher Lacépède zum Großkanzler des neuen Ordens.*)

Zu diesem Systeme der Zusammenfassung aller Staatskräfte paßte es schlecht, daß noch immer ein Teil der Fran-

*) Nach dem Gesetze vom Jahre 1802 hatten die Mitglieder der Legion bei ihrem Eintritt unter anderem auf ihre Ehre zu schwören, daß sie jeden Versuch, das feudale Regiment mit seinen Attributen und Titeln wiederherzustellen, bekämpfen wollten. Die Abzeichen und Dotationen der Legionäre waren den treuen Republikanern ein Dorn im Auge. Sie erblickten darin eine Abweichung vom Prinzip der Gleichheit aller Staatsbürger, einen neuen Adel, die Rückkehr zu monarchischen Staatsbehelfen, und Napoleon bekam Vorstellungen darüber zu hören. „Ich bezweifle — antwortete er — daß es jemals Republiken gab ohne derlei Distinktionen. Man nennt das ein „Kinderspielzeug“ (hochets), ja wohl, aber mit Kinderspielzeug lenkt man die Männer.“ Es war übrigens nicht nur Spielzeug, sondern auch klingendes Geld, das dabei mitwirkte, denn von den Ordensmitgliedern erhielten die hundert Großoffiziere je 5000 Franken jährlich, die Kommandeure 2000, die Offiziere 1000, die Legionäre 200; jede der fünfzehn Kohorten bekam Staatsgüter im Werte von 200.000 Franken Rente überwiesen. Hier, wie bei den Stipendien an den Mittelschulen und in anderen Fällen, war es Napoleons Absicht, sich in der Armee und in der Beamtenschaft möglichst viel persönlichen Rückhalt zu verschaffen, schon um die ungünstige Wirkung des Konkordats auf diese Weise zu paralysieren. (S. Remacle, Relations secrètes des agents de Louis XVIII., sous le Consulat, p. 50; Thibaudeau, Mémoires, p. 130.)

zosen durch das Gesetz von der Heimat fern gehalten wurde. Es waren dies teils jene Emigranten, die schon am Beginne der Revolution freiwillig Frankreich verlassen, teils solche, die später vor den Schreckensmaßregeln und Drohungen der radikalen Gewalten die Flucht ergriffen hatten. Noch unter dem Direktorium war das Gesetz erneuert worden, das ihre Heimkehr mit dem Tode bestrafte. Napoleon, um keinem Zweifel an der Stärke seines neuen Regiments Raum zu lassen, kam davon zurück. Er wollte auch hier seine Unabhängigkeit von jeder Partei dartun. Die Verfassung hatte zwar, um die neuen Eigentümer von Emigrantengütern, die der Staat konfisziert und verkauft hatte, sicher zu machen, die Rückkehr der Ausgewanderten verboten und für die Zukunft jede Ausnahme für ausgeschlossen erklärt, aber Napoleon achtete sie wenig und führte sein Vorhaben schrittweise durch. Da erschienen schon im Februar und März 1800 Verordnungen, welche die Emigrantenlisten für geschlossen erklärten und die Gesuche um Streichung von denselben rascher zu erledigen befahlen. Im Oktober wurde Frauen und Kindern, auch bestimmten Erwerbsklassen und den tausenden von Priestern, die seinerzeit das Gesetz aus der Heimat vertrieben hatte, die Rückkehr gestattet. Endlich ward, sofort nach der Publikation des Friedensinstrumentes von Amiens, im April 1802, eine allgemeine Amnestie gewährt, die nur den Vorbehalt machte, daß die Heimkehrenden sich verpflichteten, nichts gegen die Republik zu unternehmen und keinerlei Verbindung mit deren Feinden zu unterhalten. Kaum war dieses Gesetz erlassen, so kamen bei 40.000 Familien (mit etwa 140.000 Gliedern) nach Frankreich zurück. Was von ihren Landgütern noch nicht veräußert war, erhielten sie wieder, bis auf die Waldungen, die man, wie es hieß, willkürlicher Devastation nicht aussetzen wollte. Damit, und mit der Beilegung des heimischen Schismas durch das Konkordat, war die Neuorganisation Frankreichs im wesentlichen beendet.

Nicht ohne namhaften Widerspruch war das Werk durchgeführt worden. Das immer deutlicher hervortretende Selbstherrschertum Napoleons — schon sagte man ihm nach, daß er sich mit Karl dem Großen vergleiche und für sich an ein „Kaiserreich der Gallier“ denke — fand in den

Kammern und außerhalb derselben seine Gegner. Das waren zunächst die liberalen Konstitutionellen, die, geführt von Benjamin Constant, dem intimen Freunde der Staël, im Tribunat wie in der Gesellschaft, der absolutistischen Tendenz des Ersten Konsuls entgegentraten und ihn, da sie auch seine nützlichen und notwendigen Schöpfungen, wie die finanziellen und judiziellen Gesetze, angriffen, nur auf dem eingeschlagenen Wege noch weiter trieben. Daneben die erbitterten Jakobiner und „Anarchisten“, die in geheimen Zusammenkünften, von denen Fouché durch seine Agenten erfuhr, auch vor der Idee, Bonaparte zu töten, nicht zurückscheuten; ihre Entwürfe, die im Oktober und November der Ausführung nahe waren, konnten noch rechtzeitig unschädlich gemacht werden. Endlich die starren Royalisten, die nach wie vor treu zu Ludwig XVIII. hielten und Napoleon als ein Hindernis auf ihrem Wege haßten, seitdem er auf zwei Briefe des Prätendenten, die ihn der auszeichnenden Gnade des heimkehrenden Königs versicherten, mit den Worten erwidert hatte: „Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen; Ihr Weg würde Sie über 500.000 Leichen führen; opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glücke Frankreichs; die Geschichte wird es Ihnen hoch anrechnen“. Diese Unversöhnlichen führten aus, was die Jakobiner nur geplant hatten. Als am Abend des 24. Dezember 1800 der Erste Konsul zur Oper fuhr, wurde er in der kleinen Straße St. Nicaise, welche damals noch zwischen den Tuilerien und dem Louvre lag, von einer Höllenmaschine (einem mit Pulver, Kugeln und Feuerwerkskörpern angefüllten Faß) bedroht, die hinter seinem Wagen explodierte, mehreren Passanten das Leben raubte, ihn selbst aber unversehrt ließ. Man hielt anfangs die Untat ebenfalls für das Werk der Radikalen, und Napoleon ließ, mit Zustimmung von Senat und Staatsrat — Tribunat und Gesetzgebender Körper verweigerten ihre Mitwirkung — durch ein Regierungsdekret ihrer hundertdreißig zu martervoller Deportation verurteilen. Erst später kam man den wirklichen Tätern auf die Spur, von denen aber die Mehrzahl bereits entkommen war und nur zwei hingerichtet werden konnten. Sie hatten im Komplott mit dem in England weilenden Führer der Chouans, Georges Cadoudal, das Mordwerk unternommen. Die Terroristen jedoch

wurden gleichwohl deportiert, „denn“ — wie Fouché meinte — „es handle sich nicht bloß darum, das Vergangene zu strafen, sondern vor allem die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten.“ Sie gingen in Guyana und auf den Sechellen fast sämtlich zugrunde. Dieselbe Staatsraison schaffte überdies unter einem noch eine Anzahl erklärter Demokraten aus dem Seine-Departement als „Septembermänner und Anarchisten“ ab und brachte andere vor ein Ausnahmegericht, ohne daß völlig zureichende Beweise gegen sie vorgelegen hätten. Im Staatsrat meinte Napoleon, man müsse von der Gelegenheit profitieren, um die Republik zu säubern. An seinen Bruder Joseph schrieb er darüber einige Jahre später folgendes: „Ich hatte nicht eher Ruhe in Frankreich und nicht eher den Gutgesinnten Vertrauen eingeflößt, bevor ich nicht zweihundert Aufwiegler festnehmen und in die Kolonien schicken ließ. Von da ab war die Stimmung in der Hauptstadt mit einem Schlage geändert.“*)

Damit war Napoleon, überaus nervös gemacht durch die stete Besorgnis um sein Leben, eine von England besoldete Spionage und eine heimliche Fronde in seiner Umgebung, die fortwährend mit seinem Ende rechnete und der auch sein Minister Talleyrand, ja sogar seine Brüder, nicht ganz ferne standen, bei der Willkür angelangt. Willkür war es schon gewesen, als er im Januar 1800 von dreiundsiebzig politischen Zeitungen nicht weniger als sechzig unterdrückte und jede Neugründung eines Journals verbot.**) Und Willkür

*) Mémoires du roi Joseph ed. Du Casse, Bd. V. Der Brief figuriert in einer Reihe von Aufforderungen an den Bruder aus dem Januar 1809, in Madrid eifriger mit Hinrichtungen vorzugehen. „Die Canaille liebt und achtet nur diejenigen, die sie fürchtet, und nur die Furcht der Canaille macht Euch bei der Nation beliebt und geachtet.“ Die Briefe fehlen natürlich in der offiziellen „Correspondance de Napoléon I.“ Lecestre hat sie in seiner Sammlung „Lettres inédites de Napoléon I.“ mitgeteilt.

**) Dieses Dekret war ein übler Dank, den Napoleon jenen Zeitungen abstattete, die er erst noch vor vier Jahren, als er in den italienischen Krieg zog, aufgefordert hatte, „über ihn und nur über ihn zu schreiben“, die er später so reichlich für sich in Anspruch genommen und die in der Tat zu seinem Ruhme das ihrige beigetragen hatten. Es war aber nur der erste Schritt auf dem Wege, der ihn schon wenig Jahre nachher zur völligen Wiederherstellung der Zensur geführt hat. Eine Verordnung vom 27. September 1803 lautete:

war es wieder, womit er sich im Jahre 1802 der Opposition im Tribunat erwehrte. Als diese Körperschaft, die schon das Gesetz gegen die Anarchisten verworfen hatte, nun auch, wie bereits erwähnt, den Code civil in jenen Teilen ablehnte, an denen er selbst mitgearbeitet, dachte er, da die Regierung nicht das Recht hatte, die Kammern aufzulösen, anfänglich geradezu an einen neuen Gewaltstreich, ließ sich aber — wie es heißt: von Cambacérès — zu einem konstitutionell scheinenden Umweg bereden. Der Artikel 38 der Verfassung des Jahres VIII bestimmte, daß von 1802 ab alljährlich ein Fünftel der Mitglieder des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers erneuert werde. Dieser Zeitpunkt war jetzt gekommen. Da die Verfassung aber nichts näheres bestimmte, wie die Erneuerung vor sich zu gehen habe, so ließ man nicht das Los über diejenigen entscheiden, welche auszutreten hatten, wie es in der Ordnung gewesen wäre, sondern gewann den Senat dafür, nicht nur das neue Fünftel zu ernennen, sondern auch, mittelst einer Neuwahl, die Ausscheidenden zu bestimmen. Der Senat, von der gefürchteten Ungnade Napoleons bedroht, gehorchte, und Tribunat und Gesetzgebender Körper waren von den mißliebigen Leuten, den Benjamin Constant, Chénier, Chazal, Daunou u. a. gereinigt. (Januar 1802.) In ihre Stellen traten weit gefügigere Elemente ein, die manchem der bisher heftig bekämpften Gesetzentwürfe und anderen, die noch gar nicht vorgelegt worden waren, wie der Verfügung über die Emigranten, dem Konkordat, der Ehrenlegion, ohne Widerspruch zustimmten. Als bei dieser Gelegenheit der Premierkonsul von seinen Brüdern auf die Notwendigkeit einer Opposition aufmerksam gemacht und auf Englands Beispiel hiefür hingewiesen wurde, erwiderte er:

„Um die Freiheit der Presse zu sichern (!) wird hinfür keine Buchhandlung mehr irgend ein Werk verkaufen, ohne dasselbe vorher einer Revisionskommission unterbreitet zu haben, die es zurückstellen wird, sofern kein Grund zur Zensur vorliegt." Und ähnliches war schon 1800 bezüglich der neu aufzuführenden Theaterstücke befohlen worden. Was den Ersten Konsul in seinem Vorgehen gegen die Journale ermutigte, war, daß das für den inneren Frieden besorgte Publikum selbst die Maßregelung der meist streitsüchtigen und vielfach korrupten Presse nicht gerade ungerne sah. S. Welschinger, La Presse sous le Consulat et l'Empire, p. 17 und den Bericht Portalis' über die Presse vom November 1802 (in „La Révolution française", 1897.)

„Ich habe die Vorteile irgendwelcher Opposition noch nicht begriffen. Wie immer sie beschaffen sein mag, sie dient doch nur dazu, die Regierungsgewalt in den Augen des Volkes herabzusetzen. Soll ein anderer an meiner Stelle regieren, und wenn er nicht, wie ich, den Schwätzern Schweigen gebietet, wird er sehen, wie es ihm geht. Ich sage Euch, zum Regieren bedarf man absoluter Einheit der Gewalt.“*) Diese sollten ihm die neuen Kammern zusprechen.

Daß er der Konstitution gemäß nur auf zehn Jahre erwählt war, stimmte wenig zu seinen weitreichenden Plänen. Darum war er auch der Verfassung des Jahres 1799 nicht hold, wie er, aus einem ähnlichen Grunde, die des Jahres 1795 gehaßt hatte. Herrschen wollte er über Frankreich, herrschen wie die anderen Souveräne über ihre Staaten herrschten, nicht eingeschränkt und gedemütigt von einem winzigen Paragraph, der seinem stolzen Wahn ein Ziel setzte, das sich auf die Minute berechnen ließ. Je leidenschaftlicher er aber diese Absicht hegte, um so sorgfältiger verbarg er sie, bis es Ende März 1802 zum Abschluß des Definitivfriedens mit England gekommen war und er, gestützt auf seine nun noch gesteigerte Popularität, etwas davon durchblicken lassen konnte. Cambacérès übernahm es, zunächst das Tribunat für eine „Belohnung“ Napoleons zu gewinnen. Als aber die Tribunen bloß von einer Ehrung im Namen der Nation sprachen, wandte Jener sich an den Senat, bei dem er mehr Verständnis voraussetzte. Doch auch die Mehrheit des Senats verstand ihn schlecht, wenn sie gegen den Antrag des Mitgliedes Lespinasse, der das Konsulat auf Lebenszeit vorschlug, lediglich beschloß, dem Chef der Regierung, „als Zeichen der Anerkennung seiner großen Verdienste um den Staat“, das Premier-Konsulat um weitere zehn Jahre zu verlängern. Napoleon war entrüstet. Er wollte heftig werden und ablehnen, als Cambacérès — nach anderen Lucian — auch hier einen Ausweg fand: den Appell an die Nation. Er antwortete daher den Senatoren, er dürfe ihr Anerbieten nicht annehmen, ehe er das Volk befragt habe, welches ihn seinerzeit mit der höchsten Gewalt ausgestattet. Nur war die Frage, die er an das Volk richtete, von dem Votum des Senats gewaltig unterschieden, denn sie lautete: „Soll Napoleon Bonaparte Konsul auf

*) Lucien, Mémoires, II., 408.

Lebenszeit sein?“ Und wieder stimmte seine Rechnung. Vierthalb Millionen Ja — einigen Tausend Nein gegenüber — tönten als Antwort zurück. Nun wußte der Senat, woran er war. Er beeilte sich, in einem Beschluß vom 2. August 1802 den Auserwählten des Volkes, für den jetzt auch zum großen Teile die heimgekehrten Emigranten, dankbar für die Amnestie, gestimmt hatten, zum lebenslänglichen Machthaber zu proklamieren, ihm den Dank der Nation zu überbringen und zwei Tage später, in einem von Napoleon selbst diktierten Senatskonsult vom 4. August, den Gewaltenkreis des Ersten Konsuls weit auszudehnen. Damit usurpierte der Senat freilich ein Recht der Gesetzgebung, über die hinweg er gleichsam eine neue Verfassung schuf. Er war sich dessen gar wohl bewußt. Aber warum waren auch just an dem Tage, da er den fertigen Entwurf mit dem Winke zugestellt erhielt, ihn ohne lange Debatte zu beschließen, der Hof, die Zugänge und Vorräume des Luxemburg-Palastes, worin er tagte, mit Grenadieren angefüllt?

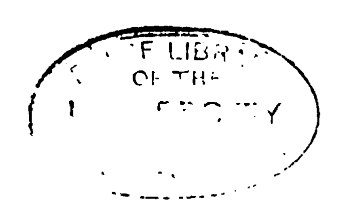
Nach dem neuen Staatsgrundgesetze hatte Napoleon das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen, indem er dem Senat einen Namen vorschlug, einen zweiten und einen dritten, wenn er ablehnte; der dritte aber mußte angenommen werden. Auf dieselbe Weise lag es in der Hand des Ersten Konsuls, seine Amtskollegen zu nominieren, die nunmehr ihre bedeutungslosen Posten gleichfalls auf Lebenszeit inne hatten. Er gewann auch das Recht, dem Senate Kandidaten für die Richterstellen am Kassationshofe zu empfehlen, Verbrecher zu begnadigen, die Verträge mit den fremden Mächten zu ratifizieren und — Senatoren zu ernennen. Und was namentlich die letzte Befugnis besagen wollte, das wird klar, wenn man vernimmt, zu welcher Bedeutung der Senat selbst emporstieg: er konnte in eigenen Beschlüssen (Senatskonsulten) die Konstitution interpretieren, sie verbessern oder für einzelne Departements ganz suspendieren, die beiden Kammern auflösen, die Geschworenengerichte zeitweilig aufheben, Richtersprüche kassieren, wenn sie die Sicherheit des Staates gefährdeten — und alles das auf Anregung der Regierung, d. i. auf den Wink desjenigen, der jetzt uneingeschränkt Frankreich beherrschte. Man machte zwar der Staatsbürgerschaft das Zugeständnis, daß sie in Bezirks- und Departementswahlkörpern,

deren Mitglieder auf Lebenszeit gewählt wurden, je zwei Kandidaten für Senat und Gesetzgebung vorschlagen konnte. Aber was wollte dieser klägliche Rest von Volkssouveränität dem übermächtigen Gewichte persönlicher Regierung gegenüber bedeuten, wenn es im Art. 63 hieß: „Der Erste Konsul, kann, ohne an die Präsentation der Departementswahlkollegien gebunden zu sein, Bürger, die durch Dienste und Talent ausgezeichnet sind, in den Senat ernennen, wenn sie das erforderliche Alter haben und die Zahl der Senatoren dadurch nicht über 120 steigt“? Nein, die Monarchie war perfekt. „Von nun ab“, sagte Napoleon, „steh ich auf der gleichen Höhe mit den anderen Souveränen, denn im Grunde sind sie es ja auch nur auf Lebenszeit. Es ist nicht gut, daß die Autorität eines Mannes, der die Politik von ganz Europa lenkt, schwankend sei oder es auch nur scheine.“*) Wenn er sich nach weiteren zwei Jahren die Kaiserkrone von Frankreich aufs Haupt setzen wird, ist sie nur das äußere Zeichen einer Macht, über die er schon jetzt verfügt.

Was den entscheidenden Schritt Bonapartes zur Alleinherrschaft begünstigt hat, das war sein heimlicher Bundesgenosse vom 18. Brumaire: die parteilose öffentliche Meinung. All ihre Sympathien gehörten dem Manne, der die Anarchie getötet, Ordnung und Wohlstand gestiftet und mit aller Welt Frieden gemacht hatte. Und ganz besonders das letzte Moment gab den Ausschlag. Ein Artikel des organischen Statuts vom 2. August 1802 lautete: „Eine Bildsäule des Friedens, in einer Hand den Siegeslorbeer, in der andern das Senatsdekret, soll der Nachwelt die Erkenntlichkeit der Nation bezeugen“. Aber wie wenig kannten die Franzosen denjenigen, dessen schrankenloser Gewalt sie das Schicksal ihres Landes anheimstellten! Er war kein Mann des Friedens. Gewiß, er hat mit eisernem Fleiß und einer Energie ohnegleichen Frankreich wieder tüchtig und stark gemacht, aber nicht für die Ruhe, sondern für den Kampf um den Preis

*) Thibaudeau, Mémoires, p. 263. Man hat übrigens sich nicht gescheut, das Wort „monarchisch“ jetzt schon geradezu auszusprechen: „Republikanische Monarchie“ nennt das halboffizielle „Journal de Paris“ Roederers die neue Herrschaft zu Beginn des Jahres 1803.

einer Herrschaft weit über dessen Grenzen hinaus, für einen Kampf, den zu vermeiden er auch gar nicht mehr imstande gewesen wäre, selbst wenn er es gewollt hätte. Denn die Strömung, der er sein Fahrzeug anvertraut, hatte ihn in den uferlosen Ozean getrieben, aus dem er erst nach einer Reihe sturmerfüllter Jahre in den Hafen einkehren wird — fernab von Frankreich.



Anhang.

I.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Von den älteren Quellenschriften über die Jugend Napoleons sind besonders drei bemerkenswert: Coston, Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte (1840); Libri, Souvenir de la jeunesse de Napoléon (1842); Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon I. jusqu'à l'âge de 23 ans (1851); alle drei in ihrer Darstellung nicht ohne Voreingenommenheit für ihren Helden. Aus neuerer Zeit stammt das grundlegende Werk von Masson, Napoléon inconnu, Paris, 1895 in 2 Bänden, durch welches frühere Publikationen vielfach berichtigt und ergänzt erscheinen. Von besonderem Wert darin sind, nebst einer Anzahl bisher unedierter Briefe Napoleons, die von Masson und Biagi herausgegebenen Jugendschriften, die sich seinerzeit im Besitz von Fesch befunden hatten. Bei des Kardinals Tode bemächtigte sich dessen Vikar, Abbé Lyonnet, der Papiere und überließ sie dem bekannten Bibliomanen Libri für 7 bis 8000 Franken und die vorgespiegelte Aussicht auf ein Bistum. Libri veröffentlichte einige Bruchstücke in den vierziger Jahren in der „Revue des deux mondes" und der „Illustration" und verkaufte dann den ganzen Schatz an Lord Ashburnham, dessen Sohn die reiche Sammlung des Vaters unter den Hammer brachte. Bei dieser Gelegenheit erwarb die italienische Regierung die napoleonischen Manuskripte, die heute in der Laurentiana zu Florenz aufbewahrt werden und der Massonschen Publikation zugrunde liegen. Auf ihr und umfassenden archivalischen Studien fußend veröffentlichte Chuquet sein dreibändiges Werk: „La jeunesse de Napoléon", Paris, 1897, 1898, 1899 (bis zur Einnahme von Toulon reichend); weitläufig angelegt und vor der Massonschen Darstellung durch größere Unbefangenheit und Wissenschaftlichkeit ausgezeichnet, ist es zunächst abschließend für die Jugendgeschichte Napoleons. Marcaggi, La genèse de Napoléon (Par. 1902 bis zur Flucht aus Korsika), fügt Einzelnes aus korsischen Archiven hinzu. Durch Masson und Chuquet erscheinen die Werke Böhtlingk's, Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire, Jena 1877, und Jung's, Bonaparte et son temps (1769—99) d'après les documents inédits, Paris 1880—81, überholt, von denen das letztere durch unrichtige Verweisungen mancherlei Irrtum verbreitet hat.



Über die Abstammung der Bonaparte: Passerini, Della origine della famiglia Bonaparte dimostrata con documenti. Firenze 1856 (Archivio storico ital. III., IV.); Stefani, L'antichità dei Bonaparte, Venezia 1857; Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, IV.; Colle, Genealogia della famiglia Bonaparte, Firenze, 1898; Colonna de Cesari Rocca, La vérité sur les Bonaparte avant Napoléon, Paris, 1899. Über Napoleons Kinderjahre finden sich bei Larrey, Madame Mère, (Paris 1892) im Anhang Diktate Lätitias. Vgl. Napoleons eigene Ausführungen in Las Cases', Montholons und Gourgauds Aufzeichnungen auf St. Helena, in den Mémoiren Josephs (éd. Ducasse), bei Mme. de Rémusat, (Mémoires, I. 267 ff.), bei Antommarchi, Les derniers moments de Napoléon (neue Ausgabe 1895). Vgl. auch Masson, Napoléon et sa famille, I. (Par. 1897.)

Was insbesondere den Geburtstag Napoleons betrifft, so ist noch bei dessen Lebzeiten die Meinung aufgetaucht, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht. (Vergl. den Artikel „Bonaparte“ in Michaud's „Biographie universelle“.) Neuere Schriftsteller haben dieselbe wiederholt, ohne zureichende Gründe. Erst Jung, I. 42, brachte wichtigere Einwendungen gegen den 15. August 1769 vor. Er produzierte nämlich einen Auszug aus den Standes-Registern von Corte, nach welchen ein „Nabulione Buonaparte“ am 8. Januar 1768 getauft worden war. Dasselbe Dokument erscheint dann fast unverändert, nur mit dem wenig italienisch klingenden Namen „Joseph“ vor Nabulione, als Taufschein des Bruders im Archive von Ajaccio. Endlich machte Jung den Trauungsschein Napoleons geltend, worin der 5. Februar 1768 als Geburtstag des Bräutigams angeführt wird. Mit diesen Belegen an der Hand, suchte er wahrscheinlich zu machen, daß Napoleon der älteste, 1768 geborene Sohn Carlos sei, und daß der Vater seinen Taufschein mit dem Josephs vertauscht habe, um für Jenen das zur Aufnahme in die Schule von Brienne erforderliche Alter — nicht mehr als zehn Jahre — nachweisen zu können. Dagegen läßt sich jedoch manches einwenden: 1.) liegt im Pariser Archive des Kriegsministeriums ein am 21. Juli 1771 verfaßter Taufextrakt, nach welchem an diesem Tage ein „am 15. August 1769“ geborener Sohn Carlo Buonapartes „Napoleone“ getauft wurde. 2.) hat Carlo im Juli 1776 für seine beiden ältesten Söhne um Freiplätze in königlichen Militärschulen gebeten. Er mußte damals das Alter der Knaben genau angeben und Auszüge der Taufscheine beilegen; und in der Tat findet sich im Kriegsarchiv ein am 23. Juni 1776 beglaubigter Taufextrakt für den „am 15. August 1769“ geborenen Napoleone. Die Erledigung seines Gesuches dehnte sich jahrelang hinaus; die Kriegsbehörde zog Erkundigungen ein, verlangte den Adelsnachweis u. dgl. Darüber kam das Jahr 1779 heran, in welchem, den Statuten gemäß, nur noch einer der Knaben, d. i. der 1769 geborene, Aufnahme finden konnte. Wo und wie sollte nun der Vater, während sein Gesuch mit den Beilagen bei der Behörde lag, Gelegenheit gefunden haben, den Taufschein Napoleons für den Josephs einzuschieben, d. h. die beiden Dokumente zu fälschen? Vorher aber, im Jahre 1776, war für einen solchen

Tausch gar kein zwingender Grund vorhanden. Man entschied dann endlich in Paris nach den vorliegenden Taufextrakten, wählte den einzig berechtigten jüngeren Knaben aus und behielt dessen Geburtsdokument zurück. Dieser war eben Napoleon, und darum befindet sich dessen Taufextrakt heute noch bei den Akten. 3.) hat Chuquet I. 66, mit Recht das „Nabulione“ in dem Taufschein Josephs dahin aufgeklärt, daß Karl — früherem Vorgange folgend — den zweiten und dritten Napoleone, deren es mehrere angesehene in der Vergangenheit der Familie gab, und Lucian nennen wollte. Nun starb aber der Erstgeborene Joseph (geb. 1765), als der Zweitgeborene schon Nabulione getauft worden war; man schrieb daher den Namen Joseph nachträglich in den Taufschein des späteren Königs von Neapel und Spanien, und der „Napoleon“ fiel dem im Jahre darauf, 1769, geborenen Sohne zu. Über den Aufenthalt in Autun: Harold de Fontenay, Napoléon, Joseph et Lucien Bonaparte au Collège d'Autun (Autun 1869); über den in Brienne: Assier, Napoléon I. à l'école de Brienne (Par. 1874). Beide durch Chuquet überholt. Außerdem die Aufzeichnungen von Mitschülern: C. H., Some account of the early years of Buonaparte at the military school of Brienne. 1797. (Französisch von Bourgoing, „Quelques notices sur les premières années de Buonaparte“ Par. VI. Neuerdings veröffentlicht in der „Revue napoléonienne“, 1902.) Dazu „Traits caractéristiques de la jeunesse de Bonaparte“ (Leipzig, 1802) und „Histoire de Bonaparte, premier Consul“, Paris, an X. Bourrienne, Mémoires I. sind mit Vorsicht aufzunehmen. Über den Aufenthalt in der Pariser Schule: Hennet, Les compagnies de cadets-gentilshommes et les écoles militaires (Par. 1889), Ségur, Histoires et mémoires, I., Montzey, Institutions d'éducation militaire jusqu'en 1789. Über die Zeit Napoleons in den Garnisonen, neben den erwähnten Werken von Masson und Chuquet: Du Teil, Une famille militaire au 18. siècle (Par. 1896), (De Romain), Souvenirs d'un officier royaliste, Journal d'un bourgeois de Valence. Léty, Bonaparte à Valence (Tournon 1898) und Bois, Nap. Bonaparte, lieutenant d'artillerie à Auxonne (Par. 1898) enthalten nichts wesentlich Neues.

Zum zweiten Kapitel. Über die Revolution: Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I.; Sorel, L'Europe et la révolution française II.; Taine, Les origines de la France contemporaine I.—IV. Aulard, Histoire politique de la Révolution Par. 1901; Chérest, La chute de l'ancien régime, 2 Bde.; Sciout, La constitution civile du clergé, 4 Bde.; Wahl, Studien z. Vorgeschichte d. franz. Revolution, neben zahlreichen Einzelwerken, die in Lavisse und Rambaud's, Histoire générale VIII. und in G. Koch, Beiträge z. Geschichte der politischen Ideen, II. verzeichnet sind. Die Gesamtdarstellungen von Thiers, Mignet, Michelet, Hamel u. a. über die Umsturzbewegung sind heute überholt. Über die korsischen Dinge: Außer Chuquet und Marcaggi noch: Letteron, Pièces et documents pour servir à l'histoire de la Corse pendant la révolution française, Renucci, Storia di Corsica, Arrighi, Histoire de Pascal

Paoli (Par. 1843, 2 Bde.), Tommaseo, Pasquale Paoli, Bartoli, Histoire de P. Paoli (Neue Ausgabe, Bastia 1891), Bianchi, Lettere di Paoli (Firenze 1846), Lettere inedite di P. Paoli (1790—95) in der Rassegna settimanale, 1881, Maggiolo, Pozzo di Borgo, Par. 1891. (Die kurze Autobiographie Pozzo di Borgos im Russ. hist. Sbornik, II. 158 ff. ist nahezu wertlos), Rossi, Osservazione storiche sopra la Corsica (im Bulletin des sciences hist. de la Corse 1881 ff.), Jollivet, La Révolution française en Corse (Par. 1892), Grosjean, La mission de Sémonville à Constantinople (Par. 1887), die Memoiren Masserias (mir unzugänglich), Josephs und Lucians (Letztere sind nicht immer zuverlässig). Chuquet, II. 377, bietet ein Verzeichnis der bis heute bekannten authentischen Briefe und Schriften Napoleons bis zum Mai 1792, das im 3. Bande, p. 324 bis Ende 1793 fortgeführt wird. Über die Expedition nach Sardinien: Chuquet III. und Letteron, Pièces et documents. Die korsische Periode im Leben Napoleons wurde zu seiner Zeit am liebsten ganz totgeschwiegen. In der im Texte erwähnten, 1802 erschienenen und wahrscheinlich inspirierten „Histoire de Bonaparte" heißt es z. B. p. 20: „Tout le temps qui s'écoula depuis l'aurore de la révolution jusqu'à l'époque fameuse du siège de Toulon, en décembre 1793, fut consacré par Bonaparte à s'instruire dans la tactique militaire qu'il cultivait en paix et dans l'obscurité; car jusqu'au siège de Toulon il vécut pour ainsi dire inconnu."

Zum dritten Kapitel. Die unter den Auspizien Napoleon III. herausgegebene „Correspondance de Napoléon I." tritt hier als Quelle ein. Sie beginnt mit Briefen aus dem Herbste des Jahres 1793, vor der Eroberung von Toulon. Man weiß, daß die Korrespondenz Napoleons vor ihrer Veröffentlichung einer eingehenden Sichtung unterzogen wurde und viele Tausende von Briefen unediert blieben. Sie sind nachträglich teilweise veröffentlicht worden durch Du Casse, Supplément à la Correspondance de Napoléon I. (Par. 1887), Lecestre, Lettres inédites, 2 Bände (Par. 1897), Brotonne, Lettres inédites (Par. 1898) und Dernières Lettres inédites, 2 Bde. (Par. 1903). Die Lücken der Sammlung lassen sich übrigens zum Teil auch aus den Memoiren Joseph Bonapartes (herausgegeb. von Du Casse) und nach den Mitteilungen Costons und Jungs ergänzen. Die Schriften Napoleons aus dieser Zeit, insbesondere auch das „Souper von Beaucaire", bei Masson, Napoléon inconnu II. Als Quellen gehören überdies hierher: die der Schwester Robespierres zugeschriebenen Denkwürdigkeiten, diejenigen Marmonts (wo I., 120 Dugommiers Bericht über Toulon abgedruckt ist), die „Souvenirs" Doulcet Pontécoulants, die Memoiren der Herzogin von Abrantès (Gemahlin Junots), die Barras', der häufig die Wahrheit gehässig entstellt, Doppet's, des Generals Thiébault I. Band. Für die Abwandlung der französischen Parteipolitik: Louis Blanc, Histoire de la révolution fr. XI., XII.; Hélie, Les constitutions de la France; Rousset, Les volontaires de 1791—94; Aulards Recueil des actes du comité de salut public und desselben Histoire politique de la révolution française, Par. 1901,

Sybels Geschichte der Revolutionszeit, Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, H. Taine, Les origines de la France contemporaine, 4. Band. Sorel, L'Europe et la révolution française, III. und IV. Für die Belagerung von Toulon: außer Chuquet III. Cottin, Toulon et les Anglais en 1793 (Par. 1898), J. Colin, L'éducation militaire de Napoléon (Par. 1900), Krebs et Moris, Les campagnes dans les Alpes pendant la révolution, 2 Bände, Spencer Wilkinson, Napoleon, the first phase, in Owen's College historical essays, C. J. Fox, Nap. Bonaparte and the siege of Toulon, Washington 1902 (Heidelberger Dissertation), Rose, The life of Napoleon I. Band, Pineau, Le général Dugommier. Über Napoleon als Artilleriegeneral der italienischen Armee: außer Colin auch Bouvier, Un amour de Napoléon (Mme. Turreau i. J. 1794) in „Souvenirs et Mémoires" 1900, Hamel, Histoire de Robespierre, III. Über den 13. Vendémiaire: Zivy, La journée du 13 vendémiaire (Paris 1898, in der „Bibliothèque de la faculté des lettres de l'Université de Paris"), die Memoiren von Thibaudeau, Larevellière-Lépaux, Barras, Thiébault. Über die folgende Zeit: Bourriennes und Joseph Bonapartes Memoiren, Arnaults Souvenirs d'un Sexagénaire, die „Mémoires sur Carnot" (herausgegeben von seinem Sohne, neue Ausgabe 1893), Charavay, Correspondance générale de Carnot, Tissot über Carnot, Fains Manuscrit de l'an III., die Mémoiren Ségur's und Ouvrard's, Babeau, La France et Paris sous le Directoire (Par. 1888, Briefe eines reisenden Engländers), Gourgaud's Journal inédit de 1815 à 1818. Par. 1900. Die von André Michel veröffentlichte „Correspondance de Mallet du Pan avec la Cour de Vienne, 1794—1798" (2 Bände), weiß aus den Vendémiairetagen über Bonaparte nicht mehr zu sagen, als daß er ein „Corse terroriste" war. Es scheint danach sein Name doch erst durch den italienischen Feldzug in weitere Kreise gedrungen zu sein.

Über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Zirkel: Goncourt, Histoire de la société française sous le Directoire und die grundlegenden Werke: „Tableaux de la révolution française" und „Pariser Zustände während der Revolutionszeit" des deutschen Gelehrten Adolph Schmidt; dann Frau v. Staël, Considérations sur la révolution française I. Über Josephine: Napoléon I. et Joséphine: Lettres authentiques. 2 Bde. Paris 1833; neue Ausgabe 1896. (Englisch, London 1901, deutsch, Leipzig 1901.) Das Hauptwerk ist Masson, Joséphine de Beauharnais. 1763—96. Paris 1899. Daneben: Turquan, La générale Bonaparte, und Masson, Napoléon et les femmes, derselbe, Napoléon et sa famille I., die Memoiren Dufort de Cheverny's, der Frau v. Rémusat, dann die „Mémoires sur Joséphine et ses contemporains" des Fräulein Ducrest, die aber aus den gefälschten „Mémoires et correspondance de l'Impératrice Joséphine", (Par. 1820 und 1827), vieles aufgenommen hat. Auch Coston ist im 3. Bande seiner Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte Ähnliches passiert. Vgl. Al. Schulte, Napoleon I. als Brautwerber um Josephinens Hand. (Deutsche Revue,

1901.) Die Briefe, in denen sich Napoleon über Josephinens Untreue beklagt, fehlen in der Correspondance. Der im Text zitierte an Joseph ist nur teilweise von Coston und in den Mémoires du Roi Joseph, vollständig erst von Pertz in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1861, S. 221, und dann von Du Casse, Les rois frères de Napoléon, p. 8 veröffentlicht worden. Über die Episode mit Desirée Clary handelt Hochschild, Désirée reine de Suède (1889).

Zum vierten Kapitel. Für die Geschichte der Feldzüge von 1796—97 ist die Korrespondenz Napoleons Hauptquelle. (Vergl. Descoubès, La correspondance militaire de Napoléon I. im Journal des sciences militaires, Janvier 1878.) Daneben die „Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bon.“ (1819), worin die Briefe des Direktoriums, u. a. Bd. 1—4 und 7. Eine wertvolle Nachlese bietet Hüffer, Ungedruckte Briefe Napoleons aus dem Jahre 1796 und 1797 (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 49). Auch Brotonne's Sammlungen liefern Nachträge. Eine ausführliche Bibliographie über den Feldzug bei Bouvier, Bonaparte en Italie 1796 (Paris 1899, 2. Ausgabe 1902) und bei Kuhl, Bonapartes erster Feldzug 1796, der Ausgangspunkt moderner Kriegsführung (Berlin, 1902). Das letztere Buch enthält eine sehr ansprechende Einleitung über das französische Kriegswesen jener Zeit und Napoleons Operationspläne. Beide reichen nur bis zur Einschließung Mantuas. S. auch Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser (Wien, 1869), Eckstorff, Studien zur ersten Phase des Feldzuges von 1796 (Berlin 1901) und Hortig, Bonaparte vor Mantua (Rost. 1903). Fabry, Histoire de l'armée d'Italie, 1796 et 1797, ist mit dem 3. Bande (1901) endlich bis zur Übernahme des Oberbefehls durch Napoleon gediehen. Dann Colin, Etudes sur la campagne de 1796—97 en Italie (Par. 1898), neben den älteren Darstellungen von Koch, Mémoires de Masséna (Par. 1848), Jomini, Schels (Öst. milit. Zeitschr. 1830), Clausewitz, Rüstow, Schulz, York, Napoleon als Feldherr, I. Bd., Berlin 1885. Hierzu H. Delbrück, Über den Unterschied der Strategie Friedrichs d. Gr. und Napoleons, (Hist. und pol. Aufsätze, 1887) und auch die kleine Schrift von Malachowski, Über die Entwicklung der leitenden Gedanken zur ersten Kampagne Bonapartes. Vortrag, Berlin 1884. Eine umfassende, auf gründlicher Durchforschung des Materiales im Wiener Kriegsarchiv beruhende Darstellung der Kriegsereignisse dieser Jahre steht noch aus. Über die Abhängigkeit Napoleons von kriegsgeschichtlichen Werken: Pierron, Comment s'est formé le génie de Napoléon (Journal des sciences militaires 1888), darauf eine Gegenschrift von X., Paris, 1889; Montgelas, Bonaparte und Maillebois (Beiheft zum Militärwochenblatt, 1894); Kuhl a. a. O. im Anhang. Von Memoirenwerken gehören hierher: die Miot von Melito's, die Marmont's, Massena's, St. Cyr's, Thiébault's (2. Bd.), Pelleport's (Par. 1857), Roquet's (1862), des Piemontesen Costa de Beauregard (Par. 1877), Stendhal's Souvenirs de Milan de 1796 (Rev. d. d. mondes 1855), Landrieux' Mémoires publ. par Grasilier (Par. 1893). Von Biographien: Pineau, Le général Dugom-

mier (1902), Tuetey, Sérurier (1899), Chevrier, Le général Joubert, Rose, The despatches of colonel Thomas Graham on the Italian campain of 1796/97 (Englisch hist. review, 1899), Gachot, Hist. mil. de Masséna, I. (Par. 1901), Stöckl, Feldzeugmeister Gf. Beaulieu im Feldzug in Italien (Organ der militär-wissensch. Vereine, 1900), Angeli, Erzherzog Karl I. (Wien, 1896), Sorel, Bonaparte et Hoche (Par. 1897), Gachot, Bonaparte et Kellermann (La nouvelle Revue 1901). Für die Vorgänge in der Hauptstadt im Zusammenhang mit denen im Felde vergl. man die Memoiren Carnot's, Larevellière-Lépaux', die Denkwürdigkeiten sowie die Korrespondenz Mallet du Pan's, die Memoiren Bourrienne's, Mathieu Dumas', Hyde de Neuville's, Dufort de Cheverny's, Barante's, Lacretelle's Dix ans d'épreuves, Barbé-Marbois' Journal d'un déporté, Creuze-Latouche's Brief über die Vorgänge vor dem 18. Fructidor (Nouv. revue retrospective, 1903), die Berichte Sandoz' und Bayard's in Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807, I., die Denkschriften Bray's in „Aus dem Leben eines Diplomaten der alten Schule" (Leipzig 1903) namentlich über die öffentliche Korruption, dazu die Journale „Moniteur" und „Rédacteur" (letzteres das Organ des Direktoriums). Von wissenschaftlichen Darstellungen grundlegend: Sybel, Gesch. d. Revolutionszeit IV., mehrfach korrigiert durch Hüffer, Diplomatische Verhandlungen a. d. Zeit d. franz. Revolution, I. (Bonn, 1868), Sorel, L'Europe et la révolution franç. IV. u. V. (Bonaparte et le Directoire (Par. 1902), dazu desselben Aufsätze in der „Revue historique", vornehmlich im 17. und 18. Bande, Pallain, Le ministère de Talleyrand sous le Directoire, Par. 1894 (mit Briefen Talleyrands), Sciout, Le Directoire, 4 Bände (Par. 1897), über Einzelheiten: Séché, Les origines du concordat, I., P. 1894, Carini, Nuovi documenti per la storia del trattato di Tolentino im „Spicilegio Vaticano" I., Rom 1890, Richemont, Bonaparte et Caleppi à Tolentino (Correspondant, 1897), Maresca, La pace del 1796 tra le Due Sicilie e la Francia (Napoli 1887), Du Teil, Rome, Naples et le Directoire 1796/97 (Par. 1902), E. Daudet, La conjuration de Pichegru et les complots royalistes (Par. 1901), Pingaud, Un agent secret sous la Révolution et l'Empire (Par. 1894; es handelt sich um Antraigues), Pierre, Le 18 fructidor (Par. 1894), Gaffarel, Napoléon et les républiques italiennes (1769—99), Par. 1894, Dufourcq, Le régime jacobin en Italie, Par. 1900, Rodocanachi, Bonaparte et les îles ioniennes (1797—1816), Par. 1899, Belloc, Bonaparte et les Grecs (Par. 1826), Antonopulos, Bonaparte et la Grèce (Nouvelle Revue 1889), Pellet, Bonaparte en Toscane, 1796 (Revue bleue 1887), Sanesi, Il generalissimo Buonaparte a Firenze, 1796 (Archivio stor. it. 1890), Montecatini, De rebus in Lucensi regione a Bonaparte gestis anno 1796. Relazione inedita. Cagliari 1903. Venedig betreffend: Romanin, Storia documentata di Venezia, Bonnal, La chute d'une république, Par. 1885. Die Memoiren des letzten Dogen Manin liegen im Archiv zu Venedig.

Zum fünften Kapitel. Über Napoleons Haltung im Winter 1797 auf 1798 bis zur Abreise nach Toulon sind wir leider noch immer nicht ausreichend unterrichtet. Barras' Memoiren sind ohne Zweifel ein hervorragendes Quellenwerk, das mehrfache Aufklärungen gibt, seinen Wert aber durch eine maßlose Gehässigkeit gegen Napoleon beeinträchtigt und es mit der Wahrheit nicht immer genau nimmt; Larevellière-Lépaux' Erinnerungen sind vielfach unzuverlässig, die Aufzeichnungen Talleyrands von enttäuschender Leerheit. Manches verdanken wir denjenigen Joseph Bonaparte's mit den Briefen Napoleons bei Du Casse, Les Frères de Napoléon, denjenigen Lucians, den von P. Bailleu veröffentlichten Berichten des preußischen Gesandten Sandoz-Rollin aus Paris, der erwähnten Korrespondenz Mallet du Pans nach Wien, den Briefen Talleyrands bei Pallain a. a. O., den Memoiren Miot von Melito's, Thibaudeau's, den „Considérations" der Frau v. Staël (2. Band), den Memoiren Thiébaults, Marmonts, Lavalette's, Bourrienne's. Die Lücken, welche diese und andere Quellen offen ließen, haben die wissenschaftlichen Werke von Sybel, Sorel, Hüffer's „Rastatter Kongreß", Sciout's „Directoire", Aulard's „Histoire politique" u. A. auszufüllen getrachtet.

Über die Eroberungszüge nach Rom s. die Litteratur bei Gaffarel und Dufourcq; in die Schweiz: Strickler, Amtliche Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik, I., Bern 1886, Dunant, Relations diplomatiques de la France et de la République helvétique (1798—1803), (Quellen zur Schweizer Geschichte, XIX., 1902, eine Ergänzung zu Stricklers Sammlung.) Brune's Korrespondenz im „Archiv für Schweizer Geschichte", XII. u. XIV., Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrh. (Leipz. 1903) I., Tillier, Geschichte der helvetischen Republik I., Dändliker, Geschichte der Schweiz III., Erlach, Zur Bernischen Kriegsgeschichte d. J. 1798, Bern 1881.

Für den Krieg gegen England und die ägyptische Expediton sind vor allem die „Correspondance de Napoleon I." im 4. u. 5. Bde., die „Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte", die „Letters of Napoleon I." (1794—1807), herausgeg. v. A. L. Fisher in der English hist. rev. 1903, und die „Letters from the Army of Bonaparte in Egypt", Lond. 1798—1799 wichtig. Die Darstellung Napoleons in dessen auf St. Helena von Bertrand niedergeschriebenen Memoiren (Corr. XXIX. und XXX.) ist meist unrichtig; ebenso die offizielle Erzählung Berthiers, Relations des campagnes du gén. Bonaparte en Egypte, Par. 1800. (Zweite Ausgabe 1826.) Als zeitgenössische Quellen sind außerdem anzusehen: die Memoiren von Bourrienne (nicht ohne zu vergleichen die Aufzeichnungen D'Aures in A. B(elliard), Bourrienne et ses erreurs), Marmont, Savary (neue Ausgabe, Par. 1900), Lavalette, Beauharnais (Napoleons Stiefsohn, der den Feldzug mitmachte), J. Miot, Mémoires pour servir à l'histoire des expéditions en Egypte et en Syrie (Par. 1814), Desvernois (mit guten Anmerkungen des Herausgebers Dufourcq, Par. 1898),

dann die Aufzeichnungen des Kapitäns Vertray in Galli, L'armée française en Egypte, Par. 1883, Richardot's Nouveaux mémoires sur l'armée française en Egypte et en Syrie (Par. 1848), Pelleport's „Souvenirs", I., Niello-Sargy, Mémoires secrets sur l'expédition d'Egypte, Par. 1825, Lacorre, Journal inédit d'un commissaire aux vivres., Bord. 1852, Malus, Agenda, Souvenirs de l'expéd. d'Egypte, Par. 1892, Vigo-Roussillon, L'expédition d'Egypte; fragment des mémoires militaires du colonel V. R. (in Revue des deux mondes 1890, Bd. 100), die Aufzeichnungen eines Stabsoffiziers in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine", 1880, herausgegeben von Gopčevič; Gardiolle, Quatre lettres sur l'expédition d'Egypte (Par. 1880), Villiers du Terrage, Journal et Souvenirs, Par. 1899, Geoffroy Saint-Hilaire, Lettres écrites aux professeurs du Museum, Thurman (capitaine de génie), Souvenirs publ. par le Comte Fleury, Par. 1902, Le chasseur Pierre Millet, Souvenirs de la campagne d'Egypte, Par. 1903; Le canonier Bricard, Journal (in L. Larchey, Mémoires de soldats, 4. Bd.), Comm. Durrieus Briefe an seinen Bruder in Carnet hist. III., Journal d'un dragon d'Egypte, Notes, Par. 1899; Cap. Krettly, Souvenirs historiques, Par. 1838, Denon, Voyage dans la basse et la haute Egypte pendant les campagnes du général Bonaparte, Par. 1802; Norry, architecte, Relation de l'expéd. d'Egypte, Par. 1799; Bonaparte au Caire, par un des savants embarqués sur la flotte française, Par. 1799; Desgenettes, Histoire médicale de l'armée d'Orient (2. Ausg., Par. 1830), Larrey, Relation historique et chirurgicale, Par. 1803. Von arabischen Aufzeichnungen sind das Tagebuch Djabartis (französich, Paris 1838, neue Ausgabe 1884 ff.) und die „Geschichte der französischen Invasion" von Nakul el Turk (franz. Par. 1840) zu nennen. Von englischen Quellen sind die von Nicolas publizierten „Dispatches and letters" von Nelson (Lond. 1844 ff., später von Laughton, Lond. 1886) die wichtigste. Malta betreffend: die „Correspondance secrète d'un chevalier de Malte", Par. 1802, Doublet, Mémoires historiques sur l'invasion et l'occupation de Malte en 1798, Par. 1883 und die Papiere des Bray'schen Nachlasses in: „Aus dem Leben eines Diplomaten" (Leipzig 1903). Das Pariser Kriegsarchiv beherbergt, außer bereits veröffentlichten, noch eine Anzahl unedierter Aufzeichnungen: Tagebücher der Generale Dugua und Belliard, des Kavallerieoffiziers Savary und des Genieoffiziers Détroye, Notizen des Genieobersten Théviotte und des Intendanten D'Aure, Briefe der Generale Morand, Dupuis, Berthier, Dugua, Caffarelli, Desaix u. a. Jonquière, L'expédition d'Egypte, und Guitry, L'armée de Bonaparte en Egypte, haben daraus Auszüge mitgeteilt.

Von historischen Darstellungen sind heute außer einigen älteren überholten Werken, z. B. „Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte", Bd. III—VIII, Par. 1830 ff., Thiers, Bonaparte en Egypte et en Syrie (Neue Schulausgabe von Mart. Hartmann, Leipzig 1890, mit guten Anmerkungen), M. Dumas, Krieg der Franzosen in Ägypten (Hamb. 1800), Martin, Histoire

de l'expédition en Egypte, Par. 1815, Wilson, History of the British Expedition to Egypt (London 1803, vielfach nach Erzählungen kriegsgefangener französischer Offiziere; häufig unrichtig), Ader (1826), Schneidawind (1830) und den bereits erwähnten von Lanfrey, Sybel und Hüffer vorzugsweise zu nennen: de la Jonquière, L'expédition d'Egypte, 1798—1801, Par. 1900 f., bisher Bd. I—III bis zur syrischen Expedition reichend, auf amtlichen Quellen beruhendes Hauptwerk mit nicht ganz lückenloser Darstellung. Für die politische Geschichte der Expedition ist das Hauptwerk: Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d'Egypte, 1885. Lacroix, Bonaparte en Egypte, Par. 1899, ist einseitig bonapartistisch und kritiklos, Bréhier, L'Egypte, 1789—1900, Par. 1900, beruht hauptsächlich nur auf dem nicht immer zuverlässigen Vigo Roussillon und auf Villiers du Terrage; Holland Rose, The Life of Napoleon, I. Bd., steuert einzelnes aus englischen Archiven bei. Ein kritischer Aufsatz von Waas in der Histor. Vierteljahrschrift 1903: „Bonaparte in Jaffa", behandelt die histor. Überlieferung der Erschießung der 2500 Türken und bietet gute Bemerkungen über einzelne Quellen. Über die Unternehmungen zur See: Guérin, Histoire de la marine contemporaine III., Chevalier, Hist. de la marine franç., IV., Mahan, „Influence of Sea Power upon the french Revolution and Empire", v. I. (deutsch 1899), Jurien de la Gravière, Guerres maritimes I. und Mahan, Life of Nelson. 2. Ausgabe, 1899. Bezüglich Maltas: Toulgoët, Les responsabilités de la capitulation de Malte en 1798. (Revue des quest. hist. 1900). Über Brueys: Loir, Brueys à Aboukir, ler août 1798. (Revue maritime, 1900). Über Phélipeaux: Chuquet, La jeunesse de Bonaparte, I. und ein Aufsatz in der „Révolution française", 1899. Über Kleber: die Biographien von Pajol, Ernouf und Klaeber, Leben u. Taten d. Gen. Kleber, Dresden 1900. Über Dommartin: Besancenet, Le géneral D. Über Larrey: Triaire, Dom. Larrey et les campagnes de la Révol. et de l'Empire, Tours 1902. Über Monge: Jomard, Souvenirs sur Gaspard Monge et ses rapports avec Napoléon, Par. 1853, und Pongerville, G. Monge et l'expédition d'Egypte, 1860. Die wissenschaftlichen Resultate der Expedition sind in dem bänderreichen Werke „La description d'Egypte" (2. Ausg. 1821—30) niedergelegt. Von der Zeitschrift des Instituts „La décade égyptienne" und von dem alle vier Tage erscheinenden „Courrier d'Egypte" war schon im Texte die Rede.

Zum sechsten Kapitel. Über die französische Politik von 1799: Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, V., Sorel, L'Europe et la Révolution française, V., Sciout, Le directoire III., Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d'Egypte, Lanfrey, Histoire de Napoléon, I., 2. Band; Hüffer, Der Rastatter Kongreß II.; Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Kongresses; die Depeschen Sandoz-Rollins bei P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, I., Vivenot, Thuguts vertrauliche Briefe; die Briefe des schwedischen Gesandten Brinkmann bei Léouzon-Leduc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein et du Baron

Brinkmann (Paris, 1881); Hüffer, Die neapolitanische Republik (Raumers hist. Taschenbuch, 6. Folge III.), Giglioli, Naples in 1799 (London, 1903), Helfert Königin Maria Karoline v. Neapel, Franchetti, Storia d'Italia (bis zum Einzug Championnets), Nelson, Dispatches and Letters III., Rousselin de Saint-Albin, Championnet. Über den Rastatter Gesandtenmord gibt es eine reiche Literatur. Die ältere ist bei Helfert, Der Rastatter Gesandtenmord, Wien 1874, verzeichnet. Seitdem sind Untersuchungen Sybels in der „Deutschen Rundschau" von 1876 und in der „Historischen Zeitschrift", N. F. 39 erschienen, der übrigens in dem Verdachte gegen Lehrbach eine falsche Spur verfolgte. Einen richtigeren Weg schlug Hüffer in seinem „Rastatter Kongreß", namentlich aber in seiner Schrift „Der Rastatter Gesandtenmord", Bonn 1896, ein. Die von ihm beigebrachten Dokumente wurden in sehr dankenswerter Weise aus den Wiener Archiven noch ergänzt durch O. Criste, Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes. (Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs, N. F. Bd. XI., Wien, 1899.) und derselbe, Nachträge zum Rastatter Gesandtenmord (Ebenda, 1903). Diese Werke Christes verfolgen eine apologetische Tendenz, sowie Helferts gesammelte Aufsätze „Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmordfrage", Stuttgart u. Wien, 1900. Besondere Beachtung verdient die neuestens veröffentlichte „Deposition" Bray's in „Aus dem Leben eines Diplomaten" (Leipzig, 1903). Außerdem vergl. Obser, Polit. Korrespondenz Karl Friedr. von Baden, III., Heidelberg 1893, Du Moulin-Eckart, Bayern unter dem Ministerium Montgelas, I., München 1895; Wertheimer, Erzherzog Karl und die zweite Koalition (Archiv f. österr. Gesch., Bd. 47), Heigel, Zur Gesch. des Rastatter Gesandtenmordes (Hist. Vierteljahrschrift, 1900). Obser, Bonaparte, Debry und der Rastatter Gesandtenmord (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, Bd. 9) wendet sich gegen Böhtlingk's Hypothese — vorgetragen in dessen „Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen", 2. Ausg., Jena 1883 — Napoleon habe als der wahre Urheber des Kriegs von 1799 auch beim Gesandtenmord seine alles verwirrende Hand im Spiele gehabt. Wenn wir nicht irren, hat sich Böhtlingk von Napoleons Worten und Ideen verführen lassen, seinen Taten einen viel größeren Rahmen zu geben, als dieselben in jener Zeit auszufüllen vermochten. Man braucht seine Tatkraft nicht zu unterschätzen und dennoch so weitgehende Vermutungen nicht zu wagen. Vergl. übrigens hiezu: Wegele in der „Historischen Zeitschrift" 1881 und Hüffer im Nachwort der oben zitierten Schrift über die Rastatter Untat. — Über die Kriegsereignisse des Jahres 1799 vergl. außer den oben genannten allgemein geschichtlichen Werken die kriegsgeschichtlichen von Mathieu Dumas, Précis des événements militaires 1799—1814, Jomini, Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, (Schulz-Schütz), Gesch. der Kriege in Europa seit 1792, V. Clausewitz, Die Feldzüge 1799 in Italien und der Schweiz, Miljutin, Geschichte des Krieges von Rußland mit Frankreich, 1799 (deutsch von Schmitt), Gachot, Les camp. de 1799, Souvorow en Italie, Par. 1903, M. Etude sur la camp. de 1799 (Revue

d'histoire rédigée à l'Etat major 1903). Von besonderem Werte sind Hüffers Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution, 1799—1800, Bd. I., Leipzig 1901 und desselben Zug Suworows durch die Schweiz (Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung, 1900), wodurch die Werke des russischen Militärschriftstellers Orlow über Suworow überholt sind. Vergl. Oechsli, Gesch. d. Schweiz, I. Dazu die Memoiren Macdonalds, Thiébaults II., Costa de Beauregards (Un homme d'autrefois), Massénas (von Koch).

Über die inneren Zustände Frankreichs: Taine, Les origines de la France contemporaine IV., Felix Rocquain, L'état de la France au 18 brumaire, (Par. 1874), vor allem aber Albert Vandal, L'avènement de Bonaparte, Par. 1902, I. Bd. (La genèse du consulat; Brumaire; La constitution de l'an VIII), worin nicht nur die gedruckte Quellenlitteratur, sondern auch Unediertes von großem Werte benützt wurde: Aufzeichnungen von Cambacérès, Mortier, Grouvelle. Daunou, Briefe von Barante u. a.; Pierre, La terreur sous le Directoire; Aulard, Paris pendant la réaction thermidorienne V.; desselben Aufsätze im 2. Bande seiner „Etudes sur la Révolution française" (Les causes du 18 brumaire), desselben „Etat de la France en l'an VIII et en l'an IX"; Madelin, Fouché I., Montier, Robert Lindet, Néton, Sieyès. Gleichzeitige oder zeitgenössische Aufzeichnungen enthalten: Schmidt, Tableaux de la Révolution III., Lescure, Mémoires sur les journées révolutionnaires 1789—99, II., das Mémorial de Norvins, Mallet du Pan, La révolution française vue de l'étranger, die Mémoiren von Napoleon (in Corresp. XXX.), Dufort de Chéverny, Chateaubriand (Mémoires d'outre-tombe), Lafayette, Larevellière-Lépaux, Thibaudeau, Roederer (in dessen Oeuvres III.), Joseph Bonaparte, Lucian Bonaparte, Bourrienne, Barante I., Barras III., Frau v. Chasteney, Gohier, Pasquier I., Frau v. Rémusat, Frau v. Staël (Considérations) und eine Schrift derselben „Des circonstances actuelles", 1798 (in der Rev. d. d. m. Nov. 1899), Frau Reinhard, Briefe an ihren Vater, 1900, Musnier-Desclozeaux' Memoiren (verfaßt von Réal), Ségurs (Ausgabe von 1894), Thiébaults, Marmonts, M. Dumas', Lavalettes. Von Zeitungen kommen hauptsächlich in Betracht: Der „Moniteur universel", der „Publiciste", der „Surveillant" und die „Gazette de France".

Über den Staatsstreich: außer Vandal, der in den Anmerkungen eine unterrichtende Note über wichtige Quellenschriften bietet, Aulard, Histoire politique de la révolution, desselben, Bonaparte et les poignards des 500 in den „Etudes" II, desselben, L'établissement du Consulat. Von gleichzeitigen Quellen ist zu den früher genannten Memoirenwerken noch zu nennen: Jourdan, Notice sur le 18 brumaire (im Carnet historique 1901), „Un témoignage contemporain sur la journée du 19 brumaire" (ebenda 1899), „Mémoires historiques sur le 18 brumaire" (Par. an VIII), Sébastianis Äußerungen in Vatout, Histoire du Palais de S. Cloud, Arnault, Sou-

venirs d'un sexagénaire, die „Cahiers du capitaine Coignet", Savary, Mon examen de conscience sur le 18 brumaire. Über die Zeit der provisorischen Regierung: Aulard, Le lendemain du 18 brumaire, in den „Etudes" II, desselben Régistre des déliberations du Consulat provisoire, Paris 1894, desselben Paris sous le Consulat, Par. 1903, Stourm, Les finances du Consulat, Par. 1902, Poinsard, Le crédit public et les emprunts sous le Consulat (Annales de l'Ecole des sciences politiques, 1890), Lecomte, Napoléon et l'Empire, racontés par le théatre, Robiquet, Le général Hédouville (Revue hist.), Boulay de la Meurthe, Théorie constitutionelle de Siéyès, Par. 1836, Taillandier, Documents biographiques (über Daunou), Thibaudeau, Le Consulat et l'Empire I., Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire I. Zu den früher genannten Memoiren: die von Gaudin, Miot v. Melito, Stanislas Girardin und die von Lalanne herausgegebenen, dem gelehrten Fauriel zugeschriebenen Aufzeichnungen „Les derniers jours du Consulat", Par. 1886. (Erste Abteilung: „Esquisse historique des pronostics de la destruction de la République à dater du 18 brumaire".) Lebrun, Opinions, rapports et écrits, publiés par son fils, Par. 1829. Zu Ende 1799 wird der „Moniteur universel" offizielles Organ des Konsulats. Der Text der Verfassung vom Jahre VIII bei Hélie, Les constitutions de la France. (Eine deutsche Wiedergabe bei Pölitz, die Staatsverfassungen Europas, 2. Bd.)

Zum siebenten Kapitel. Über das Friedensanerbieten Napoleons: Die „Correspondance" VI., Du Casse, Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Mortfontaine etc. II., Par. 1855, Vivenot, Vertrauliche Briefe des Freih. v. Thugut II. Wien 1872, die „Parliamentary History" 34. Bd., Sybel V., Bignon, Histoire de France depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit I (befangen), Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe, 1800 bis 1815, I., Bowman, Preliminary stages of the peace of Amiens (vermehrte Wiedergabe der im Texte zitierten Leipziger Dissertation), Toronto 1899.

Über den Krieg von 1800: die „Correspondance", VI. Bd.; Napoleons Aufzeichnungen von S. Helena im 30. Bande der Sammlung; Bourriennes Memoiren und die der Generale Kellermann, Victor, Marmont, Soult, Massena, Savary, Thiébault, die „Mémoires militaires" Crossards, die Aufzeichnungen eines Soldaten in „Les cahiers du capitaine Coignet", Par. 1883. Alle diese Quellen sind heute an Wert überboten durch die Veröffentlichungen der Dokumente des französischen und des österreichischen Kriegsarchivs; jene brachte Capitaine Cugnac, Campagne de l'armée de reserve, 1800, Par. 1900, 1901, 2 Bände, von einer völlig unparteiischen Kritik begleitet, zur Publikation, diese Hüffer im 2. Bande seiner „Quellen zur Geschichte der Kriege von 1799 und 1800". Leipzig 1901. Beide Werke enthalten überdies wichtige Aufzeichnungen von Augenzeugen der einzelnen Vorfälle. Durch sie ist Gachot, La deuxième campagne d'Italie (1800), Par. 1899 außer Kurs gesetzt. Vergl. Günther, Geschichte des Feldzuges von 1800,

die älteren Werke von Mathieu Dumas, Jomini, Bülow und die Darstellung von Mras in der österr. milit. Zeitschrift von 1822—23. Über Genua: Thiébault, Journal des opérations militaires de siège et blocus de Gênes. Par. 1847, 2. Aufl. Über den Zug über den St. Bernhard: Cagliani, Il passagio di Bonaparte per il grande San-Bernardo, Tor. 1802. Über Bard: Beckh-Widmannstetter, Stokmar v. Bärnkopf, Wien 1900. Über Marengo enthält Hüffer's Einleitung zum zweiten Bande der „Quellen" eine orientierende Studie, namentlich über die Entwicklung der legendenhaften Darstellung unter Napoleons Mitwirkung. Siehe darüber übrigens auch den Aufsatz „Zum 80. Jahrestage der Schlacht bei M." in den Jahrbüchern f. d. deutsche Armee und Marine 36. Band. Im „Centenario della battaglia di Marengo", 2 Bände, Alessandria 1900 (Pittaluga, La battaglia di Marengo) sind italienische Quellen zusammengetragen, die einzelnes Neue bieten. Von älteren Darstellungen ist die Kellermann zugeschriebene Broschüre „Réfutation du Duc de Rovigo. La vérité sur la bataille de Marengo" (1828) und desselben „Campagne de 1800" besonders zu erwähnen; daneben die Zustammenstellung der französischen offiziellen Berichte im Mémorial du dépôt de la guerre V, von 1828. Sie werfen auch ein entsprechendes Licht auf die französischen Kriegsbulletins, über die, wie Thibaudeau in seinen Erinnerungen erzählt, damals schon der Pariser Witz das Wort erfand: „Er lügt wie ein Bulletin." Gruyer, Récit de la bataille de Marengo par Grouchy (in Carnet historique 1898.) M. Becker, „Etude sur le général Desaix" ist vielfach zu korrigieren.

Über die Politik im Sommer: Boulay de la Meurthe, Correspondance de Talleyrand avec le Premier Consul pendant la campagne de Marengo (Revue d'hist. dipl. 1892), Vivenot, Vertrauliche Briefe Thuguts, II., Du Casse, Histoire des négociations diplomatiques 1800—1802, II. Fournier, Die Mission des Grafen S. Julien im Jahre 1800, in „Historische Studien und Skizzen", Leipzig 1885, wo auf die ältere Litteratur Bezug genommen wird; dazu neuestens in Hüffer, Quellen, II., S. 125 ff, die Aufzeichnung Neippergs über diese Sendung und Bowman, „Preliminary stages".

Über den Winterfeldzug von 1800 auf 1801: Napoleons Mémoiren (in Correspondance XXX.), parteiisch gegen Moreau; dagegen Jomini in seiner Histoire des guerres XIV, Carrion-Nisas, La campagne des Français en Allemagne, 1800 (im Mémorial du dépot de la guerre V.), Richepanse, La bataille de Hohenlinden, (im Spectateur militaire, 1836), Tessier, Hohenlinden et les premiers démélés de Bonaparte et de Moreau (in der Revue historique IX. nach den Erinnerungen des beteiligten Generals Decaen), Schleifer, Die Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 und die vorausgegangenen Heeresbewegungen. Erding 1885. Eine Darstellung nach den österreichischen Kriegsakten findet sich in der Österr. milit. Zeitschrift von 1836. Andere wichtige Beiträge, insbesondere aus Wiener und Münchner Archiven, bei Hüffer, Quellen II.

Zur Geschichte der Diplomatie und der Friedensschlüsse ist Hauptquellenwerk: Du Casse, Histoire des négociations diploma-

tiques relatives aux traités de Mortfontaine, de Lunéville et Amiens. Par. 1855, 3 Bde. Dann die „Correspondance de Napoléon I." VI., VII., Lecestre, Lettres inédites de Napoléon I. (Par. 1897), Bd. I.; Brotonne, Lettres inédites de Napoléon I. (Par. 1898), desselben Dernières lettres inédites de N. I. (Par. 1903), Bd. I., Fournier, Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I. (Archiv f. österr. Gesch., Bd. 93), Vivenot, Vertrauliche Briefe Thuguts, II., Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon, 1800 bis 1809, Par. 1889, Bailleu, Preußen und Frankreich II. Die Staatsverträge bei De Clercq, Recueil des traités de la France, I. und Martens, Recueil manuel et pratique des traités et conventions, Leipzig 1866 ff. Dazu die Darstellungen bei Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'Empire, I., Sybel V., Sorel VI., Lanfrey III., Thibaudeau, Histoire de la France et de Napoléon Bonaparte, I., Thiers II. und III., Bignon, Hist. diplomatique de la France depuis le 18 brumaire (verfaßt auf Anordnung Napoleons) I. Über Einzelnes: Tatistscheff, Paul I. et Bonaparte (Nouv. Revue 1887), Tratschewski, L'empereur Paul et Bonaparte (Revue d'hist. dipl. 1889), Tratschewski, Relations diplomatiques entre la Russie et la France à l'époque de Napoléon I., 1800—1802 (im Sbornik der russ. hist. Gesellschaft, 70. Band), Schiemann, Die Ermordung Paul I. und die Thronbesteigung Nikolaus I. (Berlin, 1902), Tatistscheff, Alexander I. et Napoleon, Par. 1891, Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrh., II., Brückner, Materialien zur Geschichte Panins, Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, XIII., E. Paul, Ein Expeditionsprojekt Rußlands und Frankreichs nach Indien, im Jahre 1800 (in der Deutschen Revue 1888), Buchholz, Die napoleonische Weltpolitik u. d. franz.-russ. Bund (Preuss. Jahrb. 1896), Gaffarel, Napoléon I. et ses projets sur l'Hindoustan (Revue de Géographie, 1894), Driault, La question d'Orient, Par. 1900, E. Daudet, Les Bourbons et l'emigration pendant le Consulat (Rev. d. d. m. 1885). — Baumgarten, Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution, I., Grandmaison, L'ambassade française en Espagne 1789—1804, Lucien, Mémoires ed. Jung II., Marmottan, Le royaume d'Etrurie, Par. 1896. — Bowman, Preliminary stages of the peace of Amiens (Toronto, 1900); Philippson, La paix d'Amiens et la politique générale de Napoléon I. (Revue historique, 75, 1901); Roberts, The negociations preceding the peace of Luneville (Transactions of the Royal historial society, 1901), war mir nicht erhältlich, Stanhope, Life of Pitt II., Buckingham, Memoirs of Court and Cabinets of George III., 3. Bd. (Hansard), Parliamentary history, Bd. 35, Pellew, Life and correspondance of Addington (Lond. 1847), I., Malmesbury, Diaries and Correspondence (Lond. 1844), III., Life and lettres of the first Earl of Minto (Lond. 1874), II., Noorden, Der Rücktritt des Ministeriums Pitt, 1901, in Hist. Zeitschrift. 40. Bd. — Ranke, Hardenberg und Preußen, 1793—1813 (Sämtl. Werke 47. Bd.), Massenbach, Memoiren zur Gesch. des preuß. Staates, Ulmann, Die preußische Politik in der Frage der

bewaffneten Meeresneutralität und bei der Besitznahme Hannovers, 1801, (in d. D. Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft 1897). — Larsson, Sveriges deltagande in den väpnade neutralitäten 1800—1801 (Lund 1889). — Beer, Zehn Jahre österr. Politik; Fournier, Gentz und Cobenzl, Geschichte der österr. Diplomatie in den Jahren 1801 bis 1805; Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, 1797 bis 1809, I.

Über das Konkordat von 1801 ist Hauptquellenwerk: Boulay de la Meurthe, Documents sur la négociation du Concordat et sur les autres rapports de la France avec le Saint-Siège en 1800 et 1801, 5 Bde., Par. 1891 ff. Dazu vergl. Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, I., Theiner, Histoire des deux concordats, 1801 et 1803, Crétineau-Joly, Les mémoires du Cardinal Consalvi, Par. 1864, Derselbe, Bonaparte, le concordat de 1801 et le Card. Consalvi, Par. 1869; Champeaux, Le droit civil écclésiastique français ancien et moderne, II. (gute Materiensammlung), Portalis, Discours, rapports et travaux inédits sur le Concordat (Par. 1845), Debidour, Histoire des rapports de l'Eglise et de l'Etat en France de 1789 à 1870 (Par. 1898), Taine, Les origines de la France contemporaine. Le régime moderne, II. Eine zusammenfassende Darstellung mit neuen archivalischen Beiträgen aus römischen Quellen bietet Kardinal Mathieu, Le Concordat, Par. 1903.

Zum achten Kapitel. Über die Staatsreform im ganzen: Die Protokolle der Sitzungen der Konsuln und die des Senats sind noch nicht veröffentlicht; dagegen sind die des Tribunats in 59, des Gesetzgebenden Körpers aus dieser Zeit in 25 Bänden gedruckt. Vergl. Madivai et Laurent, Archives parlementaires, 2. Serie v. 1799 ab. Vergl. Duvergier, Histoire du gouvernement parlementaire, Par. 1857 ff., Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon (im Staatsrat), Par. 1833, Marco de Saint-Hilaire, Napoléon au Conseil d'Etat. Dazu die Correspondance de Napoléon I., Bd. VI. u. VII., mit den Ergänzungen von Lecestre und Brotonne; der „Almanach national" von VIII—X; der „Moniteur" als offizielles, der „Publiciste" als offiziöses Journal. Felix Rocquain, L'état de la France au 18 Brumaire (mit den Berichten der Staatsräte aus den Jahren 1800 und 1801); Remacle, Bonaparte et les Bourbons, Relations secrètes des agents de Louis XVIII. à Paris, 1802—1803, Par. 1899. Die Memoiren von Thibaudeau, Barante, Pasquier, Chaptal, Lafayette, Bourrienne, Roederer (Oeuvres III. Bd.), Lucian Bonaparte (éd. Jung), Carnot, Savary, Lavalette, Staël (Dix ans d'exil). Die Memoiren Fouchés (Par. 1828) sind zwar nicht sein Werk, aber doch nicht ohne seine Einflußnahme entstanden. Forneron, Histoire générale des émigrés, II. Von Darstellungen: Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, Bd. 3. (Dazu Barni, Napoléon et son historien, M. Thiers, auch in deutscher Übersetzung, Leipzig, 1870); Lanfrey, Napoléon I., 2. Bd.; insbesondere Taine, Les origines

de la France contemporaine. Le Régime moderne, I. II., Par. 1891, 1894 (leider unvollendet); Vandal, L'avènement de Bonaparte, II., Aulard, Paris sous le Consulat I.; desselben L'établissement du Consulat à vie („Révolution française", 1895); desselben, Histoire politique de la révolution fr., Par. 1901. Vergl. auch den entsprechenden Abschnitt in Lavisse und Rambaud, Histoire générale, IX. Napoléon; Aulard, L'Etat de la France en l'an VIII. et en l'an IX., Par. 1897; Madelin, Fouché, I, G. Stenger, La société française pendant le Consulat, Par. 1903 (nichts Neues), A. E. Blanc, Napoléon et ses institutions civiles et administratives, Par. 1880 (einseitig und panegyrisch, im Tatsächlichen aber übersichtlich). Kuscinski, Les Conventionnels fonctionnaires après le 18 brumaire („Revol. fr.", 27. Bd.), Hélie, Les constitutions de la France.

Über die Verwaltungsorganisation: Aucoc, Le Conseil d'Etat, avant et depuis 1789. (Zur Vergleichung mit den späteren Verhältnissen: Aucoc, Conférences sur l'administration et le droit administratif, Par. 1869, Bertrand, L'organisation française, Par. 1882 u. a.) St. Yves et Fournier, L'évolution du système administratif de Napoléon I. (Bouches du Rhône), Par. 1900, Darmstaedter, Die Verwaltung des Unterelsaß, 1799—1813 (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, 1903), Monnet, Histoire de l'administration en France, Par. 1885, Passy, Frochot, Par. 1867. Eine Geschichte der französischen Industrie unter dem Konsulat ist leider noch ebensowenig geschrieben wie eine Geschichte der napoleonischen Zollpolitik. Hier liegt noch ein weites Feld brach.

Über die Finanzreform: Die Memoiren von Gaudin und dessen Notice historique sur les finances de la France, 1800—1814; Minzès, Die Nationalgüterveräußerung während der französ. Revolution, Jena 1892; Mollien, Mémoires d'un ministre du trésor public (neue Ausgabe, 1898). Lebrun, Opinions, rapports et écrits (publ. par son fils), Par. 1829; Ramel, Les finances de la Republique, Par. 1801; Necker, Dernières vues de politique et de finances, Par. 1802; Stourm, Les finances du Consulat, Par. 1902, Salvandy, M. Mollien, Par. 1851. Poinsard, Le crédit public et les emprunts sous le Consulat (Annales de l'Ecole des sciences pol. 1890), Courtois, Histoire des Banques en France, Par. 1881, Zablet, La Banque de France (in Revue bleue, 1899, XI.), Nicolas, Les Budgets de la France depuis le commencement du 19. siècle. (Die Protokolle des Finanz-Conseils sind noch ungedruckt.)

Über die Justizreform: Gesetzsammlung von Duvergier, collection complète des lois etc. 1789—1804, Par. 1824, 14 Bde. Hauptwerk Locré, La législation civile, commerciale et criminelle de la France, 1827, 31 Bde., Derselbe, Esprit du Code Napoléon, Par. 1805 ff.; Fenet, Recueil, complet des travaux préparatoires du Code civil, Par. 1836; Portalis, Discours, rapports et travaux inédites sur le Code civil (publ. par son fils.), Par. 1844. Sévin, Etude sur les origines révolutionnaires des Codes Napoléon (nouv. éd. Par. 1879). Troplong, De l'esprit démocratique dans le Code civil (Auszüge

daraus bei Sévin.) Vor allem jetzt: Sagnac, La législation civile de la révolution française, Par. 1898 (mit Bibliographie); Leroy, Le centenaire du Code civil. (Revue de Paris, 1903.) Über Napoleons Anteil: Madelin, Le premier consul législateur, Par. 1865; Pérouse, Napoléon I. et les lois civiles du Consulat et de l'Empire, Lyon 1866 (beide panegyrisch); Jac, Bonaparte et le code civil, Par. 1898; Bressolles, Etudes sur les rédacteurs du Code Napoléon (Revue de legislation, 1852). Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung in Frankreich, Zachariae, Das französische bürgerliche Recht; Cruppi, Napoléon et le jury, Par. 1896.

Über die Unterrichtsreform: Beauchamp, Recueil des lois et réglements sur l'enseignement supérieur; Duruy, L'Institution publique et la Révolution, Liard, L'enseignement supérieur en France (depuis 1789), I., Par. 1888; Hahn, Das Unterrichtswesen in Frankreich mit e. Geschichte der Pariser Universität, 1. Bd., Breslau 1848. Gautier, La réforme de l'enseignement secondaire sous le Consulat (Rev. Universitaire 1898); Grimaud, Histoire de la liberté d'enseignement en France depuis la chute de l'ancien régime. Par. 1898; Bourgeois, La liberté d'enseignement (La Grande Revue, 1902). Dupuy, L'école normale (Revue intern. de l'enseignement supérieure 1883). Über die Ehrenlegion: Mazas, La légion d'honneur.

Über die Bewältigung der parlamentarischen Opposition: Thibaudeau, Barante, Pasquier, Camille Jordan, Le consulat à vie, Ste. Beuve, Camille Jordan (in Lundis XII.), die „Considérations" der Staël, Laboulaye, Benjamin Constant. Über die Zensur: Welschinger, La Censure sous le premier Empire, Par. 1882; Le Poittevin, La liberté de la presse depuis la Révolution (1789—1815), Par. 1901. F. A. A. Un rapport de Portalis sur la presse en l'an XI. (La Rév. fr. 1897.) Über die Verschwörungen: Fescourt, Histoire de la double conspiration de 1800. Par. 1819; Desmarest, Témoignages historiques; quinze ans de haute police sous Napoléon, Par. 1833; Destrem, Les déportations du Consulat et de l'Empire, Par. 1885; E. Daudet, La police et les chouans sous le Consulat et l'Empire, Par. 1893; Madelin, Fouché I., Guillon, Les conspirations militaires sous le Consulat et l'Empire, Par. 1894; Lalanne, Les derniers jours du Consulat, Augustin-Thierry, Conspirateurs et gens de police, le complot des libelles, 1802 (Revue d. d. m. 1902).

II.

Beilagen.

Briefe Napoleons an Talleyrand.[1])

1.

28 frimaire an VIII.
(19. Dezember 1799.)[2])

Note pour le citoyen Talleyrand.

Nous sommes interessés à ce que Vandergraff, directeur général du commerce de la Compagnie Batave aux Indes et désigné gouverneur de Batavia, s'y rende le plutôt possible. Connaître quelles sont les vues du gouvernement batave sur cet objet.

Il nous serait nécessaire d'obtenir du gouvernement batave 200.000 piastres de crédit sur Batavia et autant des Espagnols sur les Manille.

Bonaparte.

2.

Paris le 10 nivôse an VIII.
(31. Dezember 1799.)[3])

J'ai la certitude, Citoyen Ministre, que M. Morelet, consul danois à Gênes, est notre ennemi déclaré. Je vous prie de me proposer un moyen de le faire rappeler de ce poste. Je vous salue.

Bonaparte.

3.

s. d.
(Dezember 1799.)[4])

Note pour le Citoyen Talleyrand.

Donner au C. Bacher des instructions pour qu'il provoque, sans trop s'avancer, des ouvertures de la part de l' Electeur de Bavière. Il peut dire à des personnes qui lui seraient attachées que, pendant mon séjour à Rastatt, j'ai été fort content de la manière dont cet électeur s'est conduit, étant alors Duc de Deux-Ponts.[5])

---

[1]) Die folgenden Briefe sind einer Sammlung im Wiener Haus-Hof- und Staatsarchiv entnommen, über die ich in meiner Abhandlung „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I." in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften (Archiv f. öst. Gesch. Bd. 93) Bericht erstattet habe.

[2]) Kopie. Der Ausstellungsort fehlt; es ist Paris.

[3]) Kopie. Morellet war noch im Juli 1800 dänischer Konsul in Genua. Ein zweiter Brief an Talleyrand vom 27. Juli 1800 (Correspondance VI. 5033) fordert neuerdings seine Ausweisung.

[4]) Kopie. Für das Datum s. die folgende Anmerkung.

[5]) Daß Bacher, der Vertreter Frankreichs am Regensburger Reichstag, damals in Frankfurt, in der Tat den Auftrag erhielt, ergibt sich aus einem Berichte des preußischen Gesandten Heymann in München vom 6. Jänner 1800: „On a même donné l'ordre à l'agent de la République à Francfort d'accueillir avec intérêt et amitié tous ceux de l'Electeur qu'il y rencontrera". Daß er den erhaltenen Befehl ausgeführt hat, lehrt ein zweiter Bericht Heymanns vom 19. Jänner. (Siehe hierüber Du Moulin-Eckart, Montgelas, I. 222.)



Faire mettre dans le „Moniteur“ un article propre à frapper les cabinets étrangers et qui fera connaître la différence de la marche diplomatique des Consuls et de celle de l'ancien Directoire, les appuyant sur l'éxécution donnée au traité fait avec le Grandmaître de Malte et sur la stricte exécution du cartel fait avec les Anglais et en conséquence duquel les Consuls ont fait mettre en liberté Sir Robert Barclay.[1])

Sur la levée de l'embargo sur les vaisseaux danois et les deux consuls danois reçus.

Dire aussi, quoique plus légèrement, que le caractère des envoyés nouveaux nommés pour les pays étrangers, tels que Bourgeois (sic![2]) Beurnonville,[3]) Alquier[4]) etc., est une garantie des instructions qu'ils doivent avoir de suivre les formes reçues dans les pays, en observant tout ce qui peut dépendre d'eux pour maintenir l'harmonie et la paix.

Bonaparte.

4.

Paris le 12 nivôse an VIII.
(2. Jänner 1800.)[5])

Pour le Ministre des Relations Extérieures.

Le Ministre des Relations Extérieures fera connaître au Ministre plénipotentiaire de la République Hélvétique[6]) que je ne reçois les ministres étrangers que dans les jours où ils me sont présentés par lui.

Bonaparte.

5.

Paris, le 14 floréal an VIII.
(4. Mai 1800.)[7])

Au Ministre des Relations Extérieures.

Vous trouverez ci-joint, Citoyen Ministre, copie d'une lettre que j'écris au général Augereau. Je vous prie d'écrire dans le même sens

[1]) Das Übereinkommen wegen der Kriegsgefangenen war am 13. September 1798 abgeschlossen worden (De Clercq, Recueil des traités de la France, I. 368.) Ein Konsularedikt im „Moniteur“ vom 9. Nivôse VIII (30. Dezember 1799) beruft sich darauf. Dazu einige Zeilen Kommentar im angedeuteten Sinne.

[2]) Es ist wahrscheinlich, daß hier Bourgoing gemeint ist, der im Dezember nach Kopenhagen ernannt wurde.

[3]) Beurnonville erhält im Dezember 1799 seine Instruktionen für Berlin über die sich der preußische Gesandte Sandoz in Paris in einem Berichte vom 19. Dezember folgendermaßen äußert: „Les instructions de Beurnouville sont différentes de celles de ses prédécesseurs . . . il doit parler uniquement des intérêts qui lient les deux puissances, et des grands avantages que retirerait la Prusse d'interposer une médiaton énergique et armée pour donner la paix à l'Europe. Du temps des gouvernants avocats tous les fonctionaires publics étaient devenus en France des discoureurs . . . (Bailleu, I. 356 und 515).

[4]) Alquier ging im Dezember 1799 nach Madrid.

[5]) Kopie.

[6]) Jenner.

[7]) Kopie. Der Brief an Augereau, damals Chefgeneral der französischen Armee in Holland, vom 27. April 1800 ist in der Corresp. VI. 4734 mitgeteilt.

au C. Sémonville[1]) et de lui dire qu'il fasse connaître au gouvernement batave combien je suis mécontent du peu d'empressement qu'il met à monter la cavallerie et équiper les troupes françaises qui sont à son service. Je vous salue.[2])

Bonaparte.

6.

Paris, le 21 messidor an VIII.
(10. Juli 1800.)[3])

Vous trouverez ci-joint, Citoyen Ministre, différentes lettres des ministres du gouvernement à Turin et à Milan. Faites leur connaître, aussi qu'à celui qui est à Gênes, qu'ils doivent correspondre avec vous.

Ecrivez leur qu'ils doivent faire tous leurs efforts pour procurer au général Masséna les subsistances pour son armée.

Le Piémont pourrait-il procurer 2 millions par mois à la caisse de l'armée?

Quelles ressources peut offrir Gênes? Cette République avait autrefois 4 ou 5 mille hommes de troupes soldées; n' est-il pas juste qu'une partie équivalente de troupes françaises soient habillées, nourries et soldées?

Bonaparte.

7.

Paris, le 27 messidor an VIII.
(16. Juli 1800.)[4])

Vous trouverez ci-joint, Citoyen Ministre, deux lettres du général Masséna que vous me renverrez.

Vous écrirez au général Dupont[5]) combien il est indispensable qu'il fournisse 1,500.000 fr. par mois pour la subsistance de l'armée. Il est nécessaire que les 1,500.000 fr. pour messidor soient soldés avant la fin de la première décade de thermidor.

Vous ferez sentir au C. Petiet[6]) que j'espérais que les 2 millions pour le mois de messidor, qui cependant j'apprends qu'ils n'ont point encore été versés, qu'ainsi il n' a pas nous été payé pour la solde, vous lui ferez sentir qu'il prenne des mesures pour que ces 2 millions rentrent exactement. Car enfin le plus essentiel est de nourrir l'armée, tant pour l'Italie que pour la France.

Bonaparte.

---

[1]) Gesandter der Republik im Haag. Talleyrand führte den Auftrag am folgenden Tage (5. Mai) aus. S. Boulay de la Meurthe, Correspondance de Talleyrand pendant la campagne de Marengo. (Rev. d'hist. dipl. 1892) p. 251.

[2]) Der Gruß am Schlusse und die Adresse „Au Ministre . . .“, die in dieser Zeit stereotyp sind, werden in den folgenden Briefen weggelassen.

[3]) Kopie. Vergleiche den Brief an Masséna, Chefgeneral der italienischen Armee, vom 25. Juni 1800 in Corresp. VI. 4951.

[4]) Kopie.

[5]) Kommandierender General in Piemont.

[6]) Französischer Gesandter in Mailand.



8.

Paris, le 7 thermidor an VIII.
(26. Juli 1800.)[1])

Vous donnerez l'ordre, Citoyen Ministre, au C. Bourgoing par un courrier extraordinaire de se rendre en Danemarc.[2]) Le C. Fréville se rendra à Altona comme chargé d'affaires.

Bonaparte.

9.

Paris, le 7 thermidor an VIII.
(26. Juli 1800.)[3])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de me remettre un projet de note en réponse à celle de M. Haugwitz; on y dirait 1° que depuis la mission de Duroc nous voulions marcher avec la Prusse et suivre le même système, mais que, tout en disant „oui", la Prusse a toujours marché dans le sens contraire; 2° que, contre l'esprit du traité de Bâle, on nous a même fait sentir que l'on nous ferait des difficultés pour la rive gauche du Rhin; 3° que cela n'avait pas empêché le Ier Consul, qui compte toujours sur le caractère personnel de Sa Majesté, de continuer de mettre sa confiance en lui, l'ayant spécialement prié d'interposer ses bons offices envers l'Empereur de Russie pour rétablir la bonne harmonie entre lui et la République; que depuis 4 ou 5 mois que cette affaire était commencée, il n'avait pas obtenu une première réponse.

Bonaparte.

10.

Paris, le 9 thermidor an VIII.
(28. Juli 1800.)[4])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de me faire connaître quand vous me présenterez le travail pour l'exécution du réglement sur les Relations Extérieures.

Bonaparte.

---

[1]) Kopie.

[2]) Bourgoing hatte sich bisher in Hamburg aufgehalten und ging nun erst — in der zweiten Augusthälfte — nach dem Orte seiner Bestimmung (Kopenhagen) ab.

[3]) Kopie. Wiederholt aus „Zur Textkritik etc.", wo S. 12 der Brief dem in einzelnen Sätzen gleichlautenden vom selben Tage (Corresp. VI. 5029) gegenüber gestellt wurde. Stellen daraus sind von Lévy, Napoléon et la paix, p. 27, mitgeteilt worden, der den Brief im Pariser Kriegsarchiv gefunden haben will. Das dürfte wohl das Original desselben sein, womit meine Bemerkung, das Schreiben sei möglicherweise gar nicht abgesendet worden, gegenstandslos würde. Talleyrand erhielt eben am selben Tage zwei Briefe in derselben Angelegenheit, die sich jedoch nach der persönlichen Disposition des Ersten Konsuls unterschieden.

[4]) Kopie. Vergl. Masson, Le département des affaires étrangères pendant la Révolution, p. 450.

11.

s. d.
(August 1800.)[1])

Note pour le Ministre des Relations Extérieures.

Le Ministre des Relations Extérieures enverra au C. Otto la note et le projet ci-joint d'armistice. Ces deux pièces contiennent deux choses: 1° le désir réel du gouvernement français d'arriver à la paix générale, 2° d'en accélérer l'époque en mettant de côté le dégoût naturel que devait avoir le gouvernement à faire la première démarche, en considérant l'avantage que trouve la République à ravitailler Malte, Brest et Alexandrie. 3° Tout armistice qui n'aurait point ce but serait inutile et dès lors inacceptable. 4° Le gouvernement anglais trouve un avantage inappréciable puisque cet armistice le conduit à la paix et dans la position actuelle de l'Europe, l'Autriche ayant signé les préliminaires, il n'y a aucune espèce de doute que la paix ne soit toute à l'avantage de l'Angleterre. Avant donc de rien écrire et d'envoyer la note ci-jointe, il paraît nécessaire que le C. Otto se procure une entrevue avec le Duc de Portland[2]) et lui fasse connaître que le gouvernement français désire un armistice qui puisse permettre de traiter la paix et garantir le plutôt possible aux deux [nations][3]) puissances les bienfaits d'une cessation d'hostilités et tout de suite fasse donner le tems de répondre. Le C. Otto fera remarquer que cet armistice est avantageux à l'Angleterre puisqu'il la mène à la paix dans un moment où elle est abandonnée de ses alliés, que la France, de son côté, retirera de cet armistice l'avantage de rafraîchir Malte et d'approvisionner Malte et Alexandrie à moins de frais. Si M. Portland observe que, par cette même raison, l'armistice est défavorable à l'Angleterre, le C. Otto répondra que, si l'on veut la paix, on doit regarder cela comme rien. La preuve en est que dans l'armistice avec Sa Majesté Impériale les garnisons d'Ingolstadt, d'Ulm et de Philippsburg reçoivent des approvisionnemens[4]); que, cependant, on pourrait stipuler que Malte ne pourrait point recevoir de renforts d'hommes. La note ci-jointe ne serait remise que lorsque le C. Otto saurait que ces bases conviennent. Cet armistice serait commun à l'Espagne et à la Batavie.

A. Projet d'armistice.

23 thermidor.
(11. August.)

1. Il y aura armistice entre la République française et S. M. le Roi de la Grande-Bretagne et d'Irlande.

[1]) Kopie, undatiert, wohl aus der ersten Hälfte des August 1800, da auf die mit Saint-Julien in Paris abgeschlossenen Präliminarien verwiesen wird, welche am 28. Juli unterzeichnet worden waren, und die Beilage vom 11. August datiert ist. Die Unterschrift fehlt. S. oben S. 249 und unten n. 13.

[2]) Der Herzog von Portland war Staatssekretär des Innern.

[3]) Das Wort „nations“ ist durchstrichen.

[4]) Nach dem Parsdorfer Waffenstillstand vom 15. Juli wurden die drei Festungen alle 10 Tage mit Nahrungsmitteln versehen.



2. L'armistice commencera au ler fructidor[1]) et ne cessera qu'un mois après la notification qui en sera faite par une puissance à l'autre.

3. La navigation sera libre et les bâtimens des deux puissances se considéreront comme s'ils étaient en paix.

4. La liberté de navigation s'étendra également aux places qui seraient bloquées, telles que Brest, Malte et Alexandrie.

5. Les ordres de l'armirauté aux escadres de la Méditerranée et de l'Océan seraient portés directement par des officiers anglais qui traverseront la France.

6. Ledit armistice devant être un acheminement à la paix entre les deux nations, le gouvernement français autorisera l'exportation de 100.000 quintaux de blé pour l'Angleterre.

B. Note pour Otto.

Le soussigné, spécialement autorisé par son gouvernement, a l'honneur de faire connaître à M. le Duc de Portland que le Premier Consul de la République, désirant étendre le bienfait de l'armistice, qui a lieu entre la République française et S. M. Impériale, aux états de la République française et de S. M. le Roi de la Grande-Bretagne, me charge de proposer un armistice général entre la République française (et la Grande-Bretagne)[2]) tant sur mer que sur terre, pour se mettre à même de commencer les négociations et de terminer la guerre qui désole les deux états.

12.

Paris, le 25 thermidor an VIII.
(13. August 1800.)[3])

Le général Alexandre Berthier est muni des pleins pouvoirs nécessaires pour négocier, conclure et signer une convention entre la République française et le Roi d' Espagne, relative à un accroissement d'états à donner en Italie au Duc de Parme.

Bonaparte.

13.

Paris, le 15 fructidor an VIII.
(2. September 1800.)[4])

Je désire, Citoyen Ministre, que vous expédiiez un courrier extraordinaire en Espagne pour faire part de l'état de nos négociations avec l'Angleterre.

Bonaparte.

Le Lord Minto[5]) a communiqué à la cour de Vienne l'intention de son gouvernement de s'unir à l'Autriche pour entrer en négociation avec la République.

---

[1]) 19. August.

[2]) „et la Grande-Bretagne" fehlt.

[3]) Kopie. Vergleiche Corresp. VI. 5010, 5034 und 5070. Berthier schloß am 1. Oktober 1800 mit dem spanischen Minister Urquijo den Vertrag zu Ildefonso ab.

[4]) Kopie.

[5]) Minto war englischer Gesandter in Wien.

La cour de Vienne a fait déclarer à la France qu'elle ne pourrait traiter que de concert avec l'Angleterre, elle a proposé que la négociation générale fut établie à Schelestadt ou à Lunéville.

Le ler Consul a accepté Lunéville; mais il a fait annoncer en même tems que, l'Empereur exigeant l'admission de l'Angleterre dans les négociations sans avoir exigé préalablement que l'Angleterre accedât à l'armistice existant, cet armistice serait rompu.

D'un autre côté le ler Consul a fait demander au gouvernement britannique, par l'intermédiaire du C. Otto, des éclaircissemens sur la démarche de Lord Minto et sur l'efficacité des dispositions qu'elle annonçait, et en même tems a fait proposer à l'Angleterre de conclure sur-le-champ un armistice maritime général qui comprendrait les alliés de la France, comme ceux de l'Angleterre, et qui serait l'équivalent de l'armistice continental.

Lord Grenville a répondu que S. M. Britannique approuvait ce qu'avait écrit Lord Minto, qu'Elle enverrait son plénipotentiaire à Lunéville, mais qu'Elle ne pouvait consentir à l'armistice. Le ler Consul a chargé le C. Otto d'insister sur l'armistice, ne pouvant consentir qu'à ce prix que les hostilités ne fussent point reprises contre l'Autriche et que la négociation s'ouvrit en commun pour la paix générale.

On attend les réponses de Vienne et de Londres.

14.

Paris, le 28 fructidor an VIII.
(15. September 1800.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, d'écrire au C. Sémonville que j'ai été très fâché d'apprendre que les 7. et 22. régiments de chasseurs manquaient des objets les plus indispensables; qu'il fasse auprès du gouvernement batave toutes les démarches nécessaires pour que ces deux régiments soient, dans le plus court délai, mis en état d'entrer en campagne.

Bonaparte.

15.

Paris, le 2 vendémiaire an IX.
(24. September 1800.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, 1° de réclamer dans[2]) votre seconde lettre à Thugut, avec instance, les Italiens détenus pour opinions publiques, comme l'avait promis M. de Mélas, et spécialement Caprara et Moscati.[3])

---

[1]) Kopie.

[2]) In der Kopie: „à".

[3]) Das Schicksal der beiden italienischen Staatsgefangenen, die bereits vor der Schlacht bei Marengo außerhalb Italiens interniert worden waren, bildete einen Gegenstand der Verhandlungen zwischen Joseph Bonaparte und Cobenzl in

2° que, pour que la Toscane continue à jouir de l'armistice, il est indispensable qu'il n'y ait pas de levée en masse et que les habitans restent chez eux.

3° que la convention de Marengo soit exécutée; il y est stipulé que S. M. I. ne doit conserver à la rive droite du Po que la seule forteresse de Ferrare.

4° que les Napolitains et les troupes impériales évacuent entièrement Rome et l'état du Pape, hormis la ville et la forteresse d'Ancône, à défaut de quoi les troupes françaises se trouveraient obligées d'entrer aussi dans les états du Pape.

Bonaparte.

16.

Paris, le 6 vendémiaire an IX.
(28. September 1800.)[1])

Vous trouverez ci-joint une lettre de l'Archévêque de Milan et vous me présenterez un projet de sauf-conduit conforme à sa demande avec une lettre d'envoi.

Bonaparte.

17.

Paris, le 9 frimaire an IX.
(30. November 1800.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de me présenter un projet d'arrêté pour nommer le C. Larochefoucauld, préfet de Seine et Marne, chargé d'affaires à une cour d'Allemagne.[2])

Je vous prie de me faire connaître les places dont je puis disposer, soit dans les commissariats de commerce, soit dans les chargés d'affaires ou ministres près des différentes puissances.

Bonaparte.

18.

Paris, le 19 frimaire an IX.
(10. Dezember 1800.)[1])

Je désire, Citoyen Ministre, qu'en causant avec Schimmelpenningk[3]) vous lui demandiez quelques renseignemens sur les cent mille florins dont on paraît toujours poursuivre à La Haye le remboursement.

Bonaparte.

Lunéville. Der Letztere gestand deren Freilassung in dem Protokolle der Konferenz vom 25. Januar 1801 zu. Sie wurden aber erst im Juli dieses Jahres freigegeben. Vergl. Du Casse, Négociations diplomatiques. II. 269, 360, 405, 417.

[1]) Kopie.

[2]) Larochefoucauld wurde nach Dresden ernannt, von wo er später als Nachfolger Champagny's nach Wien kam.

[3]) Holländischer Gesandter in Paris. S. unten No. 20.



19.

Paris, le 24 frimaire an IX.
(15. Dezember 1800.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de donner l'ordre aux Citoyens Belleville et Déjean de faire partir dans le courant de nivôse 3 bâtimens de Gênes et 3 de Livourne pour Alexandrie en Egypte.[2]) Ces bâtimens partiront à 6 jours de distance l'un de l'autre. Ils seront montés par des équipages français et liguriens. On prendra, ou des vaisseaux appartenans aux Français, ou des bâtimens qui avaient été confisqués, ou, s'il est nécessaire, de bons voiliers que l'on achetera.

Il sera embarqué sur chacun de ces bâtimens: 500 fusils avec leurs bayonettes, 250 sabres, 250 paires de pistolets, 3000 boulets de 4, 3000 boulets de 8, 3000 boulets de 12, 300 obus de 6 pouces, une caisse de graines d'Europe, une caisse de médicamens contenant 29 livres de quina et en proportion des mouches cantharides, de l'ipecacuane, de l'émétique.

Les Cs. Belleville et Déjean se concerteront avec les commandans militaires et les autorités de ces deux places pour se procurer ce qui ne se trouverait pas dans les magasins de l'armée. Ils compteront directement avec vous pour toutes les dépenses qu'occasionneraient ces expéditions.

Vous écrirez aux généraux Brune et Marmont pour les engager à faciliter de tous leurs moyens l'expédition de ces bâtimens.

Bonaparte.[3])

20.

Paris, 16 nivôse an IX.
(6. Januar 1801.)[4])

Le Ministre des Relations Extérieures fera connaître au C. Sémonville que je n'approuve pas les démarches qu'il a faites dans cette circonstance. Le gouvernement français n'est pas à 100.000 f. près, et je suis très-mécontent qu'on l'ait mis en jeu pour si peu de chose. Il fallait demander ouvertement une chose juste. Puisque cette demi-brigade avait perdu ses effets, il était d'autant plus raison-

---

[1]) Kopie.

[2]) Belleville und Déjean sind Handelsagenten (Konsuln) der französischen Regierung (Commissaires généraux des relations commerciales) in Florenz und Genua. Den ersten finden wir 1802 in der gleichen Eigenschaft in Madrid, der zweite kam 1801 in den Staatsrat.

[3]) Eine Woche später ging ein ähnlicher Auftrag an Lucian Bonaparte nach Madrid. Lecestre, Lettres inédites de Napoléon I. I. n. 29. Darin heißt es: „Quoique l'on agisse du côté de l'Italie, en même temps que du côté de l'Espagne, vous ne devez pas moins vous considérer comme si vous étiez le seul qui expédiassiez des bâtiments en Egypte".

[4]) Kopie. Sémonville schrieb an Talleyrand aus dem Haag, 11. Dezember 1800, er habe von der batav. Regierung unter einem Vorwand 100.000 Flor. geliehen, um der 27. Halbbrigade, die ihre Bagage eingebüßt hatte und sich bereits aufzulehnen begann, wieder dazu zu verhelfen. Die Resolution des Ersten Konsuls ist an die Seite von Sémonvilles Bericht geschrieben.

nable que le gouvernement batave vînt à son secours qu'il est bien loin d'avoir dépassé ce qu'il doit. Ces petites intrigues ne sont pas dignes du gouvernement.

Le 1er Consul

Bonaparte.

21.

Paris, le 21 nivôse an IX.
(11. Januar 1801.)[1])

Le Parlement impérial se réunit le 22 janvier; il faudrait que ceci partît dans 4 ou 5 jours, afin que cela pût arriver à Londres pour l'ouverture du Parlement.[2])

22.

Paris, le 23 nivôse an IX.
(13. Januar 1801.)[3])

Le Viceamiral Bruix se rend, Citoyen Ministre, à La Haye pour s'entendre avec le Directoire éxécutif batave sur un plan de campagne maritime. Je vous prie de lui remettre une lettre pour le C. Sémonville afin qu'il soit appuyé dans toutes les circonstances où il en aurait besoin.

Bonaparte.

23.

Paris, le 28 pluviôse an IX.
(17. Februar 1801.)[3])

Vous donnerez l'ordre, Citoyen Ministre, au résident de la République à Parme[4]) de se rendre à son poste et de partir de Paris sous 48 heures.

Bonaparte.

24.

Paris, le 9 ventôse an IX.
(28. Februar 1801.)[3])

Donnez l'ordre, Citoyen Ministre, au C. Alquier de se rendre au quartier général du général Murat[5]) avec les pouvoirs nécessaires pour conclure la paix avec le plénipotentiaire du Roi des Deux Siciles. Il serait nécessaire que le C. Alquier partît le 11 ventôse.

Bonaparte.

---

[1]) Kopie. Die Unterschrift fehlt.

[2]) Der Moniteur vom 15. und 16. Jänner enthält zumeist nur Mitteilungen aus englischen Blättern, keinen der Weisung entsprechenden Artikel.

[3]) Kopie.

[4]) Moreau Saint-Méry.

[5]) Murat kommandierte das Observationskorps in Süditalien und hatte am 19. Februar 1801 einen Waffenstillstand mit Neapel abgeschlossen.

25.

Paris, le 27 ventôse an IX.
(18. März 1801.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de m'envoyer copie des instructions que vous avez données au Ministre plénipotentiaire de la République pour l'échange des ratifications sur la convention à signer ou à convenir avant la signature du procès-verbal de l'échange des ratifications.

Bonaparte.

26.

Paris, le 8 germinal an IX.
(29. März 1801.)[2])

J'ai rappelé au Conseil d'Etat, Citoyen Ministre, les Citoyens Petiet et Déjean. Faites-moi un rapport sur les individus que vous croirez propres à les remplacer. Le général Dessolles me paraîtrait convenir à Gênes. Le général Masséna paraît désirer rester à Paris. Faites-moi connaître par qui on pourrait faire occuper le poste de Copenhague.[3])

Bonaparte.

27.

Paris, le 22 floréal an IX.
(12. Mai 1801.)[2])

Le ler Consul envoie au Ministre des Relations Extérieures la copie d'une lettre de Mr. de Tamara au général Murat et un projet de réponse à y faire.

28.

Paris, le 12 messidor an IX.
(1. Juli 1801.)[2])

Le C. Alquier, Citoyen Ministre, ambassadeur de la République à Naples, demande un chiffre. Je vous prie de lui en faire passer un.

Bonaparte.

29.

Paris, le 18 messidor an IX.
(7. Juli 1801.)[2])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de m'envoyer le traité conclu à Badajoz entre la République et le Portugal, et celui conclu au même lieu entre le Portugal et l'Espagne.

Bonaparte.

---

[1]) Kopie. Hier dürfte es sich um das Abkommen mit Spanien handeln das am 21. März perfekt wurde.

[2]) Kopie.

[3]) Bourgoing war nach Stockholm dirigiert worden.



30.

Paris, le 17 thermidor an IX.
(5. August 1801.)[1])

J'ai lu la note à l'ambassadeur d'Espagne, elle me paraît convenable. Je désire que vous la remettiez en invitant l'ambassadeur à expédier un courrier extraordinaire à Madrid.[2])

Bonaparte.

31.

Paris, le 26 thermidor an IX.
(14. August 1801.)[1])

Je vous envoie quelques idées qui seraient à rédiger en notes pour l'Espagne.[3])

Je vous prie de me faire connaître dans la journée qui est-ce qui a réglé qu'il y aura en Hollande 25.000 Français et qu'ils y resteront jusqu'à deux ans après la paix générale. Je n'en vois point de traces dans le traité de la Haye.[4])

Bonaparte.

32.

Paris, le 4 fructidor an IX.
(22. August 1801.)[1])

Je vous renvoie, Citoyen Ministre, le projet de traité entre la République et l'Electeur de Bavière. Je ne vois pas d'inconvénient à ce que ce traité soit signé.[5])

Bonaparte.

33.

Paris, le 9 vendémiaire an X.
(1. Oktober 1801.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, d'envoyer au Ministre du Trésor Publique la copie des articles de la convention faite avec la Batavie qui concernent son ministère.[6])

Bonaparte.

---

[1]) Kopie.

[2]) Vergleiche Corresp. VII. u. 5665. Der spanische Gesandte ist der Chevalier von Azara.

[3]) Vergleiche Corresp. VII. u. 5690.

[4]) Vergleiche die Militärkonventionen vom 27. Juli 1795, vom 2. April 1798 und vom 29. August 1801 bei De Clercq, I. 249, 355, 452.

[5]) Der Vertrag wurde zwei Tage darauf unterzeichnet. De Clercq I. 449.

[6]) Barbé-Marbois war kurz zuvor zum Schatzminister ernannt worden. Es sind die Artikel 15 und 16 des Vertrags vom 29. August 1801, der Holland zur Zahlung von 5 Millionen Franken verpflichtete. De Clercq I. 452.

34.

Paris, le 10 vendémiaire an X.
(2. Oktober 1801.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de me renvoyer la pièce relative au Prince de la Paix, en marge de laquelle j'ai mis une apostille qui ferait connaître mon opinion sur le Prince.[2])

Bonaparte.

35.

Paris, le 26 pluviôse an X.
(15. Februar 1802.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de faire connaître au C. Felix Desportes que mon intention est qu'il ne se mêle en rien des affaires de la maison Iranda.[3])

Bonaparte.

36.

Paris, le 26 prairial an X.
(15. Juni 1802.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, de me faire remettre le traité avec l'Espagne, relativement à la Louisiane, et les mémoires que vous pourriez avoir sur cette colonie.

Bonaparte.

37.

Paris, le 16 thermidor an X.
(4. August 1802.)[1])

Je vous prie, Citoyen Ministre, d'écrire au C. Champagny[4]) et de parler ici à M. de Cobenzl, pour que M. de la Fare, ancien évêque de Nancy, qui fomente des intrigues dans son ancien diocèse, soit arrêté ou, au moins, rélégué en Hongrie.

Je vous prie de faire faire la même démarche dans les états de Baden et à Munic, où il y a plusieurs évêques qui ne cessent de nous inquiéter en France, pour que, s'ils entretiennent en France des correspondances tendantes à troubler le concordat, on les fasse arrêter.[5])

Bonaparte.

---

[1]) Kopie.

[2]) Über die Meinung, die damals der Erste Konsul vom Friedensfürsten hegte, vergl. Corresp. VII. n. 5630, 5691.

[3]) Vergl. Lecestre, Lettres inédites I. n. 42, 47.

[4]) Champagny war von 1801 bis 1804 Gesandter in Wien.

[5]) In der Beilage die Abschrift eines Hirtenbriefes des emigrierten Bischofs de la Farre von Nancy datiert aus Wien, Pfingsten 1802, und an Abbé Jacquemin am 1. Juli übersendet, worin es heißt: „Il faut que les principes essentiels soient en sûreté, que les droits de l'Episcopat, que nous voulons et que nous devons défendre, demeurent sans atteinte, et que notre juridiction, pour laquelle nous faisons toutes réserves nécessaires, persévère dans nos mains". Klerus und Gläubige mögen sich „provisoirement" dem vom Papste bevollmächtigten Oberhirten anvertrauen.

38.

Paris, le 21 thermidor an X.
(9. August 1802.)[1]

Je vous prie, Citoyen Ministre, de me faire un rapport sur notre situation à Corfou, et de me faire connaître s'il a été fait des notifications à notre agent sur la garantie du traité d'Amiens et sur les événemens qui ont eu lieu depuis, et dans quelle situation il se trouve dans ce pays.

Il me paraît que les Hollandais veulent prendre à leur solde un corps de 5000 h. composé d'émigrés bataves qui étaient à la solde de l'Angleterre. Cette conduite me paraît devoir fixer notre attention. Je vous prie de me faire un rapport sur cela.

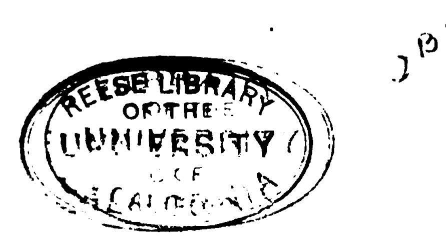
Bonaparte.[2])

39.

St. Cloud, le 13 vendémiaire an XI.
(5. Oktober 1802.)[1]

Mon intention, Citoyen Ministre, est d'écrire à Gênes que je désire avoir pour ambassadeur ici l'ancien sénateur Spinola, qui a été gouverneur de S. Remi, ou Ferrari d'Alexis. Je ne recevrai aucunes lettres de créance. Si elles avaient été envoyées, vous ne les feriez pas présenter jusqu'à la réponse du Doge. Les présens à faire pour le traité pour Gênes ne doivent pas passer 24.000 frcs. Je vous prie de me faire connaître quelles espèces de présens il serait convenable de donner pour ne pas dépenser une somme plus considérable.

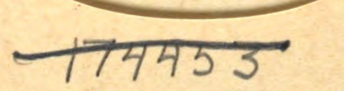
Bonaparte.

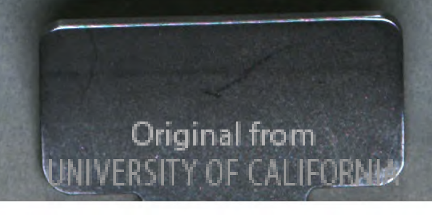


[1]) Kopie.

[2]) Bemerkung auf dem Briefe: „Le ministre invite le C. Durant à lui représenter toutes les lettres du C. Marivaux relatives au dernier paragraphe de la lettre du premier Consul.




174453


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA